16. Biogr. Gottfried. g. M.
465

<36607641500012

<36607641500012

Bayer. Staatsbibliothek

Gesche Marg. Gottfried, geb. Timm.

ie glücklich war meine Jugend, und
on so frommen Eltern geboren und erzo,
n, auch keine Ader habe ich von meinen
guten Eltern geerbt.

Lebensgeschichte

der

Giftmörderin

Gesche Margarethe Gottfried,

geborne **Timm.**

(1.)

Nach erfolgtem Straferkenntnisse höchster Instanz

herausgegeben

von dem Defensor derselben

Dr. F. L. Voget.

Bremen 1831.

Bei Wilhelm Kaiser.

Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht."
Ev. Joh. VIII. 34.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorrede.

Ob die Bekanntmachung des Lebens der Gottfried überall wünschenswerth sey, darüber kann bei Allen, die den Werth der Geschichte überhaupt anerkennen, kein Zweifel aufkommen, sobald nur unter Lebensgeschichte eben sowohl die innere, als die äußere verstanden wird. Was wäre mehr geeignet, dem Menschen über sich selbst die Augen zu öffnen, als eben die Enthüllung einer fremden Individualität.

Es wäre daher zu wünschen, daß, wo immer eines Verbrechers sündhafte Thaten ruchtbar geworden, auch sein inneres Leben zu möglichster Öffentlichkeit gelangte. Wo aber gar solche Thaten, wie die der Gottfried — welche ihre Schauder über

das ganze gebildete Europa, ja nach China und Amerika verbreitet haben — zur Kunde der Welt gelangt sind, und zwar so, daß man nur ein Ungeheuer, eine Ausgeburt der Hölle zu sehen glaubt, statt immer noch den Menschen, nur den von Stufe zu Stufe immer tiefer gesunkenen, darin zu erblicken: — da wird die Aufdeckung des verborgenen Seelenzustandes sogar eine heilige Pflicht, gegen Mit- und Nachwelt.

Freilich ist die Aufgabe eine schwere. Nicht zufrieden, durch Erzählung einer Reihe unnatürlicher Verbrechen, bloß begründet in der Annahme einer tigerartigen Natur des Thäters, höchstens geeignet, ein pharisäisches: „ich danke Gott".... zu erwecken, stellt sie sich ein viel höheres Ziel, nämlich: die Entschleierung des Innern eines menschlichen Wesens, welches mit tausend Andern von einem und demselben Anfangspunkte beginnend, auch äußerlich mit Tausenden eine gleiche Bahn weiter gehend, vor unsern Augen zu der furchtbarsten Verruchtheit herabsinkt, — jedoch so, daß wir den

Keim zu gleichem oder ähnlichem Verfall in unserm eigenen Herzen wahrnehmen. — Wenn bei einer solchen Entwicklung die Thaten eines außerordentlichen Verbrechers, welche man sonst als psychologische Räthsel leicht abzufertigen geneigt ist, am Ende unter den gegebenen Verhältnissen nur als das nothwendige Product des ganzen innern Lebens dastehen, so beruhet hierin das höhere, das edle Interesse an Criminalgeschichten, und jene Aufgabe erscheint gelöset.

So willkommen nun aber jeder Versuch zur Lösung dieser Aufgabe seyn mag, so moralisch verderblich ist dagegen freilich die Bekanntmachung ruchloser Gräuelthaten ohne psychologische Aufklärung der nach und nach entstandenen inneren Triebfedern. In diesem Fall bewirkt die Geschichte das gerade Gegentheil, den beschönigenden Selbstbetrug, und zwar um so unfehlbarer, je mehr sie etwa mit schönklingenden Sittensprüchen oder moralischen Gemeinplätzen ausgeschmückt ist, wonach jeder, dem ihre Richtigkeit einleuchtet, nun auch handeln zu können wähnt.

Eine andere Frage, als die nach der Nützlichkeit einer Lebensgeschichte der Gottfried überhaupt, ist die, nach dem Berufe des Verfassers zu diesem Werke.

Ohne sich über das Schwierige der Zergliederung eines fremden Characters, selbst für den geübtesten Seelenforscher, zu täuschen, ohne die geringen, ihm zu solcher Arbeit verliehenen Kräfte zu überschätzen, hat dennoch der Verfasser sich dazu verpflichtet gefühlt, theils aus Gründen, die in seinem Verhältnisse als Defensor der Gottfried lagen, theils in Rücksicht auf deren ausdrückliches Verlangen. Was ihm an früheren Erfahrungen im Gebiete der Seelenkunde, an schriftstellerischer Übung und in gar mancher anderen Beziehung mangelte, wurde zwar nicht ersetzt, doch, wie er glaubte, einigermaaßen aufgewogen durch andere günstige, wenn gleich für ihn verdienstlose, Umstände. Sein Verhältniß als gerichtlicher Vertheidiger der Verbrecherin mußte ihm deren Herz um so eher öffnen, je ängstlicher sie in seinen Bemühungen

ihre einzige Rettung sah, *) und je unerläßlicher er als erste Bedingung seines Wirkens vollkommene Aufrichtigkeit von ihr verlangte. Ja, sein schwaches Streben auch für das Seelenheil der Unglücklichen sah sich allmählig durch völliges Vertrauen und eine möglichst reumüthige Offenheit belohnt, eine Gemüthsstimmung, woraus bald der Wunsch der Missethäterin hervorging: an dem fürchterlichen Endpunkte ihres verderblichen Lebens der Welt noch auf eine Weise, durch Bekanntmachung ihrer Geschichte, zu abschreckender Lehre und Warnung, nützlich zu werden. Zu diesem Verlangen mochte auch der Defensor, als solcher, um so williger die Hand bieten, da in dem offenen, wenn auch noch so schauderhaften

---

*) In dieser überall durchscheinenden Gesinnung schrieb sie dem Herausgeber zum Schlusse ihrer biographischen Notizen:

„Ich habe Ihnen, meiner Ueberzeugung nach, was mir irgend erinnerlich war, mitgetheilt; Sie auch mit dem bekannt gemacht, was sich sonst in meinen früheren Jahren ereignet hat. Beim Durchlesen meiner Papiere müssen Sie zurückschaudern, da ein religiöser Sinn solche Sünden von keiner Seele erwartet. Schenken Sie aber einer Unglücklichen Ihr Mitleiden, und was Ihnen irgend möglich ist, für mich zu thun, unterlassen Sie nicht.“

Gemälde, die Verbrecherin dennoch weniger ungeheuer erscheint, als in der harten und nackten Zeichnung unmotivirter, thierisch-blutdürstiger Unthaten. Ein lebendiges psychologisches Interesse für diese Lebensgeschichte beseelte den Verfasser; mehrseitige Aufforderungen hochgeachteter Freunde kamen zu diesen Beweggründen hinzu; kein Staatsamt, welchem zu schriftstellerischen Arbeiten Zeit und Kräfte zu rauben, er für unrecht würde gehalten haben, hinderte ihn, — und so schritt er denn, erfreut auch durch eine aufmunternde Genehmigung der gerichtlichen Behörden, an das ernste vorliegende Werk.

Er gesteht es frei: die Ausführung ist weit hinter seinen Wünschen zurück geblieben; aber eines treuen Strebens zu gutem Zwecke sich bewußt, wagt er doch, eine nachsichtsvolle Beurtheilung in Anspruch zu nehmen, indem er nur theils auf die mit der Seltenheit eines Characters steigende Schwierigkeit seiner psychologischen Zergliederung, theils auf die beispiellose Furchtbarkeit einer Geschichte

aufmerksam macht, unter deren unausgesetzter Betrachtung ein freies productives Gemüthsleben fast unterliegen möchte.

Was nun aber auch in der Art der Ausführung zu wünschen übrig geblieben ist: das Dargebotene hat wenigstens die höchste geschichtliche Glaubwürdigkeit. Zwar wird mancher einzelne Umstand den Acten widersprechen; allein wer es weiß, wie und woraus Acten sich bilden, den kann dies nicht befremden, am wenigsten, wo gewisse Unwahrheiten in dem feinen Vertheidigungsplane des Angeschuldigten verborgen liegen. Der Verfasser hat sich keine Mühe verdrießen lassen, theils durch wiederholte, plötzlich unerwartet hier- oder dorthin gewendete Gespräche mit der Inquisitin, theils durch Actenvergleichung, theils und vorzüglich durch Unterredungen mit Bekannten und ehemaligen Freundinnen der Gottfried, und auf mancherlei andere Weise, die Wahrheit festzustellen, wo in den wenigen, leicht erkennbaren zweifelhaften Puncten die Geständnisse der Verbrecherin ursprünglich etwas zu wünschen

übrig ließen. So darf er — etwa einen einzelnen unwesentlichen, mit der Characteristik nicht zusammenhängenden Umstand vorsorglich ausnehmend — die Wahrheit der Biographie verbürgen, die übrigens auch in ihrem ganzen Gepräge, zumal in den Bekenntnissen der Unglücklichen, untrüglich sich ausspricht.

Mehr wird dies noch über allen Zweifel erhoben werden, wenn günstige Umstände nächstens, wie der Verfasser hofft, die Herausgabe einer eigenen Geschichte unserer Verbrecherin während ihres Gefängnißlebens gestatten, wozu es in dem vorliegenden Theile an Raum fehlte.

Aus der Treue und Wahrheit, welche das Publicum von einer Geschichte der Gottfried zu fordern berechtigt ist, floß nun leider aber auch die Unannehmlichkeit, daß hie und da vielleicht einer ihrer früheren Bekannten, der Verschweigung seines Namens ungeachtet, aus den Umständen zu errathen und in einem Verhältnisse zu erblicken ist, welches ihn oder seine Angehörigen einer unerfreulichen

Beurtheilung bloß stellen könnte. Gern hätte der Herausgeber dieses vermieden, wenn die geschichtliche Treue, insbesondere die aus allen Einzelnheiten ihrer Beziehungen sich bildende Characteristik der Verbrecherin, so wie vorzüglich auch deren ausdrücklicher Auftrag zur Bekanntmachung ihres Lebens, die Verschweigung erlaubt hätten. Hoffentlich wird daher jede Verwahrung gegen die Annahme einer absichtlichen Beleidigung irgend einer Person hier überflüssig erscheinen.

So mag denn nun das Buch in alle Welt gehen. Es ist für's Volk sowohl, wie für den Gebildeteren, deshalb in populärer Sprache, jedermann verständlich, geschrieben.

Sein Inhalt zeigt uns das Bild des tiefsten sittlichen Verfalls, in der Verwischung auch der letzten Spur einer Gott-Ähnlichkeit. — Ja, man möchte die hier erzählten Verbrechen beispiellos nennen. Aber, wie schon angedeutet wurde, ihre Quelle fließt mehr oder weniger in jedes Menschen Brust: es ist die Grund-

Ursache alles sittlichen Elends, alles Unfriedens, aller Verbrechen, aller Sünde, aller Empörungen im Innern des Einzelnen, wie in dem Leben der Völker — es ist die Selbstsucht. Möchte diese Geschichte den Blick Vieler über das Wesen ihres Innern schärfen, und mit Furcht und Abscheu vor jedem eigensüchtigen Streben erfüllen, welches, wenn es gleich mit einem äußern guten Rufe vor der Welt wohl besteht, dennoch unter begünstigenden Umständen die scheußlichsten Handlungen zu gebären vermag. Dann würde die Selbstlosigkeit, (d: i. die erste Bedingung wahrhafter Liebe) der Kern alles Guten, das gerade Gegentheil gegenwärtiger Geschichte, befördert, der höchste Zweck dieser Lebensdarstellung erreicht, und die Bemühung des Herausgebers überschwenglich belohnt.

Bremen, im Januar 1831.

Dr. F. L. Voget.

Inhalt.

Seite

1. Erster Abschnitt. Allgemeine Vorbemerkungen zur Lebensgeschichte 1

2. Zweiter Abschnitt. Erste Jugendzeit. Die Jungfrau bis zur Verheirathung mit Miltenberg, im Alter von 21 Jahren 11

3. Dritter Abschnitt. Eheliches Leben mit Miltenberg. Vergiftung desselben 68

4. Vierter Abschnitt. Die Mutter-, Kinder-, Vater- und Brudermörderin. Zweite Ehe mit Gottfried. Vergiftung desselben. (1813....1817) 132

5. Fünfter Abschnitt. Leben seit Gottfried's Tode bis zur nächsten Vergiftung, ihres Verlobten, Paul Thomas Zimmermann. (1817....1823) 177

6. Sechster Abschnitt. Die letzten fünf Jahre vor der Verhaftung. (1823....1828). Todesurtheil .. 222

7. Noten 289

8. Zugaben 297

Leben der Gottfried.

I. Abschnitt.

Allgemeine Vorbemerkungen zur Lebens-Geschichte.

Madam Gottfried [1]), so nannte man sie, deren Name jetzt mit Entsetzen und Schauder erfüllt, lebte vor Beginn ihrer Criminal-Untersuchung, (März 1828), in solchen Verhältnissen des höheren Mittelstandes, welche, indem sie vor der geringeren Classe eine bedeutende Auszeichnung gewähren, zugleich auch zu der höheren wenigstens in so weit empor heben, daß in den gewöhnlichen Berührungen des Lebens kein abstechender Unterschied sichtbar wird. Ihre Wohnung, in einem großen, ansehnlichen Hause, hatte sie elegant meublirt; Sopha, Fußdecken, Blumen, Kupferstiche, Bureau, verbunden mit jener behaglichen Fülle zierender Geräthe eines Wohnzimmers, welche den Geschmack und die Gemüthlichkeit des Besitzers anzudeuten geeignet sind, fehlten dem ihrigen nicht, und eine kleine Bibliothek neuerer Schriftsteller ließ wenigstens auf das Bedürfniß literarischen Genusses schließen.

Ihre Tracht war die einer Dame, stets modern und mit Sorgfalt geordnet; ihr äußeres Benehmen, anständig überhaupt, gegen Geringere leutselig und gleichsam vertraulich herablassend, gegen Höhere bescheiden, immer herzlich, theilnehmend, gefühlvoll, jede Gelegenheit, Armen wohlzuthun, benutzend.

So war es möglich, daß ihr Umgang, ihre freundschaftlichen Verbindungen, sich nicht bloß auf den städtischen Mittelstand beschränkten, sondern daß sie auch darüber hinaus, besonders im nahe benachbarten Auslande, mit Angeseheneren freundschaftlich verkehrte.

Was auch für Gerüchte mit dem Beginn der criminellen Untersuchung über sie ausgebreitet worden: es ist Thatsache, daß Madam Gottfried bis dahin in einem unbescholtenen Rufe gelebt und der gewöhnlichen Achtung sich zu erfreuen gehabt hat; und wäre es auch möglich, daß hie und da Jemand sie beargwohnt hätte, so setzte dennoch der allgemeine Ruf die immer mehr und mehr in ihrer Nähe sich wiederholenden Todesfälle entweder mit religiöser Theilnahme in die Reihe schwerer und unergründlicher göttlicher Prüfungen, oder die abergläubige Sage redete insgeheim von einem pestartig-giftigen Athem, als einem krankhaften Uebel der eigenthümlichen Frau.

Wie hätten auch sonst mehr als dreißig Vergiftungsfälle in ihrer Nähe den ausgezeichnetsten Aerzten Bremens, welche sie meistens selbst herzugerufen, so wie der Aufmerksamkeit der Polizei- und Criminal-Behörden dieser Stadt verborgen bleiben können, wenn das öffentliche Urtheil die jetzt entschleierte Urheberin dieser Unglücksfälle nicht über jeden Verdacht erhaben geachtet hätte! Oder wie wäre es sonst möglich gewesen, daß diese Frau, oft mit dem Beinamen der „christlich-starken Dulderin" benannt, in dem vermeinten Unglücke des Verlustes aller ihrer Angehörigen, hätte der Gegenstand öffentlicher kirchlicher Fürbitte werden können eines hochgeachteten Kanzelredners! [2])

Wie aber dem Ausbruche eines Gewitters stille, meistens unverkennbare, Zeichen am Firmamente, überhaupt ernsten Ereignissen ihre Vorboten vorherzugehen pflegen, so fehlte es auch in dem äußeren Leben der geheimen Verbrecherin, abgesehen von den inneren Mahnungen ihres Gewissens, nicht an mancherlei, freilich dunkeln und unbeachteten Andeutungen der herannahenden Schreckens=Catastrophe des gerichtlichen Einschreitens, wo der geachteten Dame die Larve vom Gesichte gerissen werden sollte.

Schon im July 1826, als der junge Rademachermeister, Herr Johann Christoph Rumpff, [3]) im Begriff stand, von der Madam Gottfried deren zu Bremen in der Pelzerstraße Nro. 37 belegenes Wohnhaus käuflich an sich zu bringen, warnten ihn seine Freunde nicht nur davor, als „vor einem Unglücks=Hause, worin die Männer stürben," sondern sie baten ihn auch, da die Wittwe sich eine Wohnung in dem Hause vorbehalten wollte, dieses nicht zu bewilligen und „sich vor der Frau in Acht zu nehmen."

Es hatte sich um jene Zeit bei Einzelnen ihrer näheren Bekannten eine gewisse Furcht vor ihr gebildet, der es, bei einiger Beobachtung, allerdings nicht an Grund fehlen konnte, da alle Verwandten, gleich mehreren nahe mit ihr befreundeten Personen, vor der Gottfried hinweg gestorben waren und ein Tischler — der Bewohner ihres elterlichen Hauses, Martin Bolte — in dem Zeitraume von vierzehn Jahren — 1813 bis 1827 — nicht weniger als dreizehn Särge auf ihre Bestellung geliefert hatte.

Ein Feind alles Aberglaubens, und nur hierin den Grund jener Warnungen suchend, kaufte dennoch Herr Rumpff nicht nur das Haus, sondern ließ auch die Ver=

käuferin sich lebenslänglich den Mieth=Ertrag zweier Nebenhäuser vorbehalten, und räumte freiwillig in dem größeren Hause ihr eine Wohnung zur Miethe ein.

Seit Ende Octobers 1825, kaum acht Wochen in das Unglücks=Haus eingezogen, traf den jungen Mann der Verlust seiner Gattin; sie starb im Wochenbette, worin sie sich bisher äußerst wohl befunden hatte, nach plötzlich erfolgtem heftigen Erbrechen und Durchfall.

Gleich darauf erkrankten an demselben Uebel eine sofort in Dienst genommene Amme, nebst der Hausmagd; die erstere verließ bald darnach wieder den Dienst, mit der Erklärung, dort im Hause könne sie nicht gesund werden, und ging in ihre Heimath zurück.

Eben so bekamen auch, einige Zeit später, Gesellen und Lehrlinge im Hause gleiches Uebel; ja einer der letzteren entfloh heimlich des Nachts aus der Lehre und dem Hause, aus Angst vor dem immerwährenden Erbrechen und dem nicht selten deshalb, als wegen einer albernen Delikatesse des Magens, ihm von seinem strengen Lehrherrn zu Theil werdenden Züchtigung.

Ja, dieser glaubte oft nicht anders, als daß seine Untergebenen ihn, den Hausherrn, mit ihrem Erbrechen nur nachäffen wollten; denn seit Ausgang Februars 1827, etwa acht Wochen nach dem Tode seiner Frau, hatte dasselbe Leiden auch ihn betroffen.

Keine Speise sagte ihm zu; die meisten erregten fürchterliches Erbrechen, und der elendeste Krankheits=Zustand trat bald an die Stelle der früheren blühenden Gesundheit. Sein neues Leiden einer Erkältung des Magens zuschreibend, quälte er sich, bei häufigem Genusse lindernder Milch, einige Monate hin, ohne einen Arzt zu Rathe zu ziehen.

Als er sich endlich hiezu genöthigt sah, lag ihm fortwährend der Gedanke an die Möglichkeit einer Vergiftung so fern, daß er nicht einmal durch einige Ereignisse, welche auch ohne seine Krankheits-Erfahrungen verdächtig waren, zum Aufmerken kam.

Es war nämlich zwischen Ostern und Pfingsten 1827, als er auf einem von der Magd für ihn bereiteten Salat etwas Weisses, Zucker-Aehnliches bemerkte und, kein Freund hiervon, unter Schelten den Salat wegwerfen ließ. Eben so fand er späterhin, nach dem Genusse einer Schale Bouillon, im Bodensatze derselben einen dicken weissen und körnigten Stoff, und litt darnach heftig an Uebelkeit.

Unterdeß hatte sich sein körperliches Leiden immer mehr mit allgemeiner Schwäche gepaart. Der früher so rüstige, thätige Arbeiter war muthlos und träge geworden, und fürchtete sich vor jeder geringen, geistigen wie körperlichen, Anstrengung. Zehen und Fingerspitzen hatten das Gefühl verloren, und seinen Geist beschäftigte fast unabläßig nur ein schrecklicher Angst-Gedanke, nämlich die Furcht vor Wahnsinn.

In solchem geängsteten Zustande durchstrich Rumpff oft sein ganzes Haus, vom Keller bis zum höchsten Boden, um der Quelle seines Elends auf die Spur zu kommen, welches irgend einer örtlichen Beschaffenheit des Hauses zuzuschreiben, er jetzt mehr und mehr geneigt wurde. Bald dachte er an eine verderbliche Zugluft, und durchmaaß die Richtungen aller Thüren; bald fürchtete er eine tödtliche Ausdünstung des Fußbodens, und stöberte darnach auf jedem Flecke; bald traten, in Rückerinnerung der freundschaftlichen Warnungen vor dem Ankaufe des

Hauses, Ideen des Aberglaubens vor seine Seele, in deren Bekämpfung er bald siegte, bald unterlag.

Madam Gottfried, welche, als eine mütterliche Freundin, seit ihrem Zusammen-Leben mit Rumpffs, von denselben stets „Tante" genannt wurde, ließ es bei den Leiden des jungen Wittwers nicht an Beweisen der innigsten Theilnahme fehlen. Alle Morgen erkundigte sie sich, wie er die Nacht geruht, und wenn sie dann hörte, daß er voller Schmerz dieselbe durchwacht habe, brach sie in den Wunsch aus, ihm von dem sanften Schlafe, welcher sie stets so reichlich erquicke, mittheilen zu können.

So war Dienstag, der vierte März 1828, herangekommen, wo Herr Rumpff für seine Haushaltung ein Schwein hatte schlachten lassen; der Schlächter bringt ihm davon ein ausgesuchtes Stück, wovon jener sofort einen Theil genießt, das Uebriggebliebene aber in seinem Schranke selbst aufbewahrt. Tags darauf, im Begriffe auch dieses zu verzehren, da er sich nach dem gestrigen Genusse des Fleisches so wohl befunden, bemerkt er, daß der Speck nicht mehr die gestrige Lage habe, nämlich die Schwarte nach unten gekehrt, sondern findet diese jetzt nach oben gewendet. Dies befremdet ihn, er wird aufmerksam, betrachtet den Speck näher und entdeckt zu seinem Erstaunen daran ganz ähnliche weißliche Körner, wie früher in dem Salat und dem Bouillon. Nicht beruhigt durch die Erklärung der deshalb herbeigerufenen und befragten Madam Gottfried, daß dieses Weisse nichts anders, als Fett sey, theilt er das Vorgefallene in der Stille seinem Hausarzte mit; derselbe läßt die verdächtige Substanz durch einen der vorzüglichsten Chemiker sofort untersuchen; man findet darin eine nicht unbedeutende Beimischuug Arsenik und

macht nun, am 6. März 1828, Morgens, dem Criminal-Gerichte die schuldige Anzeige.

Dieses erlangte noch an demselben Morgen durch summarische Vernehmung mehrerer Zeugen die schwersten Verdachts-Gründe gegen die Madam Gottfried, als Urheberin der Vergiftung des Specks. Um zwei Uhr Nachmittags verfügte sich das Gericht daher in ihre Wohnung, stellte sie, nach einem summarischen, sie noch verdächtiger machenden Verhör, bis zum Eintritte abendlicher Dunkelheit unter Aufsicht des Polizei-Commissärs und ließ sie dann, um Aufsehen zu vermeiden, in einer Kutsche zur Verhaftung auf das Stadthaus abführen.

Von hieraus verbreiteten sich schnell die schrecklichsten Gerüchte. Schon die Kunde, daß in den Mauern einer, bisher so selten von Capital-Verbrechen befleckten Stadt eine bis dahin in allgemeiner Achtung stehende Frau ihre Hand in Gift getaucht habe, um das Leben eines Familien-Vaters zu verderben, mit welchem sie äußerlich in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, erfüllte die Gemüther aller Bewohner Bremens mit Staunen und Abscheu.

Riesenhaft wuchsen aber diese Gefühle, als plötzlich an jene ruchtbar gewordene Thatsache, mit einem Rückblicke auf die bisherigen Todesfälle des Unglückshauses, wo Madam Gottfried gewohnt hatte, tausend entsetzliche Ahnungen sich knüpften, welche auszusprechen, jede menschliche Brust zurückschauderte.

In allen geselligen Unterhaltungen und Zusammenkünften war von ihr die Rede, und es bedurfte der Anstrengung, um von diesem unerquicklichen und schauderhaften Gegenstande die Blicke und das Gespräch abzuwenden und für das Erheiternde wiederum Raum zu gewinnen.

Zu allem Furchtbaren, dessen Gerücht, als nur zu wahr, unmöglich unterdrückt werden konnte, gesellte sich bald, wie es zu gehen pflegt, manche Ausgeburt lügenhafter Sage und Erdichtung. Ihre Kinder sollte Madam Gottfried zur Bereitung des schändlichsten aller Gifte, der Aqua Toffana, todtgekitzelt, das Fleisch derselben zur Bereitung von Speisen benutzt und als Werkstätte aller dieser und vieler andern unnatürlichen Gräuel sollte sich in dem Hause der entsetzlichen geheimen Verbrecherin ein unterirdisches Gewölbe befunden haben, dem Eigenthümer des Hauses selbst bisher unbekannt. [4])

Auf die Aussage eines eben so überspannt phantastischen als abergläubischen Menschen der niederen Volksclasse, dessen durch die schreckliche Stadt-Neuigkeit doppelt krankhaft erhitzte Phantasie sich allerlei Chimären geschaffen hatte, die er nun selbst für wahr hielt, wurde die Gottfried bald auch als eine Giftmischerin im eigentlichsten, engeren Sinne des Worts verschrieen. Schon ihre Mutter, behauptete dieser Mensch, sey nicht nur als Giftmischerin in der Stadt berüchtigt gewesen, sondern habe, hexenartig, mit dem bloßen Blicke ihrer Augen unschuldige Kinder tödten können, und so wirklich seine eigenen getödtet. Erst als er über deren Todes-Ursache eine Wahrsagerin um Rath gefragt und, von derselben unterrichtet, der Mutter unserer Verbrecherin starr ins Auge geblickt habe, sey ihre Hexenkraft gebrochen und das Leben seiner nach Anwendung dieses Mittels geborenen Kinder verschont geblieben. Da behauptete man überall, die Gottfried sey schon als Kind in die Kunst der Bereitung subtiler Gifte von ihrer Mutter eingeweiht, und nachher durch deren

heilloses Vermächtniß zweier hiervon handelnden Bücher zur Meisterschaft darin erhoben worden. [5])

Doch schon hat die Zeit vielen Schaum der Unwahrheit, welcher im Gebrause des ersten Ausbruchs der so gräßlichen Entdeckungen natürlich aufsteigen mußte, wieder zernichtet. Die Gemüther der Menschen sind von dem Heißhunger, immer noch Entsetzlicheres zu vernehmen und Räthselhafteres wieder zu erzählen, zurückgekommen, und werden einer geschichtlichen Darstellung gern ihr Ohr leihen, die weniger zu interessiren, als in ihren Wahrheiten zu warnen bezweckt.

Doppelt scharf und bezeichnend für das Leben der geheimen Verbrecherin drang ihr das ernste „Bis hieher und nicht weiter!" am 6. März 1828, an dem Tage in's Ohr, der sie vor drei und vierzig Jahren in's Daseyn gerufen hatte, und welcher in dem Bremischen Calender [6]) den Namen Gottfried führt. Ein Name, woran die Hölle, wie wir im Laufe dieser Lebens-Geschichte sehen werden, im Jahre 1813 den ersten mächtigen Reiz zum Abgrunde, und fünfzehn Jahre nachher Gottes gnädige Erbarmung, durch die Verhaftung der Missethäterin an demselben Tage, den lautesten Ruf geknüpft hat zur Umkehr auf den Weg der Seligkeit.

Was damals in ihrem Innern vorgegangen und wie sie sich beim plötzlichen Erscheinen der gerichtlichen Behörde benommen; welche Geständnisse sie bald darauf und auf was für eine Weise, abgelegt habe: Alles dieses gehört zur späteren ausführlichen Mittheilung. Hier genügt

einstweilen die Kunde dessen, was das Gerücht längst bekannt gemacht hat. Wenn nämlich auch die Verhaftete es nicht wagte, das weite, große Leichentuch, welches sie nach nnd nach seit dem Herbste 1813 über ihre Familie, über Vater und Mutter, über blühende, einst unter ihrem Herzen getragene Kinder, über Bruder, Gatten, Verlobte, treue Freunde und Freundinnen, mit eigener Hand ausgebreitet hatte, dem Blicke des Entsetzens auf einmal zu lüften, — so bekannte sie doch leicht und bald Mords genug, der ihr Leben der Todesstrafe verpfändete. Nur die Scham, der gefürchtete Abscheu des Gerichts, so scheint es, ließ sie das anfangs länger oder kürzer leugnen, was sie nachher Alles, Alles bekannt hat.

II. Abschnitt.

Erste Jugendzeit. Mädchen-Alter. Die Jungfrau, bis zur Verheirathung mit Miltenberg, im Alter von ein und zwanzig Jahren.

Ein Mann, dessen Name sicherlich niemals auf die Nachwelt würde gekommen seyn, wenn nicht der unglückliche Ruf seiner Tochter sich daran geknüpft hätte, war der Vater unserer Verbrecherin, Johann Timm, seines Gewerbes ein Schneider für Frauen-Kleidung.

Gebürtig (1756) aus einem kleinen unweit Carlshafen an den Ufern der Diemel belegenen Hessischen Dorfe, entfloh er 1772 Nachts, aus dem Kammerfenster steigend, heimlich dem Vaterhause, aus Furcht vor dem Soldatenstande; nahm jetzt erst, wie es sein auf Johannes Demme lautender Taufschein vermuthen läßt, um desto sicherer vor Entdeckung zu seyn, den obigen veränderten Namen an, und richtete seinen Wanderstab dem alten freien Bremen zu.

Nicht unfreundlich begann hier sofort seine neue Lebensbahn. Er hatte das Glück, alsbald bei einem Schneidermeister, Kalkmann, Arbeit zu bekommen, als fleißig und ordnungsliebend, wie wir ihn nachher näher werden kennen lernen, sich beliebt zu machen, und in seinem Verdienste, freilich bei einer Sparsamkeit, welche oft trocknes Brodt in Wasser tauchte, die Mittel zu finden,

damals noch, sechszehn Jahre alt, Unterricht im Schreiben und Rechnen nehmen zu können.

Wie so mancher Fremde ließ auch er bald die alte gastliche Stadt sich eine neue Heimath werden; und, nach ungefähr zwölfjährigem Aufenthalte daselbst, fest entschlossen, sich hier für immer häuslich nieder zu lassen, gewann er das kleine Bürgerrecht, verheirathete sich am 6. Juni 1784 mit einer ehrbaren hiesigen Wollnätherin, [7]) Gesche Margarethe Schäfer (geboren 1753) und begann so, voll Lust und Liebe zur Arbeit, seinen eigenen Geschäfts-Betrieb.

Daß dieser zuerst nach dem kleinsten Maaßstabe eingerichtet werden mußte, läßt sich erwarten, da Timm selbst, außer den Kosten des Bürgerrechts u. s. w., nichts zu erübrigen, und auch seine junge Frau nur ein unbedeutendes Sümmchen durch Fleiß und Arbeitsamkeit zurück zu legen im Stande gewesen war.

Sie bezogen daher ein Häuschen, so klein, wie sie dessen nur habhaft werden konnten, belegen am Jacobi Kirchhofe, welches gegenwärtig zu einem Kuhstalle ausgebauet ist.

Dort war es, wo binnen Jahres Frist, am 6. März 1785, die junge Frau ihren Gatten mit Zwillingen beschenkte, der nachherigen Verbrecherin und einem Sohne. „Ach,“ sagt jene darüber, „unser Erscheinen auf der Welt „ist für die Selige (Mutter) sehr angreifend gewesen, mit „unsäglichem Schmerz. Zuerst bin ich geboren: da freut „sich die Selige, daß es ein Mädchen ist, weil das der „Mutter zuerst Hülfe leisten kann; da hört sie, es sey „noch ein Kind da: ach, denkt sie, wie willst du die groß „kriegen! — Der selige Herr Doctor Asbrandt hat sie „entbunden.“

Dieser zwiefache Segen machte, da die Mutter der nöthigen Nahrung dafür ermangelte, die Beihülfe einer Amme nöthig; ihr wurde, während die Mutter den Knaben stillete, das Mädchen übergeben, und über sie ist das Zeugniß vorhanden, daß sie sehr heftiger Gemüthsart gewesen sey und schon einmal auf dem Zuchthause gesessen habe. [8])

Nach dem reformirten Vater wurde der Sohn zu derselben Confession bestimmt und Johann Christoph getauft; das Töchterchen sollte der Mutter einst zum lutherischen Dome folgen, und erhielt nach ihr die Namen Gesche Margarethe.

Als die Kinder ein Jahr alt waren, hatten Sparsamkeit und Fleiß der Eltern bereits hundert Thaler zurück gelegt; und da diese Summe bald durch ein kleines Glück in der Lotterie um das zwiefache vermehrt wurde, so wagte Timm den Ankauf eines Hauses auf der Tiefer, welches er nach kurzer Zeit mit Vortheil wieder verkaufte, um dann das von ihm auch alsbald bezogene und bis zu seinem Tode bewohnte Haus in der Pelzerstraße unter Nro. 23, schräg dem großen Miltenberg'schen, nachherigen Gottfried'schen und Rumpff'schen Hause gegenüber, käuflich zu erstehen. [9])

Hier verlebte die Gottfried ihre Jugend; je entschiedener ihre erste Verheirathung zu ihrem Verderben mitgewirkt hat, um desto wichtiger erscheint diese Wohnung, da ohne Nachbarschaft mit Miltenberg derselbe schwerlich die Hand der Tochter eines unvermögenden Schneiders verlangt haben würde.

Beide Eltern Timm scheinen, obwohl einige Ungleichheit der Jahre zwischen ihnen obwaltete, — denn die Frau

war drei Jahre älter, als ihr Mann, — vollkommen für einander gepaßt zu haben. Nie störte Uneinigkeit den Frieden ihres Hausstandes. Wie der Vater, so war auch die Mutter, bei höchst eingeschränkter Geistesbildung überhaupt, klug genug, wo es auf den Vortheil ankam, wo es galt, Geld zu verdienen. Natürlich! je ärmer sie ihr Etablissement anfingen, je schwerer ihnen die Ersparung eines kleinen Vermögens wurde, um desto größeren Werth setzten sie hierauf. Jeder Groten wurde zu Rathe gehalten; eine Ausgabe, die nicht schlechterdings nothwendig war, erlaubte man sich nie. Solche übertriebene Werthschätzung des Geldes frißt aber wie ein Wurm an dem edelsten Leben im Herzen des Menschen, dem Vertrauen mehr auf die Wirkung der täglichen Bitte um's Brodt, als auf den unseligen Trost eines sicheren Capitals. Dann erwächst leichtlich jene feine Abgötterei zum förmlichen Geize, und diese Wurzel alles Uebels treibt bald die gefährlichsten Keime. Aus solcher Herzens-Gesinnung der alten Timm's sproßten, hinsichtlich der Erziehung ihrer Kinder und der Ausübung ihrer elterlichen Autorität über dieselben, wie wir wiederholentlich zu bemerken Gelegenheit haben werden, die unglückseligsten Früchte.

Dabei waren übrigens Timm's als gutmüthige, brave, wie man im Allgemeinen wohl zu freigebig mit diesem Lobe, sagt, rechtschaffene Leute bekannt. Sie galten sogar für fromm oder religiös, denn sie führten ein ehrbares Leben, in aller gesetzmäßigen Strenge und Werkgerechtigkeit. Wo sie konnten, hielten sie zu helfen für ihre Pflicht; den Armen thaten sie regelmäßig wohl, und kein Morgen verging, wo nicht Vater Timm's früher Lobgesang das Haus erweckte.

Wie sehr solche äußere Uebungen, wenn sich darin das wahrhaftige Bedürfniß des Herzens offenbart, zur Förderung der Frömmigkeit dienen mögen, so widrige Folgen bringen sie hervor, wenn man sie dem tönenden Erze, der klingenden Schelle, dem todten Werke ohne Liebe in der Seele, gleich achten muß.

Anders war's aber nicht im Timm'schen Hause: äußere Werkheiligkeit herrschte darin, die mit einer Menge innerer Geistes-Schlacken, als Geld- und Eigenliebe, Aberglauben rc. wohlverträglich zusammenfloß und deren Gehaltlosigkeit sich dann am sichersten erkennen ließ, wenn ihre Ausübung irgend mit äußerem Vortheil in Collision trat. Wie z. B. Timm's in der Regel fleißig die Kirche besuchten, so setzten sie dieselbe doch allzeit hintan, wenn sie auch Sonntags zu arbeiten hatten, und gestatteten fortwährend auch an diesem Tage ihren Gesellen die Arbeit. Dieser Umstand wird dadurch um so mehr bemerkenswerth, daß Timm's unglückliche Tochter später mehrere ihrer furchtbarsten Verbrechen gerade an einem Sonntage vollbracht hat!

Die beiden Zwillinge blieben Timm's einzige Kinder; des Vaters Liebling wurde die Tochter, den an ihrer Brust genährten Knaben zog die Mutter vor; aber Beide wurden doch von dem Vater, wie von der Mutter, mit einer Zärtlichkeit geliebt, wie sie selten ihres Gleichen finden mag.

Um sie schon früh an ein äußeres gesetzmäßiges Wesen zu gewöhnen, schickten Timm's ihr Kinder-Paar bereits in dem zarten Alter von drei bis vier Jahren zu einer Jungfer Pothas in die Schule, zum Unterricht in den ersten Anfängen menschlichen Wissens. Dabei blieben sie bis zum Jahre 1792, um jetzt, sieben Jahre alt, die erste

weibliche Unterweisung mit der ordentlichen Kirchspiels-Schule bei Herrn Schweers zu vertauschen, wo sie bis zu ihrem eilften Jahre, 1796, in Religion, Lesen und Schreiben unterrichtet wurden.

Hier war es, wo der Kargsinn der Eltern zur Entwickelung des ersten Sünden-Stoffes in dem Herzen der Tochter die Veranlassung gab. Gesche war dort nämlich mit andern Mädchen in Berührung gekommen, welche, von ihren Eltern mit Kleinigkeiten an Gelde beschenkt, sich dann und wann eine kleine Nascherei zn verschaffen im Stande waren. Ihr wurde aber solche Freigebigkeit der Eltern nicht zu Theil; denn ohne die größte Noth gaben Timm's keinen Groten aus.

Da sann ihr schlaues siebenjähriges Töchterchen den Mitteln nach, es sich eben so wohl werden zu lassen, wie ihren Gespielinnen, und bald fand sie das Gesuchte.

Oftmals wurde ihr nämlich der geliebte Gegenstand ihrer Wünsche, Geld, um sich Naschereien zu verschaffen, in kleinen Summen zugezählt, um dafür vom Bäcker Weißbrodt zu kaufen. Da wurde sie nun von ihrer Lust versucht, einzelne Groten davon für sich zurück zu behalten; die List, ihrer Mutter die volle verlangte Zahl der Zwiebäcke zwar, doch von äußerlich unmerklich geringerem Gehalte, zu bringen, sicherte vor Entdeckung, und wenn man an eine solche ja irgend denken sollte, so war Gesche gewiß, daß ihre einfältige Mutter den Betrug eher dem Bäcker, als der Tochter, zur Last legen würde; einer Tochter, welche, wie sie aus jener Zeit sich erinnert, von ihren Eltern für einen Engel gehalten wurde.

Aus der Versuchung solcher Reflexionen wurde nun die erste Sünde des Kindes geboren; es fiel, und sein

Betrug glückte vollkommen. Eine Wiederholung desselben schloß sich nun bald an die andere, bis solcher Erwerb zu klein erachtet wurde. Vor jeglichem Verdachte völlig sicher, ermuthigte die Freude hierüber unsere kleine Betrügerin kurze Zeit nachher zu eigentlichen Diebereien, indem sie anfieng, heimlich aus der sorglos aufbewahrten Tasche der Mutter zuerst einen, dann zwei, drei u. s. w. bis zwölf Groten zu entwenden.

Die hiedurch entstehenden Mängel in der Casse blieben indeß von der hierauf aufmerksamen Mutter Timm nicht lange unbemerkt. Aber leider gab das verschlossene, fast menschenscheue Wesen des Sohnes eher, als die liebliche, freundliche Offenheit der Tochter, einem Verdachte Raum. So geschah es denn, daß bei fünfjähriger Ausübung jener Jugend-Sünde nie ein Verdacht sie deshalb traf, während die heuchlerische Erkünstelung eines unwahren edeln Scheins auf höchst nachtheilige Weise genährt, belohnt, und zugleich ihr Gefühl für ein, durch sie und zu ihrem Vortheile, verursachtes Leiden Anderer hier im Kleinen schon frühe abgestumpft wurde.

Jene kleinen, mit der Zeit immer häufiger sich wiederholenden Diebereien hatten nun auch angefangen, sich über das Eigenthum einer alten Mamsell Stubing zu erstrecken, welche damals bei Timm's zur Miethe wohnte, als sie plötzlich ihre Endschaft erreichten. Aufgemuntert durch den steten glücklichen Erfolg hatte nämlich die kleine Timm, jetzt eilf Jahre alt, eine bedeutendere Summe, als jemals vorher, zum Betrage jedoch von höchstens einem Thaler, auf ein Mal der genannten Stubing zu entwenden gewagt. Das ganze Haus kam darüber in Unruhe. Erst wurde alles, natürlich vergebens, nach dem Gelde durch-

sucht; dann jeder Möglichkeit, wohin es gekommen, oder wer dasselbe und die so oft schon früher als fehlend bemerkten Summen könne gestohlen haben, allerseits nachgedacht. Nach langem vergeblichen Kopfzerbrechen gestand sich endlich der Vater, daß wohl niemand anders, als sein eigner Sohn der heimliche Dieb sein könne, und weinend gedachte er der Gefahr einer Entwickelung solcher bösen Keime für die Zukunft. Da trat die Mutter, ihrerseits weniger den Sohn, ihren Liebling, als vielmehr die Tochter beargwohnend, mit den, unserer Verbrecherin noch tief eingeprägten, Worten herbei: „Beruhige Dich, Vater, mir ist eben ein Mittel eingefallen, ich will schon hinter die Wahrheit kommen!" Hiermit verläßt sie das Zimmer, geht nach der Neustadt und kommt nach einer halben Stunde mit der zuversichtlichen Erklärung zurück:

„Ich habe den Dieb gesehen; eine Frau, der ich Alles geklagt, holte einen Spiegel herein, und wie ich hinsehe, steht der Dieb und guckt über meine Schulter!"

Wie ein Schwerdt drangen diese Worte, wobei die Mutter ihre Tochter scharf in's Auge faßte, in deren Herz! sie erschrickt zur Todesangst in der Ueberzeugung der Schuld: „Das ist dein Gesicht gewesen!" und nie hat sie nachher im elterlichen Hause wieder etwas zu entwenden gewagt.

Bei dieser Gelegenheit bestand die Verstellungskunst der heimlichen jungen Diebin eine Probe, wie bis dahin noch niemals vorher. Denn ihrer innern Angst, daß sie verrathen sey, ungeachtet, blieb sie äußerlich anscheinend in der größten Ruhe der Unschuld, und es ist wahrscheinlich, daß Mutter Timm selbst hierdurch in ihrem Verdachte

wiederum sehr zweifelhaft geworden, indem sie weder damals, noch später, je das Geringste weiter hierüber geäußert hat.

Der Erfolg krönte die List der Mutter insofern, als seit jener Zeit im Hause nichts mehr gestohlen wurde, vollkommen; was daraus aber für verderbliche Nahrung des Aberglaubens an übernatürliche Kräfte in dem Herzen des Kindes entstanden, und zu welcher, an sich interessanten, grauenerregenden Lüge diese Geschichte Veranlassung gegeben hat, wird die Darstellung des Seelen=Zustandes der Inquisitin während der Untersuchung lehren.

Wenn aber, wie angeführt, seit Anwendung jener mütterlichen List die Tochter nachher niemals wieder im elterlichen Hause eine Dieberei sich hat zu Schulden kommen lassen, so war dies keineswegs Wirkung einer Sinnesänderung, sondern lediglich theils die Folge ihrer veränderten Stellung, welche dem Geldbedürfniß und Reiz zum Stehlen keine Nahrung gab, theils die schon erfahrne Furcht vor Entdeckung. Bald nach dieser Zeit nämlich wurde das noch nicht zwölf Jahre zählende Kind der Schule entnommen und zur Hausarbeit an der Stelle eines bisher gehabten, nun aber abgeschafften Dienstmädchens angehalten. Vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend mußte sie entweder dem Vater bei seinem Kleidermachen, oder der Mutter beim Kochen für den Haushalt helfen und schon jetzt an drei Tagen wöchentlich zum Wollnähen für Geld ausgehen. Was die kleine Timm hiermit verdiente, wurde, als ihr Eigenthum, für sie aufbewahrt; und wenn gleich die Sparsamkeit des Vaters stets strenge auf Einlegung des Erworbenen in die Casse zu halten pflegte, — welche dadurch nach und nach, bei Bestreitung des Kleider=Bedarfs

des Mädchens aus derselben, eine Summe von mehr als achtzig Thalern erreichte, — so konnte es ihr doch jetzt nie an den nothwendigsten Mitteln zur Anschaffung derjenigen kleinen Bedürfnisse fehlen, die vielleicht jedes Mädchen, mehr oder weniger, zu haben glaubt, und welche eben früher die kleine Gesche zu den Diebereien verleitet hatten.

Mit dieser thätigen Arbeitsamkeit beginnt jetzt anscheinend die glücklichste Periode in dem Leben unserer Verbrecherin.

Dennoch trug vielleicht eben die Ruhe und Abgezogenheit dieses Zeitraums in dem so wichtigen Alter der aufblühenden Jungfrau, verbunden mit der Art von Selbstständigkeit, welche sie durch ihre Thätigkeit in ihren eignen und der Eltern Augen gewann, nicht wenig dazu bei, die schon früher bemerkten Keime der Sündhaftigkeit zu dem nachherigen schnellen und tiefen Falle in ihr zu entwickeln. Wenigstens konnte der Mangel aller Versuchungen von Außen her ihre Selbsterkenntniß nicht fördern, vielweniger die innere Kraft zum Widerstande gegen das Böse, oder zum Wiederaufraffen vom ersten Falle stärken.

Kurz vor dem Beschlusse ihres dreizehnten Lebensjahres begann, Anfangs Februar 1798, zwar der lutherische Religions-Unterricht des Mädchens bei dem damaligen Dompastor Johann Christoph Vogt, und darauf, nach dessen, sechs Wochen später, am dreizehnten März, erfolgenden Tode, im Herbste bei dessen Nachfolger, dem Dompastor Herrn Heinrich Wilhelm Rotermund. Allein das oft gerühmte gute Gedächtniß der Verbrecherin erinnerte sich aus diesem Unterrichte auch nicht eines einzigen Eindrucks religiöser Wahrheiten, und sowohl ihre nachherigen Thaten,

als zuletzt ihre Geständnisse, beweisen es, daß die wichtigsten aller Lehrstunden ihr Herz erkenntnißleer, kalt und todt gelassen haben.

Je unersprießlicher aber der Religions-Unterricht für sie war, um desto nachtheiliger mußte das Benehmen der Eltern gegen ihre Tochter auf diese einwirken. Ihr Fleiß, ihre Freude an der Arbeit, erhob sie in den Augen derselben, besonders des Vaters, zum höchsten Ideale der Vortrefflichkeit. Dazu kam, daß sie im Rechnen und Schreiben, worin sie, seit dem Heraustritt aus der regelmäßigen Schule, den Unterricht in den sogenannten Abendstunden bei Herrn Schweers beibehalten hatte, die glänzendsten Fortschritte an den Tag legte, während sie zugleich hierdurch dem Vater bei seinem regelmäßigen, vierteljährigen Cassen-Abschlusse fast unentbehrlich wurde. Andererseits betrübte es aber die Eltern nicht wenig, ihre Tochter lange Zeit hindurch bedeutend an Drüsen-Krankheiten leiden und sie überhaupt fast mit jedem Jahre zarter und magerer von Körperbau werden zu sehen. [10]) Dabei litt sie an einer ungewöhnlichen Augenschwäche, welche ihr die Erlernung jeder feineren weiblichen Handarbeit, außer dem Wollnähen, worin eine Majorin Köhnen sie unterrichtete, sogar das Leinennähen, unmöglich, und schon im Alter von kaum vierzehn Jahren, wenigstens nach der Meinung des höchst besorgten Vaters, den Gebrauch einer Conservations-Brille [11]) nöthig machte. Nur Eins, einen groben sogenannten Kettenstich zum Ausnähen von Blumen mit buntem Garn in Tüchern, womit man gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts sich wohl beschäftigte, gestattete allenfalls noch ihr blödes Gesicht. Mit dem Verschwinden dieser Mode verlor aber

auch diese Beschäftigung ihren Reiz, und somit blieb keine Art von körperlicher Arbeit, außer derjenigen ihres künftigen Brodterwerbs, dem Wollnähen, für Timm's Tochter übrig. Darnach fällt es weniger auf, wenn dieselbe später, als Wohlhabenheit solche Arbeit zum Brodterwerb nicht mehr nothwendig erheischte, in einen Müssiggang verfiel, welcher, nach altem Sprichworte, des Teufels Ruhebank und aller Laster Anfang, eine begünstigende Quelle immer größerer Sünden wurde.

Keine Spur war jedoch davon jetzt schon zu sehen. Die Tüchtigkeit und Lust zur Arbeit war bei der vierzehn- bis zwanzigjährigen Timm so groß, daß sie oft ganze Nächte heimlich dazu zu Hülfe nahm und, zuweilen von den um ihre Gesundheit besorgten Eltern dabei betroffen, mit ernstlichen Ermahnungen davon abgehalten werden mußte. Auch war es nicht der Reiz des Geld-Verdienstes, was sie dazu trieb; ihr Herz hing, wie später niemals, so auch in der Jugend nicht besonders am Gelde; gerne theilte sie vielmehr von dem Ihrigen Anderen wieder mit, oder war, wie ihre Freundinnen ihr bezeugen, freigebig ihr lebenlang.

Bei der großen Einfachheit der Erziehung, welche die Timm'schen Kinder wenig oder gar keine Bedürfnisse kennen lehrte, war dies nicht zu verwundern. Als Geburtstags-Geschenk erfreute ein sogenanntes Kreuzbrodt [12]) für einen Groten ihr Herz nicht weniger, wie sonst die kostbarsten Gaben; und wenn dabei der Vater seiner Tochter mit der Hand liebend auf die Schulter klopfte, fragend, „ob sie heute nicht recht tractirt sey?" so zeugte der Ausbruch ihres Lachens wenigstens von einer Genügsamkeit, die keine höheren Bedürfnisse kannte. Nur gewohnt, sich in grobe Stoffe alten, abgelegten Zeugs ihrer Mutter zu kleiden,

fühlte sie sich später bei Gelegenheit ihrer Confirmation durch das Geschenk des ersten neuen Kleides überglücklich.

Doch nicht bloß einfach, strenge, an Entbehrungen gewöhnend, von allen Bedürfnissen wohlhabender Stände fern haltend, war ihre Erziehung: Vater und Mutter bemühten sich auch, so viel sie es vermogten, ihren Kindern Ordnungsliebe, Ehrbarkeit und wenn nicht Religions-Erkenntniß, die sie freilich selbst nicht besaßen, doch gewisse religiöse Gefühle einzuflößen.

Alle Vierteljahr, mit dem ersten März beginnend, nahm Vater Timm seine Bücher auf, um zu sehen, was verdient sey; so die Mutter, um zu berechnen, wie viel sie ausgegeben habe. Für die hauptsächlichsten Haushaltungs-Bedürfnisse, als Butter, Torf, Winter-Gemüse 2c. wurde im Voraus das Geld abgezählt, in Papier gewickelt und die Bestimmung darauf geschrieben; lauter Beschäftigungen, wobei die Fertigkeit der Tochter im Rechnen und Schreiben ihren Eltern zu Hülfe kam.

Als ein Zucht- und Schutzmittel der Schamhaftigkeit ließ Mutter Timm ihre Kinder Gebete auswendig lernen, und sie solche, von erster Jugend an, bei verschlossenen Augen, laut hersagen, wenn nach alter Ordnung am Sonnabend der Wechsel reiner Wäsche vorgenommen wurde; freilich wohl in gutgemeinter Absicht, aber ohne die Gefahr zu erwägen, welche durch solchen mechanischen Mißbrauch einer heiligen Sache zu einem äußern Zweck, ihren Kindern in der Zukunft erwachsen könne.

Ueberhaupt, das Meiste, womit Timm's auf die Moralität, oder vielmehr Ehrbarkeit, ihrer Kinder gut einzuwirken versuchten, hatte den entgegengesetzten Erfolg. So ist z. B. oben ihre Wohlthätigkeit angedeutet

worden, welche, bei ihrem Geize, schon auf eine ganz besonders hohe Meinung von diesen guten verdienstlichen Werken schließen läßt. Diese unterließen sie denn auch nicht ausdrücklich zu offenbaren. Wenn Gesche regelmäßig an bestimmten Wochen=Tagen, sowohl für die Mutter, als für den Vater (— Jedes versorgte seine besonderen Nothleidenden —) Speise, oder Kleidung oder Geld in die Hütten der Armuth tragen mußte, so waren es nicht allein die dankbaren Lobpreisungen der also Beglückten, welche des Kindes hohe Meinung über den Werth solcher Wohlthätigkeit steigerten, sondern auch die Ermahnung der Eltern selbst, welche jene Danksagungen der Armen als Verheißungen göttlicher Vergeltung hinnahmen, thaten hierzu das Ihrige. Da konnte in dem erkenntnißleeren Herzen des Mädchens ein Wahn Wurzel schlagen, welcher später, wie wir sehen werden, die entsetzlichsten Mordthaten mit Wohlthun an Arme ausgleichen zu können sich beredete.

Unsere nachherige Verbrecherin gehörte zu den weichen, reizbaren Seelen, die, jedem Gefühl und aufregenden Eindruck offen, leicht zu Thränen gerührt werden. Des Vaters frommes Morgenlied, die stille Ordnung des Hauswesens, die Eintracht, welche Eltern und Kinder umschlang, alles dieses erfüllte oft das Herz des Mädchens mit lebhafter Rührung, und warf aus jener zufriedenen, gemüthlichen Jugend=Zeit oft Strahlen wehmüthiger Erinnerung in den Kerker der Gefangenen.

Diese weiche Gemüths=Stimmung konnte unmöglich auch einzelnen religiösen Eindrücken verschlossen bleiben. Die Hände des Kindes, die später das Unerhörteste vollbrachten, haben nicht selten zu herzlichen Gebeten sich gefaltet;

dieselben Augen, welche nachher den gräßlichen Anblick selbst bereiteter namenloser Qualen, schmerzvoller Thränen und entstellter Leichen, ohne sich zu verrathen, ertragen konnten, haben selbst oft in Thränen geschwommen, wenn mit fast unbegnügbarem Interesse gelesene „Biblische Historien,“ — das einzige Buch neben der Bibel im Elternhause, — ihr Herz erschütterten.

Aber an sich ist die Fülle des Gefühls, wie außer dem Bereiche freier Selbstbestimmung, so auch ohne allen Tugend-Werth. Der Same göttlicher Wahrheit, mit dem Gleichnisse der Bibel zu reden, schießt in solchen gefühlvollen Herzen scheinbarlich leicht und schnell empor; aber er hat nicht Wurzel, und die Hitze des Mittags findet Alles verwelkt.

Timm's Tochter hatte nicht das Glück, weise, treue Bearbeiter ihres weichen Herzens-Bodens zu finden; ihr sollte im Gegentheile das unheilvollste Verderben daraus erwachsen, in dem täuschenden Scheine von Werth, den sie nicht besaß.

Wohin sie nur kam, war sie wohl gelitten; und wenn schon alle Nachbarn, ohnehin bestochen durch das liebliche Angesicht, den zarten Körperbau des freundlichen Mädchens, vollends im Blick auf ihre innige Herzlichkeit, auf ihr frohes, anspruchsloses Wesen, ihr gut werden mußten, so war es nicht zu verwundern, wenn die Zärtlichkeit der Eltern bald eben so blind, als grenzenlos wurde.

Offenen, hellen Kopfes, wie sie war, konnte der Kleinen eine solche Gesinnung nicht unbekannt bleiben; und es ist wohl nur zu wahr, daß sie schon als zwölf- bis vierzehnjähriges Mädchen durch jenes Bewußtseyn aus der Sphäre ihres eigentlichen, wirklichen Seyns in einen leeren Zu-

stand besseren Scheins gehoben wurde, worin sie sich mit der Zeit um so glücklicher zu behaupten wußte, jemehr ihr Verstand dem der Andern überlegen war, womit anfangs der Zufall und ihre Verhältnisse, späterhin aber stets eine kluge Wahl sie in Berührung kommen ließ.

Mit jenem Bewußtseyn zugleich erzeugte sich jetzt ein immer mächtiger werdender Ehrgeiz in ihrem jugendlichen Herzen, eine Leidenschaft, die an allen nachherigen Verbrechen den unglaublichsten Antheil hatte. Statt diese gefährliche Flamme wo möglich zu dämpfen, fehlte es den Eltern sogar an einem Blicke dafür, und in eben so einfältiger Geistes-Beschränkung, als blinder Liebe für ihre Tochter, gossen sie Oel in's Feuer und gewahrten es nicht, wie bald neben dem Ehrgeize auch die Eitelkeit in ihrem Kinde mehr und mehr erwachte.

Etwa im dreizehnten Jahre ihres Alters war es unserer Gesche nämlich von ihren Eltern gestattet worden, in einem Nachbar-Hause (bei A......s) mit mehreren Jugend-Gespielinnen Tanz-Unterricht zu nehmen. Schon dieser, es war nicht anders möglich, gab ihrem Sinne eine so überwiegende Richtung nach dem Aeußeren, daß es bei ihrer sonstigen einfachen Lebensweise, bei gänzlichem Mangel an Ausbildung und Nahrung des Geistes, für ihr Inneres nichts weniger als zuträglich seyn konnte.

Noch nicht zu gedenken des einen unseligen Tanzes, der späterhin in dem Busen unserer Unglücklichen Leidenschaften weckte, welche sie bis zum Vater- und Mutter-Morde verleiteten, — sollte jener Unterricht für die junge Timm bald dadurch noch bedeutend nachtheiliger werden, daß der daran Theil nehmende Kreis von Mädchen überein kam, Sonntags Comödie zu spielen; ein Vergnügen,

welches mit gespannten Erwartungen schon die ganze Woche vorher die sonst so leeren Herzen der Kinder erfüllte.

Hatte schon das siebenjährige Mädchen, nachdem es die Casse der Mutter bestohlen, mit so glücklichem Erfolg die Unschuldige spielen und ruhig dem auf den Bruder fallenden Verdachte zusehen können, so mochte die jetzt als Spiel, als einziges die Seele füllendes Vergnügen beginnende förmliche Schule der Verstellungskunst nicht anders als höchst schädlich auf das jugendliche Herz einwirken. Und wie sich dies schon von vorne herein erwarten läßt, wie es der weitere Lebensgang der so tief Versunkenen beweisen wird, so bestätigen es auf eine eigenthümliche Art ihre eigenen Geständnisse. „Ich habe eigentlich noch nicht gelebt,“ bekannte sie, „nur Comödie gespielt, mit Andern und mit mir selbst. Nachts im Schlafe versammeln sich oft junge Mädchen um mein Bette; sie rufen mir zu: du Schauspielerin! und vor Schrecken erwache ich.“

Wie schon angedeutet, floß aber aus dieser Uebung der Verstellungskunst zugleich eine gefährliche N a h r u n g d e r E i t e l k e i t der jungen Timm. Ihr gönnten alle Gespielinnen der Schönheit Preiß, sie nur bekam die vornehmsten Rollen; ihr allein wurde zu Theil, was man an Schmuck in Steinen und schönen Bändern herbeizuschaffen wußte; sie war, als Schönste stillschweigend anerkannt, die Königin des Spiels.

Das Kind war darüber entzückt, berauscht vor Freude; jene glänzende Sonntags-Stunde strahlte in ihrem Herzen der ganzen armseligen Alltags-Woche als einziger Lichtpunkt vor; aber Gesche ließ sich ihr stilles Behagen daran nicht merken.

Bei jenen Ausschmückungen der kleinen Königin des Spiels wurden ihr nun, sonst blaß von Farbe, zur Erhöhung ihrer Schönheit, auch die Wangen geschminkt; am andern Morgen erwacht, beschauete sie sich dann im Spiegel, gewann Wohlgefallen an der Röthe, und hüthete sich nun, so lange es irgend vermieden werden konnte, dieselbe wegzuwaschen; und — Mutter Timm lächelte dazu. Wir werden sehen, wann und mit welchen Folgen diese jugendliche Spielerei später der Gattin zur Erinnerung gekommen und, mit andern Umständen vereint, eine Stufe zum Abgrunde wurde.

Ehrgeiz, Eitelkeit und die Kunst, fälschlich einen guten Schein geltend zu machen, bereiteten indeß den Herzens-Boden des dreizehn- bis vierzehnjährigen Mädchens zu den nachherigen Früchten nur noch in den ersten Anfängen vor, ohne irgend einen solchen Grad zu erreichen, welcher Jemandem in ihrem Kreise hätte besonders bemerklich werden können. Im Gegentheile blieb sie äußerlich immer noch ein liebenswürdiges, lustiges Kind, ohne den Eltern zu einem Verweise, geschweige zu einer Züchtigung — beide Timm'schen Kinder sind nie geschlagen worden — je Veranlassung zu geben.

Gleichwohl läßt sich doch aus gleich zu berührenden Umständen, den beßten Zeugnissen entgegen, soviel annehmen, daß Gesche schon in dem Alter von vierzehn Jahren gegen ihre Mutter, der sie nicht so viel Vertrauen und Liebe, als ihrem Vater, bewies, sich wohl naseweise Widerreden erlaubt hat. Denn sie erinnerte sich dessen aus jener Zeit auf das Deutlichste; es war ihr noch, als hörte sie ihre Mutter sagen: „Mädchen, ich kann deine Widerreden nicht anhören!" und nicht entfallen war es

ihrem Gedächtnisse, von ihrer Mutter zu kindlichem Gehorsam und Respect gegen ihre Eltern durch eine Erzählung aufgefordert zu seyn, die sie, von Reue gequält, im Gefängnisse so oft ihrem Vertheidiger wiederholt hat. „Ich war damals," sagte sie, „ein Mädchen von vierzehn oder zwölf Jahren; da erzählte mir meine Mutter von meiner seligen Großmutter: als die auf dem Todbette liegt und das Abendmahl empfangen hat, reicht sie meiner Mutter die sterbende Hand und sagt zum Prediger: meiner Tochter wird des Himmels Segen folgen; was sie an ihrer Mutter gethan, bleibt nicht unbelohnt!"

Je treuer das gute Gedächtniß unserer Sünderin dieses warnende Beispiel aufbewahrt hat, um desto merkwürdiger und betrübender muß es für den Seelenforscher seyn, daß dabei, wie bei so vielen anderen Abmahnungen von dem Verderben, die Stimme des Gewissens übertäubt werden konnte, als Vater- und Mutter-Mord beschlossen und vollbracht wurde!

Ein anderer Grund, auf ein etwas widersetzliches Benehmen schon der vierzehnjährigen Tochter gegen ihre Mutter zu schließen, bietet sich in der Aeußerung der Letzteren aus jener Zeit dar, daß die Milch der durch eine heftige Gemüthsart sich auszeichnenden Amme ihrem Kinde geschadet habe. [13])

Bei allem dem sind jedoch solche kleine, bei den meisten, vor allen lebhaften Kindern, nicht ungewöhnliche Ausbrüche der Tochter in Widerreden gegen ihre Mutter nie besonders arg geworden. Es schien vielmehr, als ob nur ein, dem sonst so sanften Charakter des Kindes fremder Geist, der, wie die Mutter meinte, der Ammen-Nahrung zuzuschreiben sey, sich desselben für Augenblicke zuweilen

bemächtigt hätte. Denn es bedurfte nur der ersten tadelnden Erinnerung der Mutter, um ihre Tochter sogleich zum Schweigen zu bringen, und wir werden sehen, daß und wie einige Jahre später diese Untugend, wenigstens äußerlich, sich gänzlich verlor.

Das bisher geschilderte Leben der kleinen Timm seit ihrem zwölften bis zum vierzehnten Jahre erlitt nun auch in den beiden folgenden anscheinend wenig Veränderung. Kein äußerer Umstand tritt darin hervor, der uns neue besondere Herzens-Falten entwickelte. Fortwährend treu und fleißig in der Arbeit, wie beim Unterricht im Rechnen und Schreiben, blühete das Kind allmählig zur Jungfrau heran, je älter sie wurde, zu desto größerer Freude ihrer Eltern. Was ihr äußerlicher Liebreiz, ihre Tüchtigkeit im Geschäfte und im Hauswesen nicht für sich gewann, das konnte wenigstens ihrer scheinbaren Unschuld, ihrer weichen, gefühlvollen Herzlichkeit nicht widerstehen, und wie die Nachbarn sie ihren Töchtern zum Muster aufstellten, so empfanden diese fortwährend die einmüthigste Liebe zu ihr. [14])

Großen Antheil an dieser ihr überall zu Theil werdenden Zuneigung hatte besonders die schon oben bemerklich gemachte characteristische Weichheit ihres Herzens und eine Erregbarkeit des Gefühls, welche mit der Entwickelung der Jungfrau sich nur verstärkte. Bei der leichtesten Veranlassung des Mitleids mußte sie weinen; jede ernstere Musik rührte sie zu Thränen. So wünschte sie, funfzehn bis sechszehn Jahre alt, nichts sehnlicher, als Unterricht im Clavierspiel nehmen zu dürfen; allein der Gedanke hieran lag in ihren Verhältnissen und bei den Ansichten der Eltern über practisches Wissen so fern von Verwirklichung, daß sie niemals ihn auszusprechen wagte.

Der Klugheit des Mädchens entging es nicht, daß ihr inniges, herzliches Wesen hauptsächlich es sey, welches ihr die Herzen der Menschen öffne. Daher mag sie bei aller Mischung und allem Scheine von Natur, wohl schon damals eine Art von Kunst hierin auszuüben sich bemüht haben, die sie späterhin für ihre Pläne so vortheilhaft zur größten Fertigkeit ausgebildet hat.

Vater und Mutter Timm, die, bei gänzlich mangelndem eigenen Gemüths-Leben, aus ihrem ungebildeten, prosaischen Inneren kein Verständniß des sentimentalen Anstrichs ihrer geliebten Tochter schöpfen konnten, blickten um desto höher daran hinauf, und waren weit davon entfernt, die halb erheuchelte Herzlichkeit von der Wahrheit zu unterscheiden. Ihnen erschien ihre Tochter nur immer liebenswürdiger, und der ganze Kreis ihrer Bekanntschaften war vollkommen dazu geeignet, sie in ihrem Wahne noch mehr zu verblenden.

Ihr außerordentliches Kind, meinten sie, als dasselbe bald sechszehn Jahre zählte, müßte bei seinen seltenen Geistes-Gaben doch wohl eine besondere Kenntniß vor andern Töchtern gleiches Standes voraus haben, und da sich zufällig Gelegenheit zur Erlernung der französischen Sprache bei einem gewissen Herrn George darbot, (im Jahre 1800), so entschied man sich für diesen Unterricht.

So beschäftigte sich die junge Timm während zwölf Monate mit der Erlernung der französischen Sprache, und kostete auf diese Weise, wie sie noch im Gefängnisse beinahe bei Heller und Pfennig aufzuzählen wußte, ihrem Vater an Honorar für den Unterricht und Anschaffung von Büchern etwa hundert Thaler.

Auch dieser Unterricht greift in das spätere verbrecherische Leben tiefer ein, als man denken möchte. Gesche Timm hatte nämlich kaum einige Stunden daran, nebst mehreren anderen Töchtern, Theil genommen, als, ungeachtet ihres guten, schnell begreifenden Kopfes, doch die Ausarbeitung der aufgegebenen Exercitien sie, vermöge ihres leichten, flüchtigen Sinnes, zu langweilen anfing. Es fiel ihr ein, daß ein ihr bekannter junger Tischler-Gesell, Namens Diedrich Brisau, der französischen Sprache in hohem Grade mächtig sey, und auf der Stelle reifte in ihr der Entschluß, sich mit dessen Federn zu schmücken. Mit Freude übernahm derselbe die Gefälligkeit für das schalkhafte Mädchen, ihr die Exercitien entweder ganz auszuarbeiten, oder von Fehlern zu corrigiren, und ihr selbst blieb dann nicht viel mehr, als die nie versäumte Mühe der klugen List übrig, einige Fehler wieder absichtlich in die Uebersetzungen hinein zu tragen, damit durch zu große Vollkommenheit ihrer Arbeit deren Betrug nicht an den Tag komme.

Statt sich also an ernstere geistige Beschäftigung zu gewöhnen, gewann sie die listig ersparte Zeit zum Schwärmen in ihrer Gemüths-Welt, und lachte heimlich in's Fäustchen über das Gelingen ihres Betrugs.

Wohlbehaglich ließ ihre Eitelkeit sich denn auch auf den Grund der betrügerischen Exercitien das Lob der fleißigsten und klügsten von allen ihren Mitschülerinnen gefallen, doch äußerlich in verstellter Bescheidenheit es mit um so natürlicherem Scheine ablehnend, je mehr die wahre innere Ueberzeugung dieser Verstellung zu Hülfe kam.

Aber außer dieser damaligen Nahrung von Lug und Trug, Eitelkeit und Heuchelei, wozu der französische Unterricht Veranlassung gab, wurde derselbe ihr auch späterhin

insofern nachtheilig, als die einigermaßen doch erlangte Kenntniß jener Sprache es ihr erleichterte, einen Grad von Erziehung und Bildung zu erkünsteln, der mit ihrer wirklichen Leerheit, Unwissenheit und Oberflächlichkeit in geradem Widerspruche stand.

Während noch die Erlernung der französischen Sprache sie beschäftigte, nahte jetzt die Zeit heran, wo Gesche Timm, nach drittehalbjährigem Religions-Unterrichte, confirmirt werden sollte. An ihrem Herzen ging aber diese wichtige heilige Handlung so gleichgültig vorüber, daß die Verbrecherin sich um drei volle Jahre in der Zeit, wo sie Statt gefunden, irren konnte, und nichts weiter aus jener Zeit ihrem Gedächtnisse eingeprägt geblieben war, als die „auf dem Saale" (des Religions-Unterrichts) angeknüpften Freundschaften, namentlich mit der nachherigen lebenslänglichen Freundin Marie H.........., dann die Freude über das erste neue Kleid bei Gelegenheit der Confirmation, und endlich ihre erste Theilnahme an der Feier des heiligen Abendmahls.

Einen tiefern Eindruck hinterließen indeß andere äußere Umstände und Ereignisse aus der Zeit des sechszehnjährigen Alters in ihrem Gedächtnisse.

Sie erinnerte sich ihrer Freude, wenn einmal des Jahres das stille, ehrbare elterliche Haus durch eine Gesellschaft aufgeheitert wurde, welche zur Feier des Beginns der Gesellen-Arbeit bei Lichte bei vielen Handwerkern Statt findet, und welche einer dabei hergebrachten Art von Braten, dem sogenannten Licht- oder Kreusel-Braten, diesen eignen Namen verschaft hat.

Unvergeßlich war ihr, wie sie, sechszehn Jahre alt, unter den sie bewachenden Augen ihrer Eltern zum ersten

Male in die Welt trat, indem ihr Vater sie zu einer sogenannten Corporals-Mahlzeit mitnahm. Es waren dies jährliche Festlichkeiten, begründet in der damaligen, bis zur französischen Occupation Bremens bestehenden Einrichtung, wonach sämmtliche Bürger dieser Stadt militärisch in Compagnien getheilt waren, deren jede ihre Officiere und Corporale hatte. Die Gelage, in einem öffentlichem Wirthshause, dauerten mehrere Tage lang, bei lärmendem Jubel, Tanz und Spiel.

Wie sehr gefährlich solche rauschende Freuden überhaupt sind, so schaden sie doch doppelt, wenn sie ein Leben unterbrechen, welches sonst regelmäßig in der eingezogensten Ruhe, leer an allen ähnlichen Vergnügungen, dahinfließt, wie es bei Gesche Timm der Fall war. Dennoch war es nur die sinnliche Aufregung im Allgemeinen, das Bekanntwerden mit so bloß körperlichen Vergnügungen überhaupt, was ihr damals geschadet haben mag; vor irgend einer besonderen Verführung wurde sie theils durch die strenge Aufsicht ihrer beiden Eltern, theils wohl dadurch bewahrt, daß diejenigen Gefühle, welche Jüngling und Jungfrau zu einander hinziehen, bei ihr noch im ersten tiefen Schlummer lagen. In solcher Gesinnung tanzte sie damals lieber mit einer Freundin, als mit einem jungen Manne.

Sie gab mithin zu derjenigen Sorge, welche Vater und Mutter um eine erwachsene Tochter so leicht bekümmert, ihren Eltern weder die entfernteste Veranlassung, noch der leisesten übeln Nachrede Raum, obgleich sie als junges hübsches Mädchen, wie mehrere Zeugen bewahrheiten, mannigfachen Nachstellungen ausgesetzt war. Eben nach jenen Zeugnissen hat sie in der fraglichen Beziehung den unbescholtensten Ruf mit in die Ehe genommen.

Im Alter von sechszehn Jahren, erinnert sie sich ferner, einst ihre Mutter durch Widerreden bis zu heftigem Weinen betrübt zu haben. Dieses Weinen machte einen solchen Eindruck auf sie, daß es bei jedem nachherigen Reiz zum Rückfall in den alten Fehler sich ihr vor die Seele gestellt, und sie wirklich seitdem ihre Mutter niemals wieder auf gleiche Art bekümmert hat. Ihre Klugheit ließ sie künftig bei entgegen gesetzter Meinung schweigen und sich verstellen; aber der Geist des Widerspruchs wurde damit aus dem Innern keineswegs ausgerottet.

Gesche Timm war kaum sechszehn Jahre alt geworden, als ihr, bald nach einander, schon drei verschiedene Heiraths-Anträge durch ihren Vater mitgetheilt wurden, ein Ereigniß, welches nicht wenig für die äußeren Reize des Mädchens zu sprechen scheint. Vater Timm, welcher seiner Tochter diese Anträge sämmtlich, wie er sagte, nur aus dem Grunde mittheilte, damit sie bei etwaiger einstiger unglücklicher Verheirathung ihm keine Vorwürfe machen und die durch ihn abgewiesenen Parthieen zurückwünschen möge, war sofort über ein rundes Nein mit seiner Tochter einverstanden, die lachend erklärte, daß sie ja noch ein Kind sey und kaum kochen, vielweniger aber einem eignen Hauswesen vorstehen könne.

Einige Zeit später wurde indeß ein vierter Heiraths-Antrag vorbereitet, welcher nicht ganz so leicht abgefertigt wurde, und welchen überhaupt abgelehnt zu haben die Verbrecherin oft bitter bereuete, weshalb er eine ausführlichere Mittheilung verdient.

Außer der oben gedachten Corporals-Mahlzeit nahm der alte Timm nämlich auch an einer alljährlich auf dem Schneideramthause unter dem Namen der Jungmeister-

Mahlzeit Statt findenden Festlichkeit Theil, wo die Mitglieder des Schneideramts, nebst Frauen und Töchtern, sich neben den Freuden der Tafel mit Spiel und Tanz ergötzten. Auch Timm's nahmen ihre Tochter mit dahin, und deren Reize verschafften ihr bald einen Tänzer, der, sie sichtbar allen übrigen Mädchen vorziehend, lediglich mit ihr tanzte. Die alten Timm's, denen diese ihrer Tochter bewiesene Aufmerksamkeit des jungen Meisters nicht entgehen konnte, rühmten dessen Wohlhabenheit und guten Character und hoben es besonders hervor, wie es Herrn ......t gewiß noch einmal „gut gehen" werde, „weil er so brav an seinen Eltern handle," ein Dorn der Erinnerung, der das Gewissen der nachherigen Vater- und Mutter-Mörderin oftmals verwundet hat.

Damals begründete jenes Lob in dem Herzen der Tochter noch eine hohe Achtung vor dem jungen Manne; andern Gefühlen blieb indeß ihr Herz nach wie vor verschlossen. Denn als nach einiger Zeit ......t förmlich bei Vater Timm um die Hand seiner Tochter anhielt, und dieser ihr den Antrag zur reiflichsten Ueberlegung empfahl, kostete es sie nicht die kleinste Ueberwindung, dem doch nebenbei geäußerten Wunsche des Vaters gemäß, die Parthie nach kurzer Ueberlegung auszuschlagen. Vater Timm, der gar zu gern die Zukunft klug berechnete, wollte ungern seine Tochter einem Schneidermeister geben, weil auch sein Sohn sich demselben Geschäfte widmete, und daher einst leicht, wie er fürchtete, unter den Geschwistern Brodtneid hätte entstehen können.

Gesche schlug also den Antrag aus; als jedoch bald darauf ......t sich mit einer Jungfrau P..... verlobte und hierauf einst mit seiner Braut am Arme ihr begegnete:

da überfiel sie ein unbegreifliches Gefühl, sie glaubte in die Erde sinken zu müssen, und fühlte ihren ganzen Körper wie mit Eis überzogen.

Diese, aus einer Mischung von Eifersucht, Reue und Neid zusammenströmende Empfindung — wer sollte sie in dem Mädchenherzen nicht verstehen! — sie wird hier bemerklich gemacht als Pinselstrich zu dem Gemälde des damaligen Gemüths-Zustandes unserer Verbrecherin. Nach jener mächtig sie ergreifenden Empfindung hat sie indeß der Sache wenig weiter nachgedacht; sie hatte nicht geliebt, so blieb auch kein Schmerz länger haften.

Ihr Leben glitt nun so bis sie achtzehn, neunzehn, zwanzig Jahre alt ward, ruhig dahin; der Kreis ihrer Freundinnen blieb derselbe, die gesellige, besonders sonntägliche Unterhaltung darin blieb geisttödtend, leer, und bestand fortwährend meistens in Kartenspiel oder in einem Spiel mit prophetischen Devisen. Hinsichtlich des Letzteren ist es merkwürdig, daß einst für unsere junge Timm die Devise gezogen wurde:

„Ein Wittwer wird der Anfang deines Glücks!"

indem die spätere Erinnerung hieran, als der Wittwer Miltenberg um ihre Hand bat, vielleicht nicht ganz einflußlos auf das Jawort geblieben seyn dürfte.

So litt auch fortwährend die Zärtlichkeit der Eltern zu ihrer Tochter keinen Abbruch. Diese, durch die wiederholten so frühen Heiraths-Anträge in ihrer Eitelkeit nicht wenig bestärkt, schämte sich jetzt, wo sie mit den Eltern mehr unter Menschen kam, des ihr so häßlich und gemein klingenden Namens Gesche, vertauschte denselben mit Gesina und wurde seitdem von ihren Freundinnen meistens nur Sienchen genannt. Der alte Timm ließ sich

dies gefallen; doch wollte er nun sein Töchterchen gern Gesche Margarethe nennen; aber dieser Doppelname klang ihr noch widriger, und fast weinend vor Unmuth bemerkte sie dagegen: ein Name sey genug. Was blieb also übrig, als, wenigstens in Gegenwart Anderer, den gemeinen Namen gänzlich zu umgehen! Vater Timm war weit entfernt, hierin ein Zeichen der Eitelkeit seines Kindes zu erkennen. Seine Zärtlichkeit sprach sich um diese Zeit auf eine eigne der Verbrecherin noch sehr erinnerliche Weise unter anderem auch darin aus, daß er öfters heimlich den auf der Krone seiner Bettstelle aufbewahrten Spartopf seines Lieblings mit einem Geldstücke zur einstigen Ausstattung bereicherte, und hinterher die so Beschenkte auf den verschobenen Deckel der Casse, als ein bedeutsames Zeichen, aufmerksam machte.

Dann hieng sich die Jungfrau dem Vater oft um den Hals und, mit ihrer Herzlichkeit ihn fast erdrückend, pries sie das Glück, einmal einen solchen Gatten zu bekommen, wie ihr ein Vater zu Theil geworden.

Timm's Kinder waren etwa achtzehn Jahre alt (1803), als die blinde Zärtlichkeit beider Eltern zu ihrer Tochter in demselben Maaße noch erhöht wurde, worin die Liebe zu ihrem Sohne sich plötzlich verringeren mußte.

Dieser, von Character sanft, stille, immer seiner Schwester nachgebend, nie den Eltern widersprechend, blöde und fast menschenscheu, war nämlich in gleicher karger und strenger Eingezogenheit, wie die Schwester, erzogen worden. Nachdem er bei dem reformirten Prediger Petri confirmirt worden, seine Lehrzeit, als Schneider, beendigt hatte und nun achtzehn Jahre alt geworden war, so ging er auf die Wanderschaft, jetzt zum ersten Male in seinem

Leben frei und Herr einer kleinen Summe Geldes, seines Reisepfennigs.

Und merkwürdig! wie wir später die Tochter, als sie aus der engen Beschränkung des elterlichen Hauses in das freie Gebiet einer befehlenden Dame getreten, von Sünde zu Sünde immer tiefer werden fallen sehen: so auch der Sohn. Wie ein aus seinem Käfig befreiter Vogel flog er hinaus in die weite Welt. Ohne Widerstand folgte er dem Beispiele der ersten liederlichen Cameraden, die sein bischen Baarschaft heranzog und, wie eine Motte in das brennende Licht, stürzte er sich der verblendenden Lust und Verführung in die offenen Arme.

Mit je zuversichtlicherem Vertrauen in die Tugend ihres Sohnes die alten Timm's ihm den Wanderstab gereicht hatten, um desto tiefer erschütterte sie die Nachricht von seinem gänzlich veränderten Lebenswandel. Briefe über Briefe, aus blutenden Eltern-Herzen geflossen, wurden ihm in die verderbliche Fremde nachgeschickt, um ihn für ein besseres Leben wieder zu gewinnen; doch, wie es lange schien, vergeblich.

Hatten Timm's so ihr halbes Eltern-Glück eingebüßt, so schlossen ihre Herzen natürlich sich jetzt nur um desto inniger an das ihnen noch gebliebene, die Tochter. Sie war Zeugin des Kummers ihrer Eltern, und zugleich deren Trösterin. Auch war sie späterhin oft zugegen, wenn mit einem gelehrten Hausfreunde, dem Herrn Magister R., den Mitteln und Wegen zur Besserung des verlorenen Sohnes nachgedacht wurde, und eben sie mußte im Namen und unter Anleitung des Vaters dessen Ermahnungs-Schreiben abfassen.

Wie alles dieses, — abgesehen von dem verderblichen Zuwachse der elterlichen Liebe zu ihrer Tochter, — auf diese einwirkte, wird erst im Zusammenhange des weiteren Lebens klar werden. Hier ist nur das noch anzumerken, wie der Bruder unserer Verbrecherin, nachdem er durch sein ausschweifendes Leben in großen Städten, wie namentlich in Hamburg und Paris, beinahe das halbe elterliche Vermögen, sein einstiges Erbtheil, durchgebracht, endlich doch noch zu einem ordentlichen Lebenswandel zurückgekehrt ist.

Unlängst war Gesche Timm zwanzig Jahre alt geworden, und noch hatte kein Gift der Schmeichelei leichtsinniger oder lüsterner Männer den Purpur der Unschuld anzutasten gewagt, welcher jedem, der sie auf öffentlicher Straße nur anblickte, von ihren Wangen sofort entgegen schimmerte, als ihre Schönheit einen jungen Mäklergehülfen, Namens Vi—, an sie heranzog. Das kurze sich mit ihm entspinnende Liebes-Verhältniß mag als Bestätigung der vielfachen Zeugen-Aussagen, daß die Gottfried bis zu ihrer ersten Verheirathung sich in jeder Hinsicht den unbescholtensten Ruf zu bewahren gewußt hat, hier einen Platz finden. Vi— hatte ihre Bekanntschaft in der sogenannten Marks Plantage, einem Vergnügungsorte der Vorstadt, gemacht, und seitdem stellte er ihr mit zärtlichen Schmeicheleien auf das Beharrlichste nach; wo sie sich nur blicken ließ, begegnete er ihr; kehrte sie Abends von dem Besuche einer Freundin heim, so bot meistens Vi— sich unerwartet als ihren Begleiter dar, und in der That erlangte er also bald die Zuneigung des unerfahrnen Mädchens. Sie gestand dies einer vertrauten Freundin; lange währte es auch nicht, so wünschte sie sehnlichst, „daß doch Vi—'s Lage ihm

eine Verheirathung gestatten möchte, denn so lassen es ihre Eltern nicht zu." Die Freundin, Marie H., argwöhnisch gegen die Redlichkeit in den Absichten des Freiers, erkundigte sich näher nach ihm, erfuhr, daß derselbe leichtsinnig jedem hübschen Mädchen nachzustellen pflege, theilte dies ihrem „Siencheu" warnend und abrathend mit — und hatte die Freude, von derselben sofort die Versicherung zu erlangen, daß sie Vi— nie wieder sprechen wolle. Und sie hat Wort gehalten; alle seine Bemühungen um Fortsetzung des Verhältnisses zu ihr, scheiterten, wenn nicht allein an ihrer ersten Unschuld, doch an der Sorge für die Bewahrung ihres guten Rufes.

Einige Monate nach dieser Begebenheit bereitete, was wir Zufall zu nennen pflegen, die wichtigste Begebenheit in dem Leben unserer Verbrecherin vor, ihre Verheirathung mit dem Sattlermeister Johann Gerhard Miltenberg.

Sie war nämlich bis dahin noch niemals im Theater gewesen, und besuchte dasselbe jetzt zum erstenmale, als ein Schauspiel gegeben wurde, in Begleitung ihrer Freundin, der Marie H.

Die Mädchen hatten sich kaum eine Weile auf ihren Sitzen im zweiten Range befunden, als ein unbekannter wohlbeleibter Herr von vornehmem Stande an sie heran trat, um mit der schönen Timm eine süßliche Unterhaltung anzuknüpfen, welche aber im zweiten Acte durch den Herzutritt eines andern Herrn unterbrochen wurde. Es war dies der genannte Miltenberg, seit etwa vier Monaten Wittwer, welcher, wie die Folge lehren wird, von einem der Eifersucht verwandten Gefühle bewogen, sich in das Gespräch mischte, indem er mit Geltendmachung einer nachbarlichen genaueren Bekanntschaft den fremden

Herrn zu verdrängen suchte, den ganzen Abend nicht von der Seite der Mädchen wich und sie endlich zu Hause begleitete.

Von dem Inhalte des Stücks, welches diesen Abend gegeben wurde, so wie von dem Eindrucke, den es auf ihr jugendliches Herz gemacht, erinnerte sich unsere Verbrecherin wenig oder nichts. „Wenn ich nicht irre," sprach sie sich darüber aus, „so spielte damals eine Schauspielerin mit, Elise Bürger, eine schöne Person." Der Werth, den sie später ihr ganzes Leben lang dem schönen Scheine, dem Aeußeren, beigelegt hat, prägte also schon damals ihrem Gedächtnisse die Schönheit der Schauspielerin scharf ein, während jede tiefere geistige Anregung entweder ihrem Herzen fern blieb, oder doch bald in's Meer der Vergessenheit zurück sank.

Seit jenem Abende in der Comödie datirt sich eine erhöhete Aufmerksamkeit der Jungfrau auf das andere Geschlecht. — Beide genannte Männer thaten auch noch weiter dazu das Ihrige.

Der Wohlbeleibte, aufgeregt durch die Reize des hübschen Mädchens, voll Verlangen, ein näheres Verhältniß mit ihr anzuknüpfen, sandte ihr am andern Morgen sechs Comödienbillets zum ersten Rang, mittelst eines saubern Briefchens, im Wesentlichen des Inhalts, wie derjenige, der gestern im Theater ihre Bekanntschaft gemacht, sich die Uebersendung der einliegenden Billets mit der Bitte erlaube, daß sie davon recht bald einen persönlichen Gebrauch machen möge.

Mußte gleich dieses Ereigniß die Eitelkeit der Schneidertochter, welche sich zum Gegenstande so großer Aufmerksamkeit eines vornehmen Herrn erhoben sah, nicht wenig nähren, so

blieb dies doch die einzige Folge des galanten Schreibens: Jungfer Timm, zu beschämt um in ihrem Stande den ersten Rang im Theater benutzen zu mögen, bediente sich nur eines jener Billets, indem sie auf ein zweites ihre Freundin Marie mitnahm, die übrigen vier aber sonst verschenkte. Nie hat sie auch später den Namen des Unbekannten erfahren, und nur einmal denselben, in dem Comptoir eines Kaufmanns-Hauses stehend, von der Straße aus wieder erblickt.

Wichtigere Folgen für unsere Timm gingen aus dem Zusammentreffen im Theater mit dem jungen Wittwer Miltenberg hervor. Seine Unterhaltung mit ihr — früher hatte er nie mit ihr gesprochen — die Aufmerksamkeit, womit er sie Abends zu Hause begleitete, erfüllte die Jungfrau so sehr, daß sie Alles sofort ihrer Mutter mittheilte, deren Ansichten über die äußere Größe und den Reichthum Miltenbergs, oder wenigstens seines Vaters, wovon unten ein Mehreres, ganz zu den Gefühlen der in dem Herzen ihrer Tochter immer mehr genährten Eitelkeit paßten.

Nur diese nämlich fand sich geschmeichelt, ohne daß, wie man vielleicht glauben möchte, sich eine liebende Zuneigung vorbereitete, als seit dem Abend, wo Miltenberg das Mädchen zu Hause begleitet hatte, er nie mehr, wie sonst, schweigend, sondern stets mit einem freundlichen „So fleißig?" ihr begegnete, auch es sich jetzt regelmäßig so traf, daß wenn Sonnabends sie vor ihrer Thüre mit Reinigung der Straße beschäftigt war, er so grüßend neben ihr vorbei ging.

Daß eine solche Anerkennung ihrer Reize auch in dem Benehmen des dadurch geschmeichelten Mädchens gewisse Wirkungen hervorbringen mußte, gleichwohl ohne wirklich

liebende Neigung zu begründen, war natürlich. Auch sie ging jetzt gern Miltenbergs Haus vorbei; „ich holte seitdem gern," gestand sie in ihrer Gefangenschaft, „das Wasser aus Miltenbergs Hause, freute mich, wenn er mich grüßte, und kaufte einst, ohne meiner Eltern Wissen, ein Par Strumpfbänder von ihm. Doch nie kam bei mir der Gedanke: den möchtest du wohl heirathen! nein, die Aufmerksamkeit von seiner Seite würde jedem Mädchen gefallen haben, und nur so gefiel sie auch mir."

Dagegen begannen aber ernstere Absichten auf Timm's hübsche Tochter immer lüsterner das Herz des jungen Wittwers zu durchkreuzen, und im Blick auf die unseligen Folgen der schon nach wenigen Wochen übereilt hieraus entstandenen Ehe dürfte es jetzt nöthig werden, diesen Mann, wie er persönlich war und in seinen äußern Verhältnissen, näher darzustellen.

Johann Gerhard Miltenberg war der einzige und verzärtelte Sohn des Sattlermeisters Heinrich Miltenberg und der Adelheid Clemens; denn ein älterer Bruder gleiches Namens, welcher in der Gottfried'schen Untersuchungssache zu Verwechselungen Anlaß gegeben, war schon in frühester Jugend verstorben. Er war am 4. Juli 1780 geboren, mithin nur fünf Jahre älter, als Timm's Tochter, und damals (1805), als er auf diese sein Augenmerk richtete, erst fünf und zwanzig Jahre alt.

Seine Mutter hatte er frühe schon verloren. Sein Vater, obwohl dem Handwerksstande angehörig, besaß dennoch eine höhere Bildung, und sowohl diese, wie eine große Wohlhabenheit, durften zu der Hoffnung einer guten Erziehung des einzigen Kindes wohl berechtigen.

Allein es steht wenig Rühmliches davon zu sagen: blinde Affenliebe verhätschelte den Knaben, ließ ihn frühe den vornehmen, müssigen Herrn spielen, und sah in seiner Anlage zu launigten Einfällen den untrüglichsten Beweis seiner Bestimmung zum Gelehrtenstande.

Doch wie sehr auch dem Knaben und Jünglinge die dabei ihn anlächelnde Befreiung von körperlichen Arbeiten zusagte, keineswegs wollte seinem müssigen Sinne eine anhaltende geistige Anstrengung behagen. Und so war eine halbe oberflächliche Schulbildung am Ende alles, was ihn vor seines Gleichen auszeichnete, als er, etwa funfzehn Jahre alt, sich zur Erlernung der Sattler-Profession bequemte.

Schon nach einigen Jahren reisete er hierauf als Gesell in die Fremde, oder vielmehr nur direct nach Braunschweig, um dort bei dem Hoffattler, Herrn Weitlisch, in Arbeit zu kommen. Hier kaum der lästigen väterlichen Aufsicht entrückt, hatte sein Leichtsinn sich bereits sinnlichen Ausschweifungen überlassen, als er, der unerfahrene, noch nicht zwanzigjährige Jüngling, mit einer höchst wollüstigen, abgefeimten Koketten in Bekanntschaft gerieth, deren dreißigjähriges Alter und berüchtigter Lebenswandel jeden vernünftigen Freier von ihr verscheuchten, der schwachen Hoffnung sie überlassend, in dem Netze ihrer buhlerischen Verstellungskünste vielleicht noch einmal einen unerfahrnen Neuling zu fangen.

Dieses glückte ihr mit dem jungen Miltenberg vollkommen. Einzige Tochter einer nicht unbemittelten, fälschlich aber sogar für reich ausgegebenen fünfundsechszigjährigen Wittwe, der Madam *r, wußte sie ihre Person eben so wohl in Hinsicht auf pecuniären Vortheil als eine brillante

Parthie geltend zu machen, als sie unverschämt und glücklich genug war, von ihrem anstößigen dreißigjährigen Alter zehn Jahre hinweg zu lügen.

Miltenberg, weichlich, ohne sonderliche Lust zum Wandern, zugleich sinnlich durch die buhlerischen Künste verstellter Unschuld aufgeregt, ging in alle Schlingen ein, beredete ein Verlöbniß und suchte in Kurzem die Einwilligung des Vaters nach.

Hatte dieser aber in besorgter Liebe ohnehin vor dem Reisen seines Sohnes nicht geringe Furcht gehabt, und war der nicht gemeine Stand, verbunden mit dem geschilderten Reichthume der Braut, keine unbedeutende Empfehlung derselben in seinen Augen, so gab er nicht nur freudig seine Zustimmung, sondern er beredete sogar den in seinem Entschlusse doch noch etwas schwankenden Sohn nach allen Kräften.

So wurde denn die Verlobung geschlossen; der Bräutigam ging darauf noch auf einige Zeit in Arbeit nach Wolfenbüttel, heirathete dann, und brachte hierauf, nachdem er erst noch eine Harzreise mit seiner jungen Frau gemacht, diese in's Vaterhaus nach Bremen. Hieher folgte ihnen bald darauf auch die Mutter, indem sie ihr ganzes Besitzthum zu Braunschweig verkaufen ließ.

Kaum war der unauflösliche Knoten geschlungen, so begann auch schon die fürchterlichste Ehe, welche sich denken läßt. Statt des erlogenen Reichthums bestand der ganze Brautschatz in tausend Thalern, und diese machten zugleich fast das einzige Vermögen der Mutter aus; das vorgeblich zwanzigjährige unschuldige Mädchen warf die jetzt überflüßige Maske ab und stand da, dreißigjährig in längst ergrauter Frechheit, mit allen sinnlichen Lüsten vertraut,

bald eben so durch Unordnung, Trunkfälligkeit und die unerhörteste Eifersucht der Schrecken und die Furie des Hauses, wie in unersättlicher thierischer Wollust die Qual und der Ekel ihres Mannes.

In den fünf Jahren dieser Ehe (1800 bis 1805), deren geheime Gräuel aufzudecken die Feder sich schämt, und die, abgesehen von einer unzeitigen Geburt, mit Kindern nicht gesegnet wurde, nahm das Sittenverderbniß beider Ehegatten in stetem Wachsthum immer mehr Ueberhand. Es ganz so zu schildern, wie Augenzeugen es bewahrheiten, möchte schwer halten; doch dürften auch einige Züge aus diesem ehelichen Leben hier Licht genug darüber verbreiten.

Geschäftsbetrieb und Haushalt des jüngern Miltenberg sollte getrennt vom Hauswesen des Vaters bestehen; doch gränzenlose Unordnung wälzte Alles durch einander, Veruntreuungen und sonstige Ungebührlichkeiten unter Gesellen und Mägden waren an der Tagesordnung. Wie Jeder im Hause, so zitterte insbesondere der junge Miltenberg vor seiner Frau, die sich in solcher unbedingten Herrschaft theils durch die natürliche Kraft ihres großen Körperbaues, theils durch Erhöhung derselben vermittelst starker Getränke, zu erhalten wußte.

Vor allem schrecklich war die Eifersucht dieser Furie. Nie sollte ihr Mann ohne ihre Begleitung aus dem Hause gehen, und selten gelang ihm dies anders, wenn er nicht heimlich entwischte. Einst, in voller Kleidung und im Begriff einen Bekannten zu besuchen, wurde Miltenberg plötzlich an der Hausthüre gewaltsam von seinem weiblichen Tyrannen fest gehalten und es entstand ein Ringen um den Hausschlüssel, welches damit endete, daß ein

starker Griff des Weibes auf die Brust ihres Mannes davon das Oberhemd und alles, was damit zusammenhing, auf einmal hinweg riß.

Wie diese Frau selten nüchtern war, so pflegte sie auch stets eine kleine Flasche Rum mit sich zu führen, um zum öffentlichen Scandale die Gluth in ihren Adern, die sich in ihrem taumelnden Gange offenbarte, nie verlöschen zu lassen. In solchem Zustande drängte sie sich mit Gewalt ihrem Manne, wenn er ausging, zur Begleiterin auf, der dann, voller Scham, den Rest seiner geschwächten, ausgemergelten Kraft anstrengte, um den wankenden Tritt seiner Hausschande zu unterstützen und dem Auge des Publicums, wo möglich, zu verbergen. Selten gelang ihm dies jedoch; ja der Schimpf erreichte einst den höchsten Gipfel, als die eifersüchtige Betrunkene ihrem Manne in die Comödie gefolgt war, dort im Uebermaaße ihrer Trunkenheit bewußtlos sich verunreinigte und nun heraus und nach Hause transportirt werden mußte.

Ueberhaupt bestand die einzige Freude dieser Unholdin in dem Studium, ihren schwachen Mann zu ängstigen und zu quälen. So hört derselbe einst, als er eben wieder einen Wortwechsel mit ihr gehabt, die Schwiegermutter oben ängstlich schreien: „ach Gott, das Unglück! Herr Sohn, Herr Sohn! kommen Sie herauf!" Miltenberg, der schnell die Treppe hinauf springt, findet dort sein Weib am Boden liegend, Schaum vor dem Munde, convulsivisch mit Händen und Füßen schlagend, wie in epileptischer Krankheit. In dem Augenblicke durchfährt ihn der Gedanke, daß alles dieses nur Verstellung sey, und er ruft daher fragend, was das solle? sie möge aufstehn! Allein sie fährt fort, nur noch ärger zu toben.

Darauf versucht er es, vielleicht ungewiß in seiner Meinung, auch mit Milde, indem er sie bittet, sie möge aufstehn. Doch jetzt wurde das Uebel noch schlimmer, und hieran den Betrug erkennend, ruft er nun zum drittenmale, fluchend und schwörend, sie solle aufstehn, oder er werde sie in Stücke zerhauen. Ein plötzliches Aufspringen der vermeintlich Kranken, um mit beiden Händen ihrem Manne zu Kopfe und in's Haar zu fallen, mit den Worten: „du schlechter Kerl, nun sehe ich, wie du mich liebst!" war darauf Sache eines Augenblicks. Miltenberg, wie gewöhnlich, wollte er sich nicht bis auf's Blut mißhandeln lassen, mußte sein Heil in der Flucht suchen.

Die Folgen dieses gräulichen ehelichen Verhältnisses für den Mann Miltenberg waren, daß nun, statt aller Zuneigung für sein Weib, der stärkste Abscheu und Ekel seine Seele erfüllte. Seine frühere Trägheit wuchs an zu unüberwindlichem Widerwillen gegen alle Arbeit und Sorgen für ein Hauswesen, welches seine Hölle ausmachte. Schon früher hatte er angefangen, seine Freuden außer dem Hause zu suchen; jetzt aber wurden ein tägliches Leben in Clubbs und Saufgelagen, berauschende Getränke und nicht seltener Umgang in den Wohnungen der niedrigsten Verworfenheit ihm unentbehrlich.

Begreiflich mußte ein solcher Lebenswandel auch die Vermögenslage des jungen Mannes aus dem Grunde zerrütten. Ein guter Kunde verlor sich nach dem andern, Schulden häuften sich auf Schulden, und immer öfter und bedeutender blieb, bei hartem Andringen der Gläubiger, die Casse des alten Vaters seiner unglücklichen Kinder einzige Zuflucht.

Derselbe hatte lange schon seine Beförderung dieser Ehe bitter bereut; das gänzliche Sittenverderbniß seines Sohnes hatte sich, wie alle Sünden mit einander verschwistert gehen, auch in dem kindlichen Verhältnisse desselben zu seinem Vater nicht verleugnet; die heftigsten, besonders eben aus jenem zunehmenden Vermögensverfall herfließenden, Auftritte des Unfriedens zwischen Vater und Sohn scheuchten von dem Heerde des Letzteren den Rest des Segens hinweg, der nach hoher Verheissung der Kinder Häuser bauet.

So standen die unseligen Verhältnisse des jüngern Miltenberg, als im Jahre 1805 der Tod seiner Frau auf einmal eine Veränderung hervorbrachte. Sie starb, nach dem Sprichworte „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht,“ an den Folgen einer endlich in's Unglaubliche gehenden Trunksucht, indem nach kurzem Krankenlager eine galloppirende Schwindsucht sie plötzlich dahin raffte.

Hätten die lange Dauer und die Schwere des Drucks, welcher durch diesen Todesfall dem Wittwer vom Herzen genommen wurde, es zugelassen, so würde dessen Freude keine Gränzen gekannt haben. Allein die Angst vor seinem Weibe war so groß gewesen, daß selbst deren todte Hülle sie noch unterhielt, und er, alles Zuredens seiner Freunde ungeachtet, dieselbe auch nur einmal anzuschauen sich nicht überwinden konnte. Ja, in der Furcht, die schreckliche Leiche möge wieder lebendig werden, bat er seinen Freund A., bis zu deren Beerdigung an seiner Seite zu schlafen, und dieser mußte der Bitte willfahren.

Selbst mehrere Monate nach dem Tode der Gefürchteten war es häufig dem Wittwer noch wie einem Träumenden: er erschrack und fuhr zusammen, selbst mitten in

der Freude, vor dem Gedanken, daß seine Frau noch lebe, daß sie, wie sonst, wieder daher schreiten, ihn zur Rechenschaft ziehen, ihn ängstigen werde mit Schimpf und Qual.

Vier Monate ungefähr war Miltenberg Wittwer, als er, wie oben erzählt, in der Comödie, aufmerksam gemacht durch die galante Unterhaltung des vornehmen Herrn mit der hübschen Timm, diese Nachbars-Tochter zuerst in gewisser Beziehung näher betrachtete. Seines eigenen schmutzigen Lebens sich bewußt, hätte er es jedoch wohl nie gewagt, die Hand einer Jungfrau zu begehren, welche das allgemeine Lob die Krone der Mädchen in Schönheit und Tugend nannte, wenn nicht theils seine, im Vergleich mit Timm's ärmlichem Hauswesen, vornehm und großartig erscheinenden äußeren Verhältnisse, theils die Vermittlung eines Dritten ihn dazu angespornt hätten, der in der gutgemeinten Absicht, „Menschen zu beglücken," sich zu der angelegentlichen Sorge für die Wiederverheirathung des jungen Wittwers, und zwar mit keiner Anderen, als eben der Jungfer Timm, berufen fühlte.

Was die ersteren, Miltenberg's äußere Verhältnisse, anlangt, so verdankte sein Vater — von dem dann der Glanz auf den Sohn überging — dem Reichthume, einer stattlichen Wohnung, so wie dem Verkehr mit einigen der ersten Männer der Stadt, ganz das Ansehen eines vornehmen Herrn. Sein Haus imponirte bei den kleineren Nachbarhäusern nicht bloß durch die eigne ansehnliche Größe, sondern sieben dazu gehörige, einen eigenen, darnach genannten, Hof (Miltenberg's Hof, Gottfried's Hof, Rumpff's Hof), einschließende Nebenhäuser verliehen der Besitzung einen noch viel größeren Werth. Die ganze weite Wohnung

war auf's Beßte und Vollständigste möblirt; was ihr aber das Gepräge des Reichthums mehr als alles andere aufdrückte, war eine zahlreiche Oelgemälde-Sammlung, angeblich berühmter Meister, das Steckenpferd des alten Miltenberg's, und, dem nachbarlichen Gerüchte zufolge, mehrere tausend Thaler werth. — Eben diese Gemälde-Sammlung war es auch, welche den erwähnten vornehmen Umgang, namentlich mit ein Par Senatoren, veranlaßte, die, als Kenner von Gemälden und Besitzer ausgezeichneter Sammlungen, regelmäßig alle Woche den alten Herrn Miltenberg besuchten, um sich mit Musterung, Critik und Restaurations-Plänen der Bilder desselben zu unterhalten. —

Alle genannte Größe in den äußeren Verhältnissen Miltenberg's dürfte indeß ihn schwerlich zur Bewerbung um Timm's vielgepriesene Tochter ermuthigt haben, ohne den erwähnten Vermittler. Es war dies ein in Timm's und Miltenberg's Nachbarschaft wohnender Pädagoge, der Herr Magister N., dessen Leben mit demjenigen der Gottfried, von 1806 bis 1824, hie und da so oft in Berührung gekommen, und der dadurch in so einflußreiche, merkwürdige Beziehungen auch zu dem Innern der geheimen Verbrecherin gerathen ist, daß wir die Entstehung dieser Verhältnisse hier gleich im ersten Beginne näher zu beleuchten nicht umhin können.

Am Beßten möchte dieser Zweck durch Mittheilung eines Auszugs aus seiner eigenen, dem Leser zugleich einigermaßen mit der Persönlichkeit des gelehrten Herrn bekannt machenden „gewissenhaften Darstellung“ erreicht werden, die er als „das, was ihm von der Miltenberg'schen und Timm'schen Familie bekannt“ in der

Gottfried'schen Untersuchungssache, statt mündlichen Zeugnisses, eingereicht hat.

„Von jeher gewohnt," so beginnt diese Darstellung, „mich um das Leben und Treiben meiner Nachbarn wenig zu bekümmern, wurde ich auch mit den beiden Herren Miltenberg, obschon ihr Hinterhaus an mein Schulgebäude stieß, nur dann erst bekannt, als Miltenberg junr. eins meiner Zimmer tapezierte, wobei leicht, weil man nicht wußte, welcher der eigentliche Herr von beiden sey, eine Differenz=Klage hätte herbeigeführt werden können, was ich jedoch verhinderte."

„Im Jahre 1806 kommt, in meiner Abwesenheit, des seligen Miltenberg junr. Schwiegermutter, eine Siebenzigerin, aus Braunschweig gebürtig, welche daselbst meiner Frau seligen Vater, den Senator und Kaufmann N., gekannt hatte, und bittet sie mich, den, wie sie wisse, mehrmals gewesenen Vertheidiger und Retter Bedrängter und Hülfloser, ihr die von ihrer kinderlos verstorbenen einzigen Tochter Miltenberg junr. baar zugebrachten 1000 Rthlr. Mitgift, als ihr noch einziges Vermögen, reclamando wieder zu verschaffen, weil Miltenberg's Vater, — er war ein sehr harter Mann, seligen Andenkens — ihr nicht länger Kost und Wohnung verstatten wolle. Zwar längst mit dem Herlingslohne solcher stets gratis von mir übernommenen Verwendungen, die mir oft halbe Nächte gekostet und mich mit Verkennungen und Nackenschlägen aller Art bestraft hatten, zur Genüge bekannt, besiegten mich doch zuletzt der mich nun selbst Bittenden heiße Thränen, und es glückte mir, mit Hülfe meines seligen Gönners, Herrn Stadt=Syndicus von Post, die 1000 Rthlr. wirklich zu retten. Dadurch beiden Milten=

berg's und ihren Sattlergesellen bekannt geworden, stürzte eines Tages einer derselben mit den Worten in mein Haus: "eilen Sie! der alte Miltenberg will seinen Sohn tödten." Wirklich fand ich den Vater und Sohn, mit langen Messern in Händen, gegen einander stehend, und — wechselseitig — Verderben und Tod sich schwörend!! Die Kraft meines Armes, meine Drohungen, meine, aus Bibel und Vernunft hergeleiteten, und ihnen ihre beiderseitige Strafbarkeit aufstellenden Gründe, brachten endlich die Rasenden zur Besinnung. Jetzt entfernte ich den Sohn vom Vater. Dieser, etwas kälter geworden, bestand nun auf eine nothwendige, ganz in seinem väterlichen Willen sich fügende, wieder zu schließende Verheirathung seines Sohnes, weil er, im Weigerungsfalle, schwur: Haus und Habe zu verkaufen, nach seiner Phantasie zu leben und dem Sohn fünf Thaler zu vermachen; er rathe daher: wenn dieser dies noch zu verhindern gedenke, zu der einzig und allein ihm genügenden Verbindung mit Timm's einziger Tochter, deren Schönheit und jungfräuliche Tugend Jedem hinlänglich bekannt sei. Weder die Gepriesene noch ihre Eltern je gesehen (habend), bat ich den Starrsinnigen, erst des Sohnes, nicht seine, Zuneigung zu der Genannten zu befragen, wenn nicht für sie beiderseits (aus der Verbindung) eine neue Hölle, wie die der ersten Ehe, künftig hervorgehen sollte. Diese nothwendige Pflicht, des jungen Wittwers Neigung auszuspähen, schob der von seinem Rathe höchst Begeisterte nun leider auf mich und mein unglückliches Gestirn, woran bei meiner Geburt eine boshafte Fee das gefährliche Liedchen geschrieben zu haben scheint: "Menschen beglücken." Ich ging zum Sohne. Er dachte wie der Vater »(?!)« über das auch ihm

längst gefallende Mägdlein, ging sogleich jubelnd an meiner Hand zu demselben, »(nämlich zu dem Vater)« und versprach in den Armen des jähzornigen, jetzt zum Lamme gewordenen Vaters neue Liebe und unverrückten Gehorsam auf ewige Zeiten."

Ob man nun gleich, nach dieser Darstellung, kaum die Möglichkeit einsieht, wie Vater und Sohn über eine Wiederverheirathung des Letzteren mit einander auf Leben und Tod wüthen konnten, während sie Beide im Stillen einstimmig schon Timm's tugendhafte und schöne Tochter sich in's Haus wünschten; und obgleich ein bald mitzutheilender Hochzeits-Gesang es ziemlich klar ausspricht, daß die Idee einer ehelichen Verbindung zwischen Miltenberg und Gesche Timm zuerst von dem Herrn Magister ausgegangen: so mag dieses doch auf sich beruhen bleiben, indem so viel genügend als Wahrheit fest steht, daß derselbe sich eifrigst um die Beförderung dieser Ehe bemüht hat und solche, nach aller Wahrscheinlichkeit, ohne ihn nie zu Stande gekommen seyn würde.

Miltenberg der Vater, der gräulichen Unordnung in seinem Hauswesen satt und überdrüssig, bestand allerdings, als die Schicklichkeit es kaum erlaubte, auf eine Wiederverheirathung seines Sohnes. Sein Alter erheischte auch eine Pflege in Speis' und Trank u. s. w., die schmerzlich nur zu lange schon ihm abging.

Miltenberg der Sohn dagegen, das Zittern des Schreckens seiner ersten Ehe noch in allen Gliedern tragend, ohne sonderliche Neigung zu irgend einer zweiten, schien hinfort nur in den Wirthshäusern leben zu wollen, und es ist Thatsache, daß er in den wenigen Monaten seines Wittwerstandes, ja sogar in den wenigen Wochen seiner Verlobung

mit der Timm, den gewohnten leichtsinnigen Verkehr nicht unterbrochen hat.

Unter diesen Umständen mußte begreiflich Zank und Streit zwischen Vater und Sohn immer häufiger werden, und schon war es wirklich öfters dabei zu Auftritten gekommen, ähnlich dem mörderischen oben beschriebenen, als der Vorschlag einer ehelichen Verbindung des wüsten jungen Wittwers mit der arbeitsamen, schönen und tugendhaften Gesche Timm, die ohnehin seit dem Abende in der Comödie seinen Sinnen reizend vorstand, sich dem Anscheine nach rettend für das ganze Miltenberg'sche Hauswesen und allseits bessernd und versöhnend in's Mittel warf.

Weder der Vater, noch der Sohn Miltenberg, wagten indeß, in Rücksicht auf des Letztern übel berüchtigten Lebenswandel, der schönen Tochter Timm's den Antrag zu einer Heirath zu machen, deren Zustandebringung daher jetzt einzig und allein jener gelehrte Freund übernahm.

Seine oben von ihm erzählte Schlichtung des gefährlichen Streits hatte Ende Januars 1806 Statt gefunden; schon den nächstkommenden Sonntag darauf, Anfangs Februars, so wurde es beschlossen, sollte der Herr Magister bei Vater Timm als Freiwerber auftreten, und des Erfolgs seiner Beredsamkeit gewiß, ging er eine Wette ein, nicht nur daß er keine abschlägige Antwort bekommen, sondern sogar, daß auch schon der nächste Monat März die jungen Leute am Traualtare sehen werde.

Schnell, Sonntag Abends noch, um 7 Uhr, wurde also der folgenschwere Gang des Freiwerbers nach Vater Timm's Hause angetreten; der ungeduldig der Entscheidung harrende Miltenberg ging unterdeß den Wall auf und ab,

um, eine Stunde später, dort, auf dem Tempelberge, mit seinem Abgesandten zusammen zu treffen, das Resultat der Bewerbung zu vernehmen.

„Als der Herr Magister in unser Haus kam,“ erinnerte sich die Gottfried in ihrer Gefangenschaft, „und Vater zu sprechen wünschte, — ich stand gerade in der Küche und wusch die Schüsseln auf — ging ich zu Vater und sagte ihm: „„Vater, komm doch 'mal, da ist ein Herr, ich glaube es ist ein Prediger.““ — „So sah er auch wirklich aus,“ fügte sie hinzu, mit erhöheter Lebendigkeit den Arm des Hörenden ergreifend und wieder einen Beweis des tiefen Eindrucks alles Aeußerlichen auf ihr Herz ablegend, „fein schwarz gekleidet, damals jung und von sehr ehrbarem Ansehen!“

Als beßte Begründung des Heiraths-Antrags wurde nun vor allen Dingen der Reichthum des Freiers, als einzigen Sohnes und Erben seines Vaters, geltend gemacht. Das große Haus desselben, wofür schon einmal, mit den Nebenhäusern, zwanzigtausend Thaler sollten geboten sein, — bis auf Eintausend Thaler hypothekarisch darauf haftender Schulden ein freies Eigenthum — das köstliche Mobiliar, die Gemäldesammlung, worunter Stücke von dreihundert Thaler an Werth, u. s. w., alles dieses wurde auf eine Weise herausgestrichen, daß Vater und Mutter Timm's Gier darnach, weit entfernt, sich auch nur die Möglichkeit einer abschläglichen Antwort, oder nur einer Bedenklichkeit, einfallen zu lassen, vielmehr mit beiden Händen zugreifend, bloß ängstlich erwiederten, wie sie ihrem Kinde kein Vermögen mitgeben könnten.

Doch als dieser Anstand sofort durch die Versicherung des gelehrten Herrn sich hob: „dieser junge Mann

will einzig und allein das Mädchen haben," da wurde auch die Tochter herbeigerufen, weniger sie um ihre Meinung zu befragen, als zur Verkündigung des sich ihr darbietenden unerhörten Glücks.

Sie kam, und in tiefster Bewegung entquoll ein Strom von Thränen ihren Augen: in gleichen Momenten die nicht seltene Aeußerung unschuldiger reiner Jungfräulichkeit; hier zugleich in prophetischem Geiste ein Wehe! Wehe! der Entscheidung.

Längst war der Freiwerber mit seiner frohen Kunde dem Tempelberge zugeeilt, als in ihrem Kämmerlein immer noch der Braut stille Thränen flossen. Ja, es ist gewiß, daß die ganze Nacht darauf der Schlaf sie geflohen und sie mit unaufhaltsamen Thränen ihr Lager benetzt hat.

Es ist hier der Ort, kürzlich noch Einiges über das kindliche Verhältniß der Tochter zu Vater und Mutter und über deren elterliche Autorität nachzuholen, indem solches zum bessern Verständnisse sowohl der Art und Weise, wie Miltenberg das Jawort erlangt, als auch des nachherigen Motivs zum Elternmorde, nothwendig erscheint.

Wenn gleich, wie oben bemerkt worden, Timm's ihre Kinder niemals körperlich gezüchtigt haben, so war dennoch ihre Erziehung eine strenge zu nennen, die nur jener Züchtigung nicht bedurfte, weil keins ihrer, nach dem äußeren Benehmen zu urtheilen, so gut gearteten Kinder, am wenigsten die Tochter, dazu jemals eine Veranlassung gab. Dabei wichen aber die Eltern von ihren Ansichten, von dem, was sie wollten und einmal vorschrieben, auch keinen Fingerbreit ab; eine strenge Consequenz, die ihnen, unbewußt, durch ihre große eheliche Eintracht unter sich nicht wenig erleichtert wurde.

Statt vieler Erziehungs=Regeln hielten Timm's sich hauptsächlich an die eine — gewiß sehr zu lobende, wenn sie nur übrigens sich mit Weisheit paart, — der Forderung eines unbedingten Gehorsams; und da die Kinder von frühe an dieser Ordnung nachlebten, so wurde dieselbe ihnen zur andern Natur, und bei fortwährender Erfahrung der zärtlichsten Elternliebe nichts weniger als drückend, abschreckend, oder das kindliche Vertrauen hindernd.

Was Vater Timm also wollte oder „für gut einsah," das konnte, in den Augen seiner Tochter, gar nicht anders seyn; sie hegte darüber blindlings die Meinung der Unabänderlichkeit. Daher entstand denn nun auch, als er ihr „Herrn" Miltenberg's Heiraths=Antrag, nicht wie frühere Bewerbungen um ihre Hand, als der Ueberlegung bedürfend, sondern als das glücklichste Ereigniß ihres Lebens ankündigte, eine Bedenklichkeit dagegen in ihrem Herzen um so weniger, als ohnehin in der letztverflossenen Zeit die halb und halb zärtlichen Auszeichnungen des vornehmen Nachbarn das eitele Mädchen bereits günstig für ein leichtsinniges Einwilligen aufgeregt hatten.

Willig gab sie daher auch ihr Jawort, als Tags darauf, am Montag, Nachmittags 3 Uhr, der junge Wittwer sich deshalb persönlich in ihrem Elternhause einfand; mit Vergnügen ließ sie sich den andern Abend, Dienstags, dem alten Herrn Miltenberg, als dessen künftige Schwiegertochter, von ihrem Bräutigam vorstellen, und schon einen Tag später, am Mittwoch, Morgens, nahm sie sich, im Gefühle ihres wichtigeren Wirkens, nicht ohne Selbstgefälligkeit, des noch vor einer halben Woche ihr völlig fremden, verwaiseten Miltenberg'schen Haushalts an, worin sie von nun an bis zur Hochzeit täglich, von sieben Uhr

Morgens bis zehn Uhr Abends als künftige Regentin thätig war.

So glücklich das Timm'sche Dreiblatt, geblendet durch den äußeren Schein Miltenberg'scher Größe, sich damals fühlte, so bedenklich und tadelnd schüttelte Jedermann den Kopf, der den Freier als den liederlichen Menschen und arbeitsscheuen Windbeutel, der er wirklich war, kannte und sich für Timm's interessirte. Ja, bei dem ausgezeichnet guten Rufe, dessen die Braut sich zu erfreuen hatte, hörte man fast allgemein und einstimmig nur die Meinung äußern, die alten Timm's seien ja wohl nicht recht gescheut, daß sie ihre Tochter einem so leichtsinnigen Menschen geben wollten! Nur Thörinnen unter der Braut Freundinnen, ebenfalls durch äußern Schein bestochen, beneideten sie; tiefer blickende beklagten und bemitleideten ihr armes Sienchen.

Allen so Gesinnten aber wußte Mutter Timm mit der Erklärung den Mund zu stopfen: des Bräutigams Persönlichkeit und die Liebe überhaupt sey hier Nebensache; wenn die jungen Leute nur Brodt hätten, — hierauf legte sie einen spitzigen Nachdruck — dann werde alles Andere schon von selbst kommen.

Wie reiner Jungfrauen Liebe überhaupt zuweilen den Versunkensten wieder zu heben vermag, so wurde auch Miltenberg, wie zerfallen auch alles Sittliche in ihm war, gleichwohl durch das gegen alle Erwartung ihm zu Theil gewordene Glück, durch sein nahes Verhältniß zu einem unschuldigen, reinen Mädchen, gleichsam über sich selbst erhoben und momentan veredelt. Wenigstens ist kein Grund vorhanden, an der Aufrichtigkeit des folgenden Bekenntnisses unserer Verbrecherin irgend zu zweifeln. „Mit dem

seligen Miltenberg war ich vier Wochen Braut; wie ich dem Seligen mein Jawort gegeben hatte, führte er mich seinem Vater vor, der mich liebevoll empfing, und von diesem Tage an ging ich des Morgens sieben Uhr zu ihm und blieb bis des Abends zehn Uhr. Unser Umgang, kann ich mit Wahrheit sagen, blieb bis zum Hochzeit-Abend unschuldig und rein. Der Selige war gewissenhaft und gesittet [15]) und ich hatte damals noch keinen männlichen Umgang gehabt, auch keine Schmeichelei war mir je gesagt."

Es ist schon bemerkt worden, wie dringend der wüste Zustand des Miltenberg'schen Geschäfts- und Hauswesens die größte Beschleunigung der Hochzeit verlangte, die, wie der Freiwerber auch wettend versprochen hatte, schon im Monate März gefeiert werden sollte. Dieser Eile kam die, eine Gefahr dabei nicht ahnende, Einfalt der Eltern der Braut, so wie der Umstand, daß deren Geburtstag in wenigen Wochen, am 6. März, bevorstand, so begünstigend zu Hülfe, daß in der That schon auf jenen nahen Tag das Doppelfest verabredet wurde.

Die vier Wochen bis dahin zerrannnen wie im Fluge; die Braut fühlte sich glücklich, in mannigfacher Geschäftigkeit, wie in hoher Erwartung unbekannter Freuden der bevorstehenden glänzenden Zukunft.

Aus dieser kurzen Brautzeit kommt nur noch ein vielleicht nicht ganz unbedeutender Characterzug unserer Verbrecherin zur Anmerkung: sie schenkte einer herzlich an ihrem Glücke theilnehmenden Jugendfreundin einen anscheinend goldenen Ring, von dem sich später, nachdem jene die Freigebigkeit durch das Gegengeschenk einer schönen Mundtasse erwiedert hatte, ergab, daß statt des Goldes darin eine falsche, werthlose Composition vorlag. Da indeß

die Verbrecherin sich dieses Vorfalls nicht entsinnen wollte, und versicherte, daß jedenfalls auch sie selbst mit dem Ringe müsse betrogen worden seyn, so darf hier der Argwohn nicht als gewiß begründet angenommen werden, zumal die Gottfried nie in ihrem Leben karg im Schenken gewesen.

So war denn der sechste März 1806, der bestimmte Hochzeitstag, herangekommen. Die Braut war den ganzen Tag in Miltenberg's Hause „um Alles mit in Ordnung zu bringen" und, soviel sie sich in ihrer Gefangenschaft darüber noch erinnerte, heiter und vergnügt gestimmt. Schon Tags vorher hatte Vater Timm, wie die Gottfried sich ausdrückte, „im ernsten Tone" mit ihr gesprochen, „meinen Mann treu zu lieben," das waren ihre Worte, „Fleiß und Ordnungsliebe zu beweisen, Religion zu lieben, meinen alten Schwiegervater zu ehren, ihm Speise zu geben, die sein kranker Körper bedurfte;" heute erinnerte Vater Timm an diese Ermahnung.

Mit schwerem Herzen kleidete und schmückte dann auf dem Zimmer des Schwiegervaters die treue Freundin Marie um 7 Uhr die Braut; es war ihr, als habe sie ein Opferlamm zubereitet, und manche Thräne fiel in den Brautschmuck. „Um 8 Uhr," schrieb die Gottfried, „kamen meine guten Eltern; als sie mich im Kranze sahen, umarmten mich Beide und ich sah Thränen in ihren Augen. — — —" Gleich darauf wurde die Trauung vollzogen.

Wie fern aber alle höhere religiöse Bedeutung der heiligen Handlung dem Herzen der Braut vorübergezogen ist, beweiset nicht bloß das bald erfolgende eheliche Leben, sondern auch der characteristische Zug, daß die Verbrecherin in ihrer langen Gefangenschaft, auf oft wiederholte An-

fragen, dem angestrengtesten Nachdenken ihres trefflichen Gedächtnisses ungeachtet, nicht einmal des Predigers sich hat entsinnen können, welcher die Trauung verrichtete. Endlich (25. Sept. 1829) äußerte sie, dies sey ihr jetzt eingefallen, es sey Herr Pastor Horn gewesen. Allein auch dies war ein Irrthum; und als einige Wochen später Herr Pastor Koppe als derjenige Geistliche ihr genannt wurde, welcher, wie es wirklich der Fall, sie mit Miltenberg getrauet habe, trat dennoch kein Schatten der Erinnerung hiervon in ihre Seele zurück. — So schrieb sie auch am 28. Sept. 1829: „Obgleich sich mir jetzt mein ganzer Lebenslauf vergegenwärtigt, so kann ich mich doch nicht erinnern, was ich empfand, als ich mit dem seligen Miltenberg getrauet wurde.“

Treu hatte dagegen ihr Gedächtniß auch hier wieder alles in die äußeren Sinne Fallende aufbewahrt. Sie erzählte dem Verfasser: „mein Bruder, ach, der gute Junge! schickte mir aus Hamburg ein Par seidene Strümpfe und ein Par schöne Schuhe. Beide Theile habe ich an meinem Hochzeitstage zuerst benutzt.“ — „Mein Cousin P.... und Herr Bl...... hatten zu Miltenberg vor der Trauung gesagt: „„daß du dich nicht unterstehst und weinst!““ so weinte Miltenberg denn auch nicht; ich selbst aber mußte heftig weinen. — Die Trauung war in Miltenberg's Hause, unten in der großen Hinterstube mit den Oelgemälden.“ (Das Zimmer, worin später der Muttermord begangen wurde! —) „Ueber meinem Kopfe hing die Mutter Jesu mit dem Kinde; rechts von mir das Abendmahl, links ein Petrus-Kopf.“

„Dann wurde zu Abend gegessen, mit dreißig Personen. Der Koch Schütte hatte die Bereitung der Speisen.

Die Nacht zwei Uhr verließ uns die Gesellschaft; meine Eltern blieben; meine Mutter half mich auskleiden. Wie mein Vater und Mutter mir gute Nacht sagten, wurde ich so traurig und ich hätte wohl mitgehen mögen. Vater sagte nochmals beim Weggehen: „„habe deinen Mann lieb, ehre deinen alten Schwiegervater.““

„Herr Doctor R., als Freiwerber bei Tische mit obenan gesetzt, hatte zur Feier das Hochzeits-Gedicht drucken lassen, welches Sie wohl aus den Acten kennen werden.“ [16])

Dies war Alles, was die Verbrecherin über ihren Trauungs-Tag anzugeben wußte. — In so fern auch aus dem erwähnten Gedichte die Persönlichkeit der jungen Braut, wie sie damals erschien, erkennbar wird, ist dasselbe hier von Interesse; zugleich knüpfen sich daran leicht noch andere ernste Betrachtungen, und so darf es nicht zurückgehalten werden und möge hier stehen zum Schlusse unseres zweiten Abschnitts.

Sauber in farbigen Umschlag geheftet, war sein voller, festlich gedruckter Titel:

„Klagen eines jungen Wittwers an seinen scheuen Freiwerber, ein jovialisch seyn-sollender Gesang, Herrn J. G. Miltenberg und Demoiselle G. M. Timm am Tage Ihrer Hochzeit, den 6ten März 1806, gewidmet von M. R...... Bremen, gedruckt bei Daniel Meier.“

Der Gesang lautete wie folgt.

Ich klage hier,
O — Echo, dir
Die Leiden meiner Brust!
Wo ist denn sonst ein treuer Freund,
Der mit in meine Klagen weint?
Wo find' ich Ruh' —
Vertraute, du!
Dir ist mein Leid bewußt. —

So klagtest Du,
Als Fried' und Ruh'
Entflohen Deiner Brust!
Und Echo hörte Deinen Schmerz —
Und trug ihn über in mein Herz:
Rief leis' mir zu:
„Schenk du doch Ruh
„Dem Mann und Lebenslust!"

Dies thaten wir! —
Und ich goß Dir,
Freund, Balsam tief in's Herz:
„Sieh dort! das Mägdlein keusch und rein!
„Gesetzt," sprach ich, „es würde Dein;
„So wette ich
„Drauf sicherlich:
„Weg ist des Wittwers Schmerz!"

Des Wortes Fall
Auf's Herz! läßt Gall
Am Schädel unentdeckt:
Denn solch ein Wort wirkt — auf's Gehirn
Zu kraus! vom Herzen — und die Stirn
Macht Schädelschluß —
Zu einer Nuß,
Die Weisheitszähne neckt.

Doch was ich schloß
War wahr! und floß
Aus der Natur der Pein,
Der düster — schweren Einsamkeit, —
Ein Widerspruch mit Glück und Zeit, —
Die der verscherzt,
Der nicht beherzt
Sich sucht ein Mein und Dein.

Leicht war der Schluß!
Nur war die Nuß,
Die man so leicht nicht knackt:
„Wer soll nun bei dem Mägdlein, fein!
„Des jungen Wittwers Werber seyn?"
Hier, Freund Apoll,
Wurd' mir nicht wohl!
Und — ich kam aus dem Takt. —

Du weißt zum Glück:
Es fällt zurück
Auf's Freiersmannes Haupt
Manch Bündelchen von Amt und Pflicht —
Zwar Röschen drein; — doch öfters sticht
Ihn auch ein Dorn
In's Nasenhorn! —
Was Mancher so nicht glaubt. —

„Dies ist hier nicht!"
Sprach Glaub' und Pflicht
Zu mir, „wie sonst, der Fall!
„Zwei Herzen deutscher Biederkeit,
„So unverstimmt vom Geist der Zeit,
„Im Schädel Licht,
„Fromm von Gesicht,
Die täuschen nicht!" spricht Gall.

Jetzt hatt' ich Muth —
Und kurz und gut!
Ich flog zum Mägdlein hin:
Und fand in keuscher Offenheit
Ein Jawort solcher Herzlichkeit,
Die mehr ausspricht,
Als manch Gedicht
Im höhern Dichtungssinn. —

Drum schweig ich still
Von dem was fiel
Dem Mägdlein auf die Brust!
Nur Eins! es sah wie Perlen aus —
So war's: ich schlich in's Wittwers Haus —
Und rief Ihm zu:
„Schenk' Du nun Ruh'
„Der Maid und Lebenslust!"

Ein Wort, ein Mann!
Denn heut' begann
Des Mägdleins Lebenstag:
So führst Du schon zu Deiner Ruh
Dein Kind dem Traualtare zu,
So, daß der Schmerz
Schon heilt im März!
Wie, wettend, ich versprach.

Nun — fühlt entzückt,
Rückt bald beglückt
Ein zweites Fest heran!
Der Ehe ganze Seligkeit,
Bis zu der goldnen Abendzeit,
Die Euch verheißt
Am Schluß im Geist,
Der scheue Freiersmann!

III. Abschnitt.

Eheliches Leben mit Miltenberg. Vergiftung desselben. (1806...1813).

Fast nicht weniger wichtig für die Entscheidung unsers Schicksals, wie Geburt und Tod, liegt meistens in der Mitte des menschlichen Lebens der dritte Zeitpunkt, wo das Band der Ehe Mann und Weib an einander knüpft. — Kommt der Mensch zur Welt, so hat die Hand der Liebe lange sorgsam alles zu seinem Empfange bereitet, tausend Gefahren nach Kräften abzuwenden gesucht, welche dem jungen Leben Verderben drohen. Naht er sich dem Grabe, so strebt dieselbe Liebe, ihn festzuhalten und, wenn sie dies nicht vermag, wenigstens ihn in's Jenseits zu begleiten mit Trost und andächtigem Gebet. Aber in jener, über Zeitliches und Ewiges so oft entscheidenden Mitte des Lebensweges — dort vertritt nur zu häufig leichtsinnig jubelnde Hast die Stelle ernster Prüfung. Die vorliegende Lebensgeschichte wird eine unglückliche Bestätigung dieser Wahrheit liefern.

Das in der jetzt geschlossenen Miltenberg'schen Ehe beginnende äußere Leben der jungen Frau war ganz dazu geeignet, ihr schon im Elternhause durch Alleinstehen und Arbeitsamkeit genährtes, mit Ehr- und Eigenliebe nahe verwandtes Selbstgefühl bedeutend zu erhöhen. —

Schon die Braut, des künftigen Heerdes sich annehmend, hatte dort ein besseres Leben hervorgerufen; der jungen, früh an strenge Ordnung und Arbeitsamkeit gewöhnten Hausfrau und ihrer auch übrigens angebornen practischen Klugheit gelang es vollends leicht, die Zügel des ganzen neuen Hauswesens mit Sicherheit zu ergreifen. Alles gewann dort bald eine andere, bessere Gestalt; Mißbräuche, welche sich unter Gesellen, Lehrlingen und Mägden eingeschlichen hatten, wurden schlau bemerkt und sofort beseitigt, Veruntreuungen unmöglich gemacht und feste Ordnung erhielt allenthalben das Regiment.

Bei dieser Fülle äußerer Wirksamkeit darbten aber Gemüth und Geist der jungen Frau. Ihr inneres Leben, auch in dieser neuen Lage weit entfernt, eine gewisse Haltung zu erlangen, ohne Bildung des Geistes oder Herzens, blieb und wurde mehr noch als sonst ein Raub momentaner nichtiger Einwirkungen von außen. Dahin gehört, daß Miltenberg, gleich seinem Vater, bei der neuen Haus- und Küchen-Ordnung sich wie im Himmel fühlend, in schmeichelhaftem Anerkennen solcher Verdienste, die junge Frau mit Geschenken an Schmuck, kostbaren Kleidern und dergleichen überhäuften, ja keinen ihrer Wünsche dieser Art unbefriedigt ließen.

Denn Miltenberg — so oft durch die Schande seiner ersten Frau vor den Leuten auf das Tiefste beschämt — setzte seinen Stolz darin, die jugendliche, schöne zweite zu einer vornehmen Dame zu machen; sie durch ihre äußeren Verhältnisse zu beglücken, lag ihm auch um so dringender an, je weniger er geistig ihr etwas seyn, oder durch seine Person auch nur denjenigen Erwartungen entsprechen konnte, die, durch die Natur selbst geheiligt, in

beiden Geschlechtern tief begründet sind. — An Kraft beinahe ein Greis im Jünglings-Alter, litt er zur Zeit seiner Wiederverheirathung sogar, seinem eigenen Geständnisse an einen Busenfreund zufolge, an einer ekelhaften Krankheit, der Folge gemeinster Unsittlichkeit.

Wie hätte dieser Mensch auch nur einen Accord reiner, geistiger Liebe in dem Herzen der durch ihn zuerst liebebedürftigen Jungfrau anzuschlagen vermogt! Zwar erzählte er ihr, wie er, falls sie seine Hand ausgeschlagen, Bremen verlassen haben und auf's Neue in die Fremde gegangen seyn würde; er beschrieb ihr seinen Jubel nach Empfang des Jaworts, und wie er gleich darauf dem bei seinem Oheime versammleten Sattleramte vor Freuden zwei Bowlen Punsch zum Beßten gegeben habe; allein dies war in dem Herzen der Verbrecherin auch die einzige armselige Reminiscenz des liebenden geistigen Austausches der bräutlichen Zeit, die einzige Spur eines kümmerlichen Haidehalms, wo die Blume reiner erster Liebe ihren Glanz veredelnd über ein ganzes Leben hätte ausbreiten dürfen!

Die weiche Erregbarkeit ihres Gemüths läßt schon auf das Bedürfniß der jugendlichen Frau nach Liebe schließen; der Zauber, welchen die ungewohnten größeren, vornehmeren Außendinge in ihr eiteles Herz strahlten, erhöhete diese Stimmung; Miltenberg, das unerkannte sehnende Verlangen seiner Frau zu roher Begehrlichkeit herabziehend, floh vor stillem häuslichen Alleinsein mit ihr schon wenige Tage nach der Hochzeit, und eilte täglich, bis spät Abends, zu Spiel und Trank außer dem Hause in ein Clubbleben, die Pest alles häuslichen Glücks.

In solchen Verhältnissen war es ihm willkommen, als nach einigen Wochen die Abreise seiner alten Schwieger-

mutter nach Braunschweig ihn zu einer Begleitung dahin veranlaßte. Damals hatte das Herz der jungen Gattin ihn noch nicht losgelassen; die liebenährende Trennung ließ sie bei der erwarteten Rückkehr ihres Mannes ihm sehnsuchtsvoll entgegengehen, innigst erfreut, ihn wieder zu umarmen. Sie hatte den bisherigen Mangel des geahneten Liebesglücks einer Kränklichkeit ihres Mannes und daher rührender Schwermuth zugeschrieben. „Im Anfang meiner Verheirathung mit dem seligen Miltenberg,“ schrieb die Verbrecherin aus ihrer Zelle, „schien er kränklich zu seyn und litt auch an den Augen; war aber doch nicht bettlägerig. Oft war er das erste halbe Jahr sehr stille. Dann glaubte ich, es sey die Ursache, daß ich noch nicht schwanger sey; ich selbst war nicht ganz zufrieden.“

Allein auch von der Reise zurückgekehrt, blieb Miltenberg derselbe. Wie er physisch erschlafft dastand, so war und blieb auch der Schrein seines Herzens leer an Stoff, ein geistiges Leben mit seiner Frau zu beginnen. Dessen sich wohl bewußt und die Ansprüche, wozu Jugend und Schönheit dieselbe berechtigten, nicht übersehend, beharrete er dabei, seine Frau durch Geschenke und Gewährung aller eitelen Wünsche auf das Glück ihres äußeren Standes hinzuweisen und durch gesellschaftliche Vergnügungen den Ruf eines besseren Verlangens zu übertäuben, dessen Erfüllung nicht in seiner Macht lag.

Bald genug nahmen denn auch, statt alles Anderen, eitele Freude an Kleiderpracht, an dem Stande einer vornehm gebietenden Dame, so wie Vergnügungssucht nach außen, bei gänzlicher Gottesvergessenheit, [17]) das bisher so leere und nur von seinem gepriesenen Ich erfüllte Gemüth

Derjenigen ein, die vor Kurzem noch in ärmlicher Kleidung Mägde-Arbeit und Elternhaus kaum verlassend, den Winken von Vater und Mutter gehorcht hatte.

Mit ihrem Gatten wetteiferten ihre Eltern, denen es doch nicht wohl verborgen bleiben mochte, wie wenig häusliche Freuden ihr Kind in der Ehe gefunden, in dem Bemühen, ihr dann und wann besondere Vergnügungen zu verschaffen. So namentlich traten sie jetzt wieder in den Kreis der Theilnehmer an den schon oben vorgekommenen Corporals-Mahlzeiten, denen sie seit einigen Jahren nicht beigewohnt hatten, bloß um ihre Kinder mit dorthin zu nehmen.

Vier Monate erst waren in der Miltenberg'schen Ehe verflossen, als, im Juli 1806, jene lärmende Festlichkeit zuerst wieder bevorstand; vor Jahren schon dem eitelen Mädchen nicht ersprießlich, jetzt dazu bestimmt, den entscheidenden Anfang einer Sündenbahn zu bezeichnen, worauf, wie getrieben von finsteren Mächten, unsere Verbrecherin bald von Stufe zu Stufe immer tiefer hinabsinken sollte. —

Bei einem Glase Wein — der besten Freude, die er kannte — war Miltenberg unlängst mit einem jungen, lebenslustigen Reisenden in Weingeschäften, Herrn Gottfried, welcher ihm schräg gegenüber, in der Pelzerstraße Nro. 12, zur Miethe wohnte, näher bekannt geworden, und in kurzer Frist durch dessen gleiche leichtfertige, überwiegend sinnlichem Genusse nachstrebende Gesinnung in das gewöhnlich mit dem Titel Freundschaft beehrte Verhältniß zu ihm gerathen.

In Folge desselben wurde nun Herr Gottfried Miltenberg's Begleiter zu jener Mahlzeit. Er lernte daselbst auch die Frau seines Freundes näher kennen, erhielt bei Tische

seinen Platz neben ihr und bemerkte bald, was ihm nicht verborgen bleiben konnte, die Gefallsucht seiner Nachbarin. Das Mahl, der reichlich fließende Wein, die lustige Musik, das Behagen im Gewande einer vornehmen Dame: alles versetzte Madam Miltenberg in eine ausgelassene, der versuchenden Sünde so zugängliche Stimmung. Und wenn bei gemeinsamen Mahlzeiten ohnehin zwischen Bekannten und Unbekannten am schnellsten die Scheidewand einzustürzen pflegt, so war es nicht zu verwundern, daß der Lebemann, Herr Gottfried, schon bei Tische ganz die Vertrautheit jahrelanger Bekanntschaft mit seiner jungen Nachbarin erlangte.

Nach Aufhebung der Tafel begann der Tanz, wobei ein wilder Walzer die Beiden zusammenführte. Dieser ließ sie bald sündliches Wohlgefallen an einander finden; und als spät in der Nacht das Lärmen verstummte, hatte Madam Miltenberg noch mit keinem andern Tänzer, Herr Gottfried noch mit keiner andern Tänzerin getanzt.

Schon vorher, gegen 8 Uhr, war die aufmerksam gewordene Mutter Timm warnend zu ihrer Tochter getreten, mit den Worten: „ich glaube, dein Mann ist unzufrieden über dich.“ Allein nur das Uebermaaß des zu sich genommenen Weins mochte denselben etwas verstimmt haben; Eifersucht war wol schon damals, wie bis zu seinem Tode, ein ihm fremdes Gefühl. Wenigstens spricht hierfür, daß er am Ende des heutigen Festes sich und seine Frau in brüderlicher Herzlichkeit Arm in Arm von seinem Freunde zu Hause begleiten und auch dort weiter keine Verdrießlichkeit merken ließ.

Am andern Morgen kam Vater Timm zu seiner Tochter, ihr heftige Vorwürfe zu machen. „Dein gestriges

Betragen auf dem Tanzboden ist nicht nach meinem Wunsche gewesen; du hast deinen Mann gänzlich vernachlässigt! so lange ich lebe, gehst du mir nicht wieder in eine solche Gesellschaft. Eine Frau muß nicht ihren Mann zurücksetzen, wie ich es gestern von dir gesehen habe.“ Doch, die geliebte Tochter fiel dem Gestrengen mit Herzlichkeit um den Hals, bat ihn, sie nur noch heute Nachmittag — die Festlichkeit dauerte mehrere Tage — wieder mitzunehmen und — die Gewährung der Bitte unterlag keinem Zweifel.

So lud auch Miltenberg heute wieder, wie gestern, ungetrübt wegen des Vorgefallenen, seinen Freund Gottfried zu Gaste; er selbst tanzte nie, deshalb gab er sich das Ansehn pflichtgemäßer Sorge für ein Engagement seiner Frau.

Wo aber Madam Miltenberg und Herr Gottfried gestern Abend aufgehört hatten, da fingen sie heute wieder an; nur daß Erstere sich, wie sie sich in ihren Bekenntnissen ausdrückte, „vor den Leuten genirte“ und ihrem Tänzer, der auch heute fast ausschließlich wieder mit ihr tanzte, zu verstehen gab, daß auch er „sich geniren“ möge.

Schon sehen wir hier also in dem leichtsinnig schnell der ersten beßten sinnlichen Versuchung sich hingebenden Herzen der jungen Frau ein das Licht scheuendes Geheimniß, eine Uebereinkunft zur Verstellung entstehen, ein in der Begehrlichkeit bereits ehebrecherisches Verhältniß.

„Von diesem Tage an,“ gestand die Verbrecherin, „richtete sich mein Wünschen und Sehnen auf Gottfried.“ Nun bekamen die Sucht der schönen Frau, immer vornehmer, gebildeter, besser zu erscheinen, ihr Hang zu Putz und Kleiderpracht, mächtige neue Trieb-

federn; jene an sich das Gemüth doch so leer lassenden Freuden gewannen jetzt erst Zweck, Bedeutung und ein bestimmtes Ziel in der Liebe Gottfried's.

Ganze Stunden wurden von nun an dem Spiegel gewidmet. Da zeigte dieser der eitelen Frau ihre fast sie entstellende, ohnehin in ihrem viermonatlichen Ehestande vor ihren Freundinnen längst sie beschämende, Blässe, als plötzlich sie sich der künstlichen Röthe erinnerte, die sie mit so großem Wohlgefallen als dreizehn- bis vierzehnjähriges Mädchen nach dem sonntäglichen Comödienspiel bis Montag oder Dienstag auf ihren Wangen zu erhalten gewußt hatte — und sie fing an, sich zu schminken,[18]) womit sie fortgefahren bis zum Tage ihrer Verhaftung.

Auch dieses Beginnen hat, wie man auf den ersten Blick kaum glaubt, seinen bedeutenden Antheil an der Tiefe nachheriger Versunkenheit unserer Verbrecherin, an der so unerhört gehäuften Zahl auf ihrer Seele lastender Mordthaten. Zwar ursprünglich bloß durch Eitelkeit veranlaßt, wurde doch nach wenigen Jahren dieses Schminken wesentlichstes, nach der Persönlichkeit unserer Missethäterin unentbehrlichstes Hülfsmittel zum Fortkommen auf ihrer Lasterbahn, nämlich als rettende Maske vor dem verrätherischen Erröthen und Erblassen des Gewissens in der Schule der Lüge, des Diebstahls und des Mords. — Wem fällt dabei nicht ein, was ein deutscher Schriftsteller so wahr sagt: „Die Schminke ist die abscheulichste Erfindung, die man nur nennen kann, weil sie die Schamröthe verdeckt, die nach dem Morgen- und Abendroth das schönste Roth in der Welt ist. — — Die Natur schreibt Männergesichter mit Fraktur, Weibergesichter mit Kursivschrift;

die Schminke löscht sie aus, und man fragt umsonst: weß ist das Bild und die Ueberschrift?" 19) —

Vom Spiegel eilte Madam Miltenberg an's Fenster der Wohnstube oder der Küche, — beide gingen auf die Straße hinaus, — und spähete darnach, Herrn Gottfried in seinem Zimmer zu erblicken, oder harrete des Augenblicks, wo er sich von da an's Comptoir zu begeben pflegte. Denn wachend und schlafend dachte und sah sie nur ihn.

Dem Ehemanne konnte dieses unmöglich entgehen; allein einem unerlaubten Verhältnisse seiner Frau entgegen zu wirken, lag ihm so fern, daß er vielmehr schon jetzt, wie es scheint, sein Möglichstes zur Beförderung desselben that. Er suchte von jetzt an Gottfried immer mehr auf, brachte wöchentlich mehrere Abende bei oder mit ihm zu, sprach viel über ihn mit seiner Frau, und pflegte gewöhnlich des Morgens — auf eine feine Weise ihr so seine Bekanntschaft mit dem heimlichen Gegenstande ihrer Wünsche offenbarend — sie zu fragen: ob sie Gottfried schon habe an's Comptoir gehen sehen?

Miltenberg mochte zu der Verheirathung mit Timm's Tochter durch das Bedürfniß seines Hauswesens nach einer Hausfrau, durch das dringende Bestehen seines Vaters auf Wiederverheirathung, durch eignes aus seinem Siechthum fließendes Verlangen nach Pflege und guter Bewirthnng, so wie durch die Eitelkeit, das schönste und tugendhafteste Mädchen heimzuführen, bewogen worden sein. Aber von wahrhaftiger Liebe hatte er wohl nie etwas empfunden.

Schon darnach dürfte sein Mangel an Eifersucht weniger auffallend erscheinen; zieht man aber noch das Leben seiner ersten Ehe, seine fortwährenden eigenen

Ausschweifungen, den Zustand seiner Schwäche u. s. w., besonders aber den, in dem weiteren Gange dieser Geschichte erwiesenen Umstand in Betracht, daß er die Tugend seiner Frau zum Preise ihm immer unentbehrlicher werdender Freuden des Weins aussetzte, womit bald Gottfried, und kurz darauf noch ein anderer Weinmann ihn versorgen sollte: so stellt sich in der That jene Gleichgültigkeit des characterlosen Weichlings höchst erklärlich dar.

Ungeachtet aller Begünstigung von Seiten ihres Ehemannes gelangte nun aber die junge Frau nicht zu ihrer Wünsche Ziel: Gottfried — sey es, daß er noch zu gewissenhaft war, ein in weinerhitzter Stimmung begonnenes unlauteres Verhältniß bei ruhigem Blute fortzusetzen, oder daß andere Gründe ihn zurückhielten — war zwar freundlich gegen Madam Miltenberg, grüßte sie und sprach auch wohl mit ihr, wenn, wie sie es häufig zu veranstalten wußte, sie während seines Vorbeigehens in der Thür stand; aber ein weiteres stummes Schmachten wollte er nicht verstehen und vermied es durchaus, die Besuche seines Freundes und Nachbarn Miltenberg durch Gegenbesuche in dessen Hause je zu erwiedern.

Eine solche Zurückhaltung entzündete anfangs in dem Herzen der jungen Frau, einer bekannten psychologischen Erfahrung gemäß, nur ein um so heftigeres Verlangen. Doch nicht lange dauerte es, so ging dasselbe in stillen Schmerz, oder vielmehr zuerst in schmerzlich verbissenen Unmuth über, der, nur allmählig sich mildernd, ihr ganzes Wesen durchdrang.

Ihrer nächsten Umgebung, dem Manne und ihren Eltern, entging diese trübe, häufig in stundenlanges Weinen sich auflösende Stimmung nicht. Von zärtlich theilnehmender

Sorge über den Grund ihres Kummers befragt, griff ihre List zu der, mit der Wahrheit freilich auf gewisse Weise zusammenhängenden, daher auch desto täuschender nachgeheuchelten Lüge, als sey die Furcht, kinderlos zu bleiben, die einzige Quelle ihrer Thränen.

Wie sie bisher immer das Glück, oder vielmehr das Unglück, gehabt hatte, ihre Lügen, statt derselben jemals überführt zu werden, sofort belohnt zu sehen, so auch hier wieder: alle nahe Angehörige verdoppelten ihre Bemühungen, sie zu erfreuen, und Vater Timm's zärtliche Besorgniß ging selbst so weit, ein strenges Verbot gegen den Zutritt irgend eines Kindes in das Miltenberg'sche Haus zu erlassen, damit dessen Anblick seiner geliebten Tochter nicht die eigne Entbehrung schmerzlicher vor die Seele stelle!

Ueberhaupt blieb das Verhältniß der Madam Miltenberg zu ihren Eltern seit der Verheirathung anscheinend ganz so kindlich und herzlich, wie früher, wozu nicht wenig auch die nahe Nachbarschaft unter ihnen beigetragen haben mag. Fortwährend schrieb die „Miltenbergen," wie die Eltern ihr Kind seit der Verheirathung, in glücklicher Vermeidung des verhaßten Namens Gesche, nannten, ihrem Vater die Rechnungen aus, und da benutzte sie denn fleißig die stillen Stunden mit ihm, manche kleine Lügensaat auszustreuen, deren Früchte für die Zukunft sie klüglich berechnet hatte.

Auch die liebende Zuneigung ihres Schwiegervaters wußte sie sich, wie ein Zeuge sich ausdrückte, durch Sorge für seinen Speise- und Trank-Himmel, wenigstens während einiger Jahre zu erhalten. Er hatte ihr am Morgen nach der Hochzeit ein geschätztes Oelgemälde, das liebliche

Bild eines jungen Englischen Mädchens vorstellend, geschenkt, und dasselbe mit einer schalkhaften Ermahnung, es fleißig anzusehen, eigenhändig dicht vor's Bett aufgehängt; ein Bild, dessen Erwähnung hier nicht unterbleiben darf, da es von der nachherigen Kindermörderin, bis zum Tage ihrer Verhaftung, als Hülfsmittel einer eben so feinen, als schändlichen Heuchelei ist gebraucht worden.

Als jetzt, wie erwähnt, vorgeblich die Hoffnungslosigkeit seiner Schwiegertochter dieselbe so tief bekümmerte, und auch er wohl eben keine Erwartungen mehr hegen mochte, bereuete er die Aufhängung des Bildes, und voll väterlichen Mitleids sorgte er für die Hinwegnahme dieser vermeintlichen Thränenquelle. — So auch, wenn sein Sohn umherschwärmte, nahm er sich oftmals der Schwiegertochter an, um ihr Aufheiterung zu verschaffen. „Einmal," so erzählte die Gefangene aus jener Zeit, „ging ich zum Vergnügen mit ihm nach Hastedt;" — ein halbes Stündchen von Bremen — „wie wir da kamen, kaufte er mir ein hübsches grünes Kleid.... wie herzlich drückte ich ihm die Hand, und mit welcher Freude theilte ich es beim Zuhausekommen dem seligen Miltenberg mit!"

Unterdeß überwältigte die Zuneigung der jungen Frau zu Herrn Gottfried alle ihre Gefühle, und indem die Leidenschaft sich in das innerste Leben verschlossen sehen mußte, nahm sie um so leichter in den Augen der Verbrecherin selbstbetrügerisch den Schein einer reineren Liebe an.

Bei solcher Stimmung des Gemüths fand sie der Herbst 1806, welcher in der Eröffnung des Theaters jetzt eine neue Vergnügung darbot. Miltenberg liebte dasselbe; so besuchte er es nun fleißig, gewöhnlich in Begleitung

seiner Frau, zuweilen auch Vater Timm's. Da dieser jedoch bei den rührendsten Stellen des Stückes, der Bühne den Rücken zukehrend, eine Düte mit Naschereien aus der Tasche zu ziehen und ein Gespräch anzuknüpfen pflegte, so wollte Miltenberg bald ihn nicht mehr mitnehmen. Hierdurch sah sich seine Frau eines, wenn auch nicht eben scharfsichtigen, doch mitunter lästigen Mentors an einem Orte entledigt, wohin nichts weniger sie zog, als das Verlangen nach Kunstgenuß.

Die Gottfried ist nie eine besondere Freundin des Theaters gewesen; im ersten Jahre ihrer Ehe, wovon wir hier reden, liebte sie es nur theils als eine Gelegenheit, sich gefallsüchtig als vornehme Dame zu zeigen, theils zur Beobachtung der Verstellungskunst. Denn, was dies letztere Interesse anbetrifft, bei jeder, noch so schönen Stelle war sie sich vorherrschend der Wahrheit bewußt: „sie thun ja nur so!" [20]) —

Natürlich konnte unter solchen Umständen auch das Schauspiel gerade in dem Character und der jetzigen Gemüthsstimmung der jungen Frau nur schädliche Eindrücke hinterlassen, zumal bei der meistens schlechten Wahl der Stücke.

Im Uebrigen verging der Winter 1806 bis 1807 ohne besondere Ereignisse, wenn man nicht etwa eine wohl sechs bis acht Wochen anhaltende, äußerst trübe, mißmüthige, in fast ununterbrochenem Weinen sich Luft machende Stimmung der Madam Miltenberg dahin rechnen will, wovon der physische Grund einige Monden später, im April 1807, sich kund gab. Nach einem Spaziergange mit ihrem Manne an einem heiteren Tage dieses Monats glaubte sie nämlich ein erstes untrügliches Zeichen guter Hoffnung zu er-

kennen; sie theilte es Miltenberg mit, der dann, bei aller sonstigen Erschlaffung, sich freudig genug überrascht fand, um sein Weib liebend zu umarmen, und flugs den künftigen Großeltern die frohe Kunde zu überbringen.

Von dem Augenblicke an hatte Mutter Timm keine größere Sorge, als mit ausgesuchten Speisen und Getränken ihre Tochter zu erquicken, so wie sonst auf alle mögliche Weise deren Zustand zu erleichtern.

Aber dieselbe sich so offenbarende treue Mutterliebe war es auch, welche bald darauf Mutter Timm — sey es, daß sie nur um die glückliche Niederkunft ihrer Tochter besorgt war, oder daß überhaupt Miltenberg's eheliches Leben schon trübe Ahnungen in ihrer Seele erzeugt hatte — ein Werk des Aberglaubens beginnen ließ, welches, Sünde auf Sünde gebärend, seinen Fluch hinzieht durch das ganze leichenvolle Leben der Giftmörderin.

„Einst,“ so erzählte diese selbst jenen Vorfall, „sagte meine Mutter zu mir: „„hör'! ich will einmal eine Frau kommen lassen, die soll über dich aus den Karten prophezeihen.““ „Ich dachte: Herr Gott! ist das möglich! aus Karten! — Das Weib kam; sie sah dunkelgelb aus, hatte eine ganz eigenthümliche Tracht und erregte bei mir durch dieses und überhaupt durch ihr ganzes Wesen lebhaftes Grauen. Nie hab' ich dieses Grauen vergessen. Ich hätte diese Frau nicht für noch so viel mir wieder mögen prophezeihen lassen! — Obgleich mein Vater durchaus nicht abergläubisch war, so vermuthe ich doch, daß diese Veranstaltung meiner Mutter ihm nicht unbekannt gewesen. Mutter schloß sich mit mir und der Frau in meiner Vorderstube ein.“

Wie die Prophezeihung im Einzelnen gelautet, scheint der Verbrecherin nie bekannt geworden zu seyn. Nur so viel entging ihrem Scharfblicke nicht, daß ihre Mutter tief Betrübendes müsse erfahren haben. Wie aber späterhin ihre, sclavisch im Dienste der Verbrechen befangene, Phantasie jene Vorherverkündigungen sich ausgemalt; wie die Gefangene während der Untersuchung daraus den Lügenstoff zu einem erstaunlich fein und consequent durchgeführten Vertheidigungsplane gezogen, — davon an seinem Orte.

Im Juli 1807, ungefähr sechs Wochen vor ihrer Niederkunft, nahm Madam Miltenberg, auf Veranlassung ihrer Mutter, mit derselben und Miltenberg an der Feier des heiligen Abendmahls Theil, seit ihrer Confirmation, also seit etwa sieben Jahren, zum ersten Male und — nachher niemals wieder. Daß sie diese Handlung nur als eine leere Ceremonie begehen konnte, sich selber zum Gerichte, lag schon in der Natur ihres damaligen Seelen-Zustandes.

Auch Mutter Timm, wenn sie gleich, aus einer gewissen religiösen Furcht getrieben, in dem Sacramente Heil oder Schutz für die bevorstehende Nothstunde ihrer Tochter suchen mochte, hing gleichwohl in den Fesseln des Aberglaubens so sehr, daß sie wenige Wochen darnach ihrer Tochter, um dieselbe vor jener Gefahr zu sichern, einen Kreuz-halben-Groten [21]) und eine gewisse, vermeintlich wunderthätige, Wurzel in's Kleid nähete, im Wochenbette selbst aber ein Päckchen ähnlicher Kräuter der Wöchnerin unter's Kopfkissen legte; Schutzmittel, die sie auch bei jeder späteren Niederkunft ihrer Tochter wiederholt angewandt hat.

Anfangs Septembers sah man nun der Erfüllung einer Hoffnung entgegen, worauf man zugleich die eines damit eintretenden größeren häuslichen Glücks der jungen Eheleute hätte bauen dürfen. — Die Gottfried schrieb über diese Zeit in ihrer Gefängniß-Zelle: „Kurz vor meiner Entbindung schenkte mir mein seliger Vater eine schöne Bettstelle, funfzig Ellen Kattun zu Gehängen, feine Betttücher, eine Wiege und niedliches Kinderzeug. Kaffee, Zucker, Thee schenkte mir meine gute Mutter. Der selige Miltenberg machte mir einen schönen Bettschirm, schenkte mir einen Lichtschirm, einen kleinen Stuhl für die Wärterin; die Gehänge um mein Bette sogar hat der Selige verfertigt.“

„Wie nun mein Zimmer ganz eingerichtet war, ging ich hinein, um es zu besehen. Ach, dachte ich, du mögtest doch nicht gerne sterben — wie hast du doch Alles so schön!“ —

„Nun kam — am 5ten (7ten) September — die glückliche Stunde der Geburt eines gesunden Kindes; der selige Miltenberg und meine Mutter waren bei mir, und die Nacht zwölf Uhr wurden wir erfreut, und ohne viel Schmerzen für mich. — — Der selige Miltenberg, voller Freude, lief gleich zu meinem Vater. Ach, mein guter Vater war von zehn bis zwölf Uhr die Stube auf und nieder gegangen, besorgt für mich, daß ich stürbe. Den andern Morgen war Vater vor meinem Bette und ich sah seine innige Freude über unser Glück.“ —

„Morgens sechs Uhr kam meine gute Mutter und sorgte für meinen Haushalt, pflegte mich und verließ mich erst Abends zehn Uhr. Frau Doctorin M., (die nächste Nachbarin) die mich oft besuchte, konnte sich nie genug

6*

über meine selige Mutter freuen, wenn sie selbige des Morgens so früh zu mir kommen sah. Vier Wochen blieb sie unermüdet meine Pflegerin. Ach, wenn ich das kleine Wesen an meine Brust legte, saß meine selige Mutter neben mir und küßte ihm oft die Füße. Jeden Morgen, wenn mein seliger Vater herüber kam, war seine erste Frage an Mutter: „„was hat die Miltenbergen zu essen?““

„Mein Schwiegervater kam so herzlich an mein Bette! er wünschte, und auch wir, daß die Kleine nach seiner seligen Frau genennet würde. Er hielt sie auch über der Taufe.“

„Der selige Herr Doctor M. nahm solchen herzlichen Antheil an unserer Freude, als sei ihm selbst ein Kind geschenkt.“ —

„Diese Adelheid (nachher meistens Adeline genannt) habe ich nur vier Wochen getränkt; da hatte ich keine Nahrung mehr für sie.“

Von eigner Empfindung ihres Glücks, von Dankbarkeit gegen Gott, von dem Erwachen der so natürlichen Mutterliebe — keine Spur. Die Geburt eines Kindes interessirte die kalte Egoistin nur als Veranlassung ihr zu Theil werdender Geschenke und Liebesbeweise. — Die Gottfried hat in dem Verhältniß zu ihren Bekannten, zu Eltern und Bruder, ja zu den eignen Kindern, nur einer selbstsüchtigen Eigenliebe gefröhnt.

Als das Kind vier Wochen alt war, wurde zu seiner Ernährung eine Amme angenommen, doch nur für wenige Tage. Es offenbarte sich nämlich, daß es, als Erbtheil seines ausschweifenden Vaters, die Spuren einer abscheulichen Krankheit an sich trage, deren Schuld, wenn man

gleich über die wahre Ursache im Reinen war, auf die Amme gewälzt wurde, indem man sie ihres Dienstes entließ.

Eine solche Erfahrung der jungen Frau war nicht geeignet zur Begründung eines besseren Eheglücks. Eben so wenig trug dazu, wenige Wochen später, die neue Aussicht bei, schon in dreiviertel Jahren wiederum Mutter zu werden. Im Gegentheile stimmte dies sie zum heftigsten Mißmuthe, und es bedurfte ganz der drohenden Zureden der Mutter, — welche unter anderem mit den Worten zürnte: „schäme dich, zu klagen über etwas, das der liebe Gott thut! er kann dich dein Kind sehen lassen und auch gleich wieder nehmen!" — um sie nur einigermaßen zu beruhigen.

Es kam jetzt die Zeit, in Blick auf welche hauptsächlich die Verbrecherin klagte: „Eitelkeit ist mein Verderben gewesen!" Die Sorge für das Kind überließ sie gern Untergebenen, die Erfüllung der natürlichsten kleinen Mutterpflichten blieb ihr fremd; mehr galten ihr Schminke, eitler Putz und schöne Kleider. Zwar war das Gebiet, wo alles dieses geltend gemacht werden konnte, bei fortwährender Zurückhaltung Gottfried's, beinahe nur das des eignen Hauses; allein theils wohnte hier doch seit einigen Jahren ein junger Kaufmann, Herr Th...., zur Miethe, worauf die Gefallsucht ihr Augenmerk richten konnte, theils sollte nun auch bald ein neuer Familien-Verkehr beginnen, der dazu die beste Gelegenheit darbot.

Im Winter 1807...1808 lernte nämlich Miltenberg einen Weinaufseher — Kassow [22]) — kennen, dessen dem Hause des ersteren schräg gegenüber befindliches Weinlager lange schon, als ein unversieglicher Quell unentgeldlichen Genusses, den Gatten unserer Verbrecherin diese

Bekanntschaft zu machen angereizt haben mochte. Gleiche leichtsinnige Lebensansichten, bei gleichen Ausschweifungen, verbanden die Beiden in kurzer Frist eben so brüderlich, wie Miltenberg bereits zu dem Rum und Wein spendenden Gottfried stand, den er ebenfalls fortwährend fast täglich besuchte.

Da bei einem solchen, stets mit neuen Bekannten außerhäuslich umherschwärmenden Leben Miltenberg's die Vergnügungssucht seiner eitelen Frau ihre Rechnung nicht fand, so ließ sie ihn dies jetzt durch Kälte, dann Unfreundlichkeit und hierauf durch Ungefälligkeit in ihrem Betragen mehr als jemals vorher empfinden. Ob damals der Erinnerung des Ehemannes das schreckende Gespenst seiner verstorbenen Frau vorgeschwebt, ob seine schwächliche Gesundheit wenigstens der Gefälligkeit seiner Hausfrau nicht hat entbehren mögen, ob die ihm characteristisch eigene schlaffe Gutherzigkeit das vergnügungsarme Leben seines jungen Weibes bemitleidet, ob schon jetzt ein schändlicher, nach unentgeldlichem Weingenuß lechzender Eigennutz seine Handlungsweise geleitet, oder ob endlich alles dieses vielleicht zusammen gewirkt habe, begleitet von gänzlicher Gleichgültigkeit, anstatt einer eifersuchtsfähigen Liebe: wer mag es entscheiden, wenn wir von diesem Zeitpunkte an die Eheleute ihren Weg weniger mit, als vielmehr nur neben einander gehen und zugleich Miltenberg anscheinend Alles aufbieten sehen, seine Frau einem immer tieferen sittlichen Verderben zuzuführen.

Kassow war verheirathet, er war Vater. So wurde, als Miltenberg mit ihm schon auf vertrauterem Fuße stand, damit auch ihre Frauen sich kennen lernten, ein gegenseitiger Familien=Umgang verabredet. Bis zum Frühjahre

1808 blieb dieser freundschaftliche Verkehr in den Schranken äußerer Sittlichkeit und hatte überhaupt auf die Miltenbergen, da Madam Kassow eine nicht ungebildete Frau, eine zärtliche Gattin und Mutter war, keinen weiteren Einfluß, als den vorbereitenden, einer vertraulicheren Bekanntschaft mit Herrn Kassow; wenn man nicht etwa auch ihre Uebung hieher rechnen will, in einem äußerlich vornehmeren oder gebildeteren geselligen Benehmen, als sie es in ihrem bisherigen Kreise hatte kennen lernen.

Alle dahin einschlagenden Mienen, Bewegungen und Redensarten sich zur Nachahmung wohl zu merken, bekam Frau Miltenberg um Ostern 1808 einen neuen mächtigen Beweggrund, der zugleich ihrem ganzen Wesen eine verstärkte Richtung immerwährender leichtsinniger Zerstreuung gab, als damals Vater Miltenberg sich zur Abtretung seines ganzen Hauses, unter Vorbehalt einiger Zimmer, entschloß, und es jetzt nöthig wurde, den überflüssigen Raum an Fremde zu vermiethen.

Wie wichtig in dem Leben der Verbrecherin dieses Ereigniß, die Besitznahme des ganzen Miltenberg'schen Hauses, gewesen, davon zeugt das stete Zurückkommen der Unglücklichen darauf, wenn sie, der allmähligen Stufen ihrer Versunkenheit erwähnend, seufzend immer wiederholte: „dies brachte ein ganz anderes Leben in's Haus!"

Die ersten Miethsleute, ein wohlhabender junger Zahnarzt, Herr L., und ein Mäkler, Herr N...., sammt Frau, waren, vermöge ihres vornehmeren Standes, ganz dazu geeignet, die junge kokette Hausdame zur immer fertigeren Erkünstelung eines Scheins gleicher Bildung und Standesmäßigkeit auf's Aeußerste anzuspornen, was denn ihre

angeborenen und früh geübten Anlagen ihr auch vollkommen gelingen ließen.

Ihr ganzes Wesen hatte somit einen neuen, sicheren Schwung erhalten, sie fühlte sich selbstgefällig aufgeregt; da veranstaltete Miltenberg, im Mai 1808, gemeinschaftlich mit Kassow, eine Vergnügungsfahrt auf's Land, woran neben Letzterem und etwa zwölf anderen jungen unverheiratheten Handlungsdienern, Madam Miltenberg, ohne ihren Mann und ohne alle anderen weiblichen Gesellschafter, außer einer Mamsell aus Braunschweig von Miltenberg's dortiger Bekanntschaft, Theil nehmen sollte. Noch nie hatte sie bisher auf einem Wagen gesessen, viel weniger noch hatte sie je einer Lustfahrt beigewohnt, wie jetzt nach dem reizend belegenen buschigen Lilienthale bevorstand. Entzückende Freude durchströmte voller Erwartung ihre Seele; die Aussicht, von einem Dutzend junger Männer schmeichelhafte Huldigungen entgegen zu nehmen, berauschte sie.

Eine solche Gemüthsstimmung war die wohl ohne Zweifel von Kassow berechnete: er hatte seit mehreren Wochen unlauteres Wohlgefallen an der Frau seines Freundes und in Beider Benehmen nicht wenig Nahrung dafür gefunden. Gleichwohl standen aber der Einleitung eines förmlichen verbotenen Einverständnisses Kassow's mit Madam Miltenberg nicht unbedeutende Hindernisse entgegen. Er selbst, ein wohlbeleibter Mann, war nicht schön von Person, dabei verheirathet; jene, wie groß auch schon ihre Sündhaftigkeit überhaupt innerlich seyn mochte, war doch dem Laster der Unkeuschheit noch keineswegs offenbar ergeben, hatte den ersten, entscheidenden Schritt eines förmlichen Verbrechens noch nicht gethan,

und besaß außerdem, sich selber vielleicht unbewußt, eine Schutzwehr gegen Angriffe rohester Sinnlichkeit in ihrem Scheine von Gemüthsfülle, Vornehmheit und Bildung.

Zwei sogenannte Stuhlwagen sollten die verabredete lustige Gesellschaft nach Lilienthal bringen; Kassow nahm auf seinen Wagen und neben sich auf seinen Stuhl Niemanden anders, als die Frau seines Freundes. Allein das Glück wollte ihm nicht wohl: diese, schon damals, wie ihr ganzes Leben hindurch, über alle Vorstellung furchtsam vor der kleinsten Gefahr, wie vor dem Tode, gerieth unterwegs durch den Muth der Pferde in die größte Angst und stieg, Kassow's und aller Uebrigen versuchten Beruhigungen ungeachtet, von ihm weg auf den anderen Wagen, dessen Pferde zahmer zu seyn schienen.

Aber doch begründete sich ein ehebrecherisches Verhältniß schon damals: Madam Miltenberg bemerkte, daß Herr Kassow, bisher lustig gestimmt, plötzlich, als sie seinen Wagen verlassen hatte, alle Fröhlichkeit verlor und „ganz stille wurde." Dieses theilte die Verbrecherin selbst als Einleitung zur Darstellung ihres verbotenen Umganges mit Kassow mit, indem sie zugleich hervorhebend anführte: „unsere Freundschaft knüpfte sich mit Vergnügen an" und: „Kassow's Frau war nicht zugegen."

Eine zweite Parthie wurde bald darauf nach dem so schön gelegenen Kloster Heiligenrode, zum dortigen Prediger, Herrn H........, unternommen und diente, wie gemeinschaftlich genossene Lustbarkeiten unter den Theilnehmern dies überhaupt zu bewirken pflegen, besonders zur Hervorbringung einer freundschaftlicheren Vertraulichkeit zwischen Herrn Kassow und Madam Miltenberg. Doch blieben auch stille Zeichen der Zuneigung dieses Mannes ihr nicht

unbemerkt, wenn sie auch noch keine Erwiederung fanden. „Damals war,“ so schrieb die Inquisitin noch hierüber, „Kassow seine Frau zugegen; auch eine Demoiselle Fresen, eine sehr gebildete Person, und Herr Th....; Gottfried war verreiset. Dieser Tag verfloß sehr angenehm! unter freiem Himmel verzehrten wir unser Mittagsbrodt. Die Frau Pastorin war eine sehr interessante und gebildete Frau.“

Alles was in diesen neuen Bekanntschaften der Madam Miltenberg als interessant oder als äußeres Zeichen von Bildung auffiel, das erhaschte sie und hielt es in ihrem Gedächtnisse und wußte es bald, wie aus sich selbst kommend, anzubringen.

Nun folgte eine dritte Ausfahrt mit Kassow, schon entscheidender, wie die beiden vorhergehenden. Miltenberg bekam nämlich den Auftrag, auf dem Gute des Herrn Consul K. zu Sanct Magnus mehrere Zimmer zu tapezieren; sein Freund Kassow wollte zum Vergnügen ihn begleiten, seine Frau aber sollte mitgenommen werden, um an Ort und Stelle den zum Geschäfte des Mannes nöthigen Kleister zu kochen. Miltenberg hatte dort mehrere Tage zu thun, Kassow wollte Abends heimkehren, und auch Madam Miltenberg mußte dann ihres Haushalts wegen zurück seyn: so war sie der alleinigen Begleitung eines Mannes überliefert, der leidenschaftlich für sie glühete.

Eine leer nach der Stadt zurückkehrende viergespannige Equipage nahm Beide auf und stimmte, in Verbindung mit den Reizen eines schönen Frühlingsabends, das Gemüth der jungen Frau bald zu schwermüthiger Sehnsucht, dem verschleierten Keime sinnlichen Verlangens. Ihre Hand hielt Kassow schweigend in der seinigen; bald

legte er diese ihr auf die Schulter; und als bei später Rückkunft Dunkelheit Alles umhüllte, wagte er es, den Arm um sie zu schlingen. —

Beharrlich sein Ziel verfolgend, vervielfachte Kassow hierauf seine Besuche im Miltenberg'schen Hause. Der Weg zu seinem Weinlager führte ihn jetzt dort nicht bloß vorbei, sondern täglich auch hinein, ja bald an einem Tage wohl drei bis vier Mal, selten mit leerer Hand. Eine Flasche guten Weins war gewöhnlich sein Dank für die Herzlichkeit, womit Miltenberg den Freund stets willkommen hieß oder ihn Abends zu einem kräftigen Beefstake mit großer Gastlichkeit einlud.

Ueber solchen täglichen Verkehr Kassow's in Miltenberg's Hause, vor den Augen der Nachbarn, mußten diese wohl aufmerksam und argwöhnisch werden; sie sagten es sich mit ziemlicher Gewißheit in's Ohr, daß der Herr wohl weniger Miltenberg, als dessen hübsche Frau besuche. Daß dasselbe auch dieser längst Gewißheit war, bedarf keiner Erwähnung. Als indeß verschiedene ihrer Jugendfreundinnen sie auf jenes, ihrem guten Rufe nachtheilige Gerücht aufmerksam machten und sie baten, einen so häufigen Umgang Kassow's in ihrem Hause nicht zu dulden, erwiederte sie unbefangen, wie eine unschuldig Leidende, wie sie es doch nicht hindern könne, daß Miltenberg und Kassow einander täglich unentbehrlicher würden. —

„Der Zutritt dieses Freundes störte gänzlich mein Glück," äußerte sich die Gottfried in der Darstellung ihres allmähligen Sittenverfalls hinsichtlich dieses Zeitpunkts gegen ihren Defensor, „ich wurde lieblos gegen Miltenberg." Ein andermal: „Nun fing ich Unglückliche an, Kassow

zu lieben, erhielt kleine Geschenke von ihm, und manche schöne Bouteille Wein!“

Wie wenig eifersüchtig Miltenberg nun auch auf die seiner Frau von Anderen bewiesenen Galanterien sich zeigte, so war es doch natürlich, daß diese gleichwohl damals seine stillschweigende Genehmigung auch eines förmlichen Liebes-Verhältnisses zwischen ihr und Kassow nicht vermuthen konnte. Und da überhaupt verbotene Lust durch die Heimlichkeit des Genusses, bei Gefahr vor Entdeckung, an Reiz zunimmt; Madam Miltenberg auch, allen Werth des Menschen darin setzend, wie er Andern äußerlich erscheinet, durch ein offenes unerlaubtes Verhältniß in ihren eigenen Augen sich erniedrigt fühlen mochte, welchem der Ehrgeiz und die Eitelkeit der bisher immer noch für eben so tugendhaft, als schön gehaltenen Frau sich entgegen setzte: so flüchtete sie jetzt, als ihre sinnliche Neigung Kassow's Zärtlichkeiten zu erwiedern anfing, zu dem ganzen Vorrathe ihrer geübten Verstellungskünste.

Gleichsam als hätte sie sich, um hierin die höchste Vollkommenheit zu erreichen, selbst ohne Noth schwierige Aufgaben gestellt, wovon das weitere Leben uns noch häufig Proben geben wird, gerieth ihre List im Sommer 1808 auf folgenden Einfall. Sie hatte schon, seit sie mehr in gebildetere Gesellschaft, wie früher, gekommen war, für allerlei schön klingende Redensarten, sentenzenartige Gemeinplätze, artige Sprichwörter, Verschen und dergleichen, die größte Aufmerksamkeit empfunden und so etwas ihrem guten Gedächtnisse eingeprägt, um es gleich einer geistigen Schminke gelegentlich für sich zu benutzen. Dies heuchlerische Bestreben ist ihr in der Folge, was schon

hier bemerkt werden möge, so unglaublich gelungen, daß man mit der Behauptung nicht zu viel sagt: wie unsere Verbrecherin in ihrem ganzen schwarzen Leben keine verruchte That begangen, keinen abscheulichen Gedanken gedacht habe, wobei sie nicht zugleich mit ihren Worten die tugendhafteste und frömmste Gesinnung ausgesprochen, oder doch wenigstens in ihrem Geiste in Bereitschaft gehabt habe.

Jetzt wollte sie Kassow's Geschenke durch eine kleine Gabe ihrerseits erwiedern und wählte dazu eine Tuchnadel mit einer Locke ihres Haars. Schon die Wahl dieser letzteren war ein ehebrecherisches Beginnen; heuchlerisch beschloß sie, es mit einer geistigen Zugabe in einem Verse oder dergleichen zu beschönigen. Selbst indeß zu solcher Erfindung noch nicht, wie später, im Stande, verfiel sie darauf, mittelst kecker Lüge den eigenen Ehemann zum Werkzeuge ihrer verbotenen Liebschaft zu mißbrauchen. Hören wir, was die Gottfried selbst hierüber schrieb. „Mein erstes Geschenk und Billetschreiben" — nachher wurden Geschenke und Briefe ein täglich angewandtes Mittel der Verbrecherin, sich die Freundschaft und Liebe aller ihrer, alten oder neuen, Bekannten zu sichern, — „geschah von meiner Seite an einen Freund, als ich etwa drei und zwanzig Jahre alt war. Der Freund war Kassow; muß aber bemerken, schon von seiner Seite erfreut worden zu seyn. Sie werden erstaunen, Herr Doctor, wie ich hier den seligen Miltenberg hinterging; denn dieses war der erste Schritt; wie mir dies glückte, folgten die andern stufenweise."

„Ich schenkte Kassow eine Tuchnadel mit einer Haarlocke. Bei diesem Geschenke wollte ich gern ein Par Zeilen

schreiben; da ich nie Briefe geschrieben hatte, der selige Miltenberg aber sehr geschickt darin war, — ergreife ich die große Unwahrheit, nenne ihm eine meiner Freundinnen, als wolle die ein Geschenk an ihren Freund geben, und bitte nun den seligen Miltenberg um ein Par Zeilen, der es gleich gerne that. Sie lauteten:

„„Nicht die Locke sey Ursache, daß Sie sich meiner erinnern, nein, das Gefühl für Freundschaft und Tugend mehre sich täglich bei Ihnen, wie ich nie aufhören werde, mich zu nennen — — —"".

„In diesen wenigen Worten," fügte die Inquisitin bei, „lag viel Sinn, (?) blieb aber unerfüllt. Ich schrieb diese Zeilen ab und überreichte sie bei der Nadel."

Die Haarlocke durfte Kassow als Beweis eines Sieges gelten, woran er wohl ohnehin nicht mehr zweifelte. Immer neue Spenden des der jungen Frau früher im elterlichen Hause ganz und gar ungewohnten, seitdem auch nur kärglich genossenen Getränks, woraus, zu häufig genossen, „ein unordentliches Wesen" folgt, erhitzten ihr Blut mehr und mehr und ließen der Vollendung des ersten förmlichen Verbrechens bald wenig mehr fehlen, als — eine begünstigende Gelegenheit.

Miltenberg, beglückt im unentgeldlichen Weingenusse, ließ weder gegen seine Frau, noch gegen seinen Hausfreund, den leisesten Tadel über das klar genug vor seinen Augen liegende Verhältniß Beider zu einander vernehmen. Er ignorirte es, soviel man hat erfahren können, mit nie gebrochenem Stillschweigen, vielleicht sich die Beschämung vor sich selbst über eine niederträchtige, eigennützige Toleranz zu ersparen, die ihn nicht weniger wie seine Frau herabwürdigte. Ja man darf ihm wohl nachsagen, daß er

die heimliche Schande nicht bloß geduldet, sondern befördert hat, indem unter anderem der verbürgte Zug, daß er die seiner Frau geschenkten Flaschen mit der Bitte an dieselbe leerte: sie möge Kassow doch nicht anders wissen lassen, als daß sie selbst den Wein ausgetrunken, dies genugsam beweiset.

In dem Fortgange der heimlichen Sünde brachte zu Anfange Augusts 1808 die bevorstehende zweite Niederkunft der Madam Miltenberg einige Stockung zuwege. Mit unaussprechlicher Todesangst sah sie, unaufhörlich weinend, ihrer Stunde entgegen. Allein sie wurde am 15ten des gedachten Monats überaus leicht und glücklich von einem Mädchen entbunden. Dieses Kind kam unbeseelt auf die Welt; da die Gottfried aber nie ein Mutterherz gehabt, so empfand sie darüber auch, einem merkwürdigen Geständnisse zufolge, nichts weniger, als Schmerz. Doch die Stimme des Gewissens, wovon sie zwar, nach den Untersuchungs-Acten, listigerweise niemals in ihrem Leben etwas wollte vernommen haben, rief ihrem Gedächtnisse die Worte der Mutter Timm zurück, vor acht Monaten zürnend ausgesprochen: „der liebe Gott kann dich dein Kind sehen lassen und es auch gleich wieder nehmen.“ „Ach,“ schrieb hierüber die Verbrecherin, „wie nun das kleine Wesen todt zur Welt kam, sah ich meine Mutter an und dachte an ihre früheren Worte; meine gute Mutter sagte nichts.“ —

Wieder hatte keine religiöse Empfindung in den Tagen der Angst, oder in der Stunde der Noth, das Herz der Frau auch nur entfernt berührt. Desto entfremdeter von Gott ging sie daraus hervor, als nach wenigen Wochen sie wieder dastand, frisch geschminkt ihrer Buhlschaft nachsinnend.

Ihr von Natur schon zarter Körperbau erschien ihr jetzt nach dem Wochenbette, in fleischlicher Gefallsucht, so widrig mager, daß sie ihren ganzen Körper in eine Lüge zu hüllen den Entschluß faßte, die auch bis zum Tage ihrer Verhaftung unentdeckt geblieben ist. Damals nämlich wurde sie entkleidet — und man fand über ihrem Hemde sie mit nicht weniger als dreizehn Corsetts, ein's über das andere, angethan. Das Stadtgerücht erzählte sich über diesen Umstand die verschiedenartigsten Meinungen; die Gottfried habe, im Aberglauben, sich dadurch wollen vor Entdeckung ihrer Mordthaten sichern, sie habe sich dadurch unsichtbar machen oder gar fliegen können u. s. w. Das einzig Wahre besteht indeß darin, daß diese Corsetts oder, wie die Gottfried selbst sie immer zu nennen pflegte, diese ihre Leibchen, nach und nach lediglich aus Eitelkeit, wohlbeleibter zu erscheinen, angezogen wurden; ein Betrug, der, wie sie mit Wohlgefallen über ihre List bemerklich machte, weit weniger, als die Auspolsterung eines einfachen Kleidungsstücks, entdeckt werden konnte, und welcher, so natürlich scheinend, von einem bis zu dreizehn Leibchen steigend, nur allmählig anwuchs.

So standen also schon im Herbste Madam Miltenberg und Herr Kassow wieder in einem, durch die kurze Unterbrechung nur leidenschaftlicher gewordenen Verkehre mit einander. — Schon hatte es sich mehrmals zugetragen, daß Miltenberg die Beiden ganze Abende mit einander allein gelassen; Ende Septembers war dies häufiger der Fall. Kassow kam eines Abends mit der Trauerpost einer bevorstehenden Trennung, indem er, in Geschäften seiner Weinhandlung, schon morgen nach Berlin abreisen müsse, wohin seine Frau ihn auch bereits unterwegs glaube.

Allein die Abreise habe ihn unmöglich gedünkt, ohne daß seine Freundin ihm vorher noch eine Stunde geschenkt hätte. Es war die unselige Stunde, die bei Punsch und Kuß schnell entrann, und keine Hemmung mehr darbot dem Ausbruche längst innerlich gereifter Sünde auch in die äußere That eines zwiefachen Verbrechens.

Als spät Abends Kassow seine Buhlerin verließ, bedurfte sie seiner Zusage, daß er ihr nach Ausführung guter Geschäfte zu Berlin ein bedeutendes Geschenk machen werde, zum Troste keineswegs; wenn sie sich gleich trostlos stellte, aus Schwäche gefallen zu seyn. Denn niemand wußte um das Vorgefallene, und weiter bedurfte es nichts zur Erhaltung ihrer leichtsinnigen Freude.

Auch richteten sich, als Kassow kaum abgereiset war, die Blicke der nun mit der Sünde schon Vertrauteren mit doppelter Stärke auf ihren früheren Geliebten, Herrn Michael Christoph Gottfried, der kurz darauf von seiner regelmäßigen jährlichen Geschäftsreise im Oldenburgischen, Budjadingerlande u. s. w. nach Hause kehrte. — Die einflußreiche Verflechtung seines Lebens mit demjenigen unserer Verbrecherin verlangt nun aber eine genauere Betrachtung der Persönlichkeit dieses Mannes.

Sein Aeußeres ist zum Theil schon oben geschildert: eine ferngesunde, kräftige Natur, leichten Blutes bei vollen Säften, zwar nicht schön von Ansehn, doch von keiner unangenehmen Gesichtsbildung, gewandt in seinem Benehmen, ein guter Tänzer, Reiter, Guitarre-Spieler und Sänger, mit männlich kräftiger, klangreicher Stimme. — Dagegen wird er, in Ansehung seines Innern, sich uns als characterlos, verliebter Natur, und in diesem gefährlichen Zustande ohne schützende Haltung der Reli-

gion, darstellen, wie denn auch das Urtheil seiner genauesten Bekannten ihn also bezeichnet. — Den Mangel wahrer geistiger Vorzüge verdeckten übrigens Jovialität, eine ziemliche, im gemeinen Leben immer so hoch angeschlagene sogenannte Herzensgüte und ein gewisser Grad äußerer, doch besonders nur im geselligen Verkehre glänzender Bildung, welche er seinem Stande als Kaufmann, seinen langjährigen Reisen und wohl nicht weniger auch seiner Belesenheit verdankte. Seine Bibliothek, — merkwürdig auch als nachheriges Erbtheil unserer Verbrecherin — dem besseren Theile nach ungelesen in prächtigen Einbänden bloß zur Prunkerei dastehend, schien mehr durch Zufall, als freie Auswahl zusammen gebracht, und enthielt die verschiedenartigsten Bücher. Man sah hier neben und durch einander stehen Kotzebue's Schauspiele und Shakspeare's Werke; eine Unzahl Lafontaine'scher Romane und Gellert's Schriften; Lessing's Nathan zwischen einer Menge ephemerer Almanache; die Werke Meißner's, Kleist's, Pope's, Rabener's, Gellert's, Moses Mendelssohn's, Jacobi's; Iffland's Schauspiele, Voß's Luise; die Gedichte Langbein's, Kosegarten's, Schreiber's, Bouterweck's, Sophie Mereau's, Stollberg's, Matthisson's, v. Salis, Bürger's, Müchler's, Schiller's; Klopstock's Oden und Messias; Witschel's Morgen- und Abendopfer, mehrere historische Werke und vielerlei Anderes. — Die Menge der angeführten Gedichte der Büchersammlung erklärt sich aus Gottfried's großer Liebhaberei für Gesang und gesellige Freuden, die ihn sogar zu selbsteigener Auswahl und Herausgabe zweier Sammlungen dazu dienender Gesänge [23]) bewogen hat, deren Manuscripte sich bei Verhaftung unserer Verbrecherin noch vorfanden.

Als — um den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen — Gottfried im Herbste 1808 von seiner Reise zurück kehrte, hörte er auch bald die Gerüchte über Kassow's vermehrten Umgang im Miltenberg'schen Hause. Zugleich entgingen ihm die fortwährenden schmachtenden Blicke seiner einstigen Tänzerin nicht. Aber dennoch hätte vielleicht mehr dazu gehört, ihn in ihre versuchungsvolle Nähe zu ziehen, wenn nicht der Zufall den Verkauf des Hauses, worin er bisher zur Miethe gewohnt, und damit für ihn die Nothwendigkeit herbei geführt hätte, sich nach einer andern Wohnung umzusehen. Genug, Miltenberg überraschte eines Abends beim Zuhausekommen seine Gattin mit der Frage: ob sie wohl ihre Wohnstube entbehren und mit der Hinterstube vertauschen wolle, da Gottfried gern bei ihnen einziehen und jenes Zimmer bewohnen möchte? — Ohne ihr volles Entzücken bei dieser Kunde zu verrathen, willigte die Frau sofort ein, und in wenigen Wochen schirmte ein Dach sie und den Gegenstand ihres sehnlichen Verlangens.

Wenn aber gleich Gottfried's Leichtsinn groß genug gewesen war, ihn in diese Gefahr zu verlocken, so mochten doch mehr das freundschaftliche Verhältniß zu Miltenberg und vielleicht dessen Bitte, so wie seine durch die kokettirende Aufmerksamkeit der hübschen jungen Frau sich geschmeichelt fühlende Eitelkeit ihn dazu verleitet haben, als bestimmte Beabsichtigung eines verbotenen Umganges. Dies beweiset die ganze stufenweise Entwickelung der nachherigen Stellung Beider zu einander; eine gewisse, nach dem Zeugnisse eines genauen Freundes physisch begründete, in öfterem verliebten Verkehre mit Frauenzimmern stets von ihm bewiesene Enthaltsamkeit spricht dafür.

Gottfried wurde im Miltenberg'schen Hause ganz wie ein Mitglied der Familie aufgenommen; und diese Vertraulichkeit sagte seinem gemüthlichen Sinne, so wie seiner eigenthümlichen Neigung, auf Kosten Anderer zehrend, zu sparen, vollkommen zu. Hatte er früher als Mitglied der Union, einer achtungswerthen gesellschaftlichen Vereinigung meistens jüngerer Leute, dort seine Abende zugebracht, so blieb er jetzt lieber im trauten kleinen Kreise bei Miltenberg's, sich und seinen Freunden bald mit Gesang und Spiel, bald durch Lectüre oder Gespräch die Zeit vertreibend.

In sehr kurzer Zeit ließ jedoch Miltenberg, unvermögend, den Clubbs zu entsagen, meistens Weib und Freund daheim mit einander allein, und nun brachte Erstere alle ihr zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung, zum vollen Besitz des ihr viel zu sehr zurückhaltenden Geliebten zu gelangen. Mit erkünstelter Schwermuth warf sie sich in das Gewand einer unglücklichen leidenden Gattin, der es Miltenberg durchaus an den zur Führung des Haushalts nöthigen Geldern fehlen lasse, ohne seine Anforderungen im Mindesten zu beschränken. Sie wußte ihr stilles Leiden in solchen Tugendschein zu hüllen, daß sie in kurzer Frist von Gottfried's Gutmüthigkeit Beides erlangte: ein Darlehn, vorgeblich zu den dringendsten Haushaltungsbedürfnissen, doch wirklich zu Kleiderputze, und, was sie mehr noch erfreute, für ihr vorgespiegeltes Unglück zärtliches Mitleid.

Also der zweite Schritt gegen ihren Ehemann; erst hatte sie mit lügenhafter Veranlassung des Entwurfs zu

dem Begleitungsschreiben der Haarlocke sich nur indirect gegen ihn vergangen; jetzt griff ihr Lügengeist direct seine Person an.

So war denn schon ein Geheimniß zwischen der jungen Frau und ihrem Freunde entstanden, um welches der Gatte nicht wissen durfte. Nun reiheten sich bald beiderseits auch Gedanken und Blicke daran, die das Auge des Ehemanns ebenfalls scheueten; ein buhlerisches Verhältniß entspann sich nach und nach, wenn gleich der äußere Anstand, um welchen Beide gleich besorgt waren, es den Augen Dritter verborgen hielt. Laute Sprache fand es damals zuerst in der Musik. Gottfried wußte, welche Gewalt diese auf Madam Miltenberg ausübte; hatte dieselbe sich Abends zur Ruhe begeben, dann öffnete er sein Zimmer, griff zur Guitarre und sang mit lauter, gefühlvoller Stimme die Lieder: „Du Mädchen vom Lande,“ „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,“ „Wen ich liebe, weiß nur ich,“ „Im Felde schleich' ich still und wild,“ und andere; um nachher zu den schwermüthigen überzugehen: „Süßer Traum, wie bald bist du entschwunden,“ „Weine nicht, es ist vergebens,“ „Das Grab ist tief und stille.“ — Auch die junge Frau hatte längst, ehe er endete, ihre Thür leise geöffnet; sie netzte mit vielen Thränen ihr Lager und wußte vielleicht nicht, daß ihre Liebe zu dem Sänger, jetzt weniger materiell, mit desto stärkeren Banden sie fesselte.

Auf diese Weise kamen Herr Gottfried und Madam Miltenberg im Winter 1808 bis 1809 einander immer näher. Als durch den kaum geschmolzenen Schnee die ersten Blümchen brachen, wandelten Beide zu einsamem Spaziergange nach dem Gröpelingerdeiche, und an der

Stelle, wo ehemals ein steinernes Kreuz stand, versiegelte der erste Kuß das verbotene Bündniß.

Nun änderte sich das Benehmen der Einverstandenen in Miltenberg's Gegenwart; die große Toleranz des Letzteren forderte zu der höchsten Unbefangenheit auf; und wenn der Ehemann, mit seinem Hausfreunde heimkehrend, ihm die auf ein gemeinschaftliches Besitzthum hindeutende Frage: „was nun wohl unsere kleine Frau macht?" zu äußern pflegte, so war seinerseits auch Gottfried wieder dreist genug, im Beiseyn Miltenberg's dessen Frau, wie in einem unschuldigen Scherze, Hals und Nacken zu küssen.

Freilich konnten unter solchen Umständen mit der Zeit allerlei Gerüchte über die Bewohner des Miltenberg'schen Hauses, und selbst scherzweise Bezüchtigungen Gottfried's von Seiten seiner Freunde, nicht ausbleiben. Allein so viel sich dagegen thun ließ, geschah; der äußere gute Schein überhaupt, und besonders gegen Miltenberg, wurde auf das Strengste behauptet, und jeder zweideutige, auf ein Verhältniß zur Madam hinzielende Scherz war Gottfried höchlich zuwider. Dergleichen zu vermeiden aß z. B. die Hausfrau für sich allein, wenn Montag Abends Miltenberg, Gottfried und Th.... sich bei einem gebratenen Hasen gütlich thaten, welchen der letztere Herr Tags zuvor bei gewöhnlicher Sonntags-Beschäftigung auf der Jagd erlegt hatte.

Unlängst war so die Liebschaft mit Gottfried fest und geheim begründet, als Kassow von seiner Berliner Reise zurück kehrte und nicht lange mit einem Besuche bei Miltenberg's zögerte, um unter Darreichung des versprochenen Geschenks, eines Sündenlohns von zehn Louisd'or, mit gesteigerter Inbrunst seine Buhlerin zu begrüßen.

Ob diese schon damals so tief versunken gewesen, daß sie, des sehnlicher erwünschten jetzt eingetretenen Verhältnisses zu Gottfried ungeachtet, dasjenige zu Kassow nicht hätte aufgeben mögen; oder ob nur ihre durch das böse Gewissen erhöhete Furcht vor Kassow's eifersüchtiger Rache sie, als sie die schändliche Verbindung mit ihm jetzt erneuerte, an einer Lossagung davon hinderte, war mit Gewißheit nicht zu erforschen. Doch dürfte Letzteres mit vieler Wahrscheinlichkeit anzunehmen seyn. Unsere Verbrecherin hatte von Natur ein äußerst furchtsames Gemüth; diese bei den unerhörten Verbrechen eben so sehr als Motiv mitwirkende, wie mit deren Zahl, unter dem Fluche der Sünde, stets wachsende Furcht erreichte endlich eine Höhe, die an's Unglaubliche gränzt, und im Verfolg dieser Geschichte sich oft zum Erstaunen offenbaren wird. Ihre rege, im Ausmahlen äußerer Lebenszustände — glücklicher oder unglücklicher — schon so geübte Phantasie mochte wenigstens mit allerlei aus dem Gedanken an Kassow's Haß entspringenden Schreckbildern dem Verlangen grober Sinnlichkeit in die Hände arbeiten, welches ohnehin für die Fortsetzung der ersten Buhlschaft entschied.

Gewiß ist: Kassow blieb und wurde in der einmal erreichten strafwürdigen Verbindung, wie mit Schlangenwindungen, nur immer fester umschlungen; ja, ein vorgefundenes Packet Briefe aus jener Zeit, welche Madam Miltenberg ihm heimlich geschrieben, enthielt Ergießungen einer Gemeinheit, deren vielleicht verruchte Dirnen sich schämen dürften. — Während aber solche Beweise über das innere Leben damaliger Zeit der Verbrecherin vorliegen, betrachten wir weiter ihr äußeres Erscheinen und welche Künste sie hiezu in Bewegung gesetzt.

Vor Allem mußte ihr bei Kassow's Rückkehr von Berlin am Herzen liegen, daß weder derselbe von ihrem Verhältnisse zu Gottfried, noch dieser von der Buhlschaft mit jenem, das Geringste in Erfahrung bringe. Und die Lösung dieser nicht kleinen Aufgabe ist ihrer verschmitzten Verstellungskunst bis zum Tode beider Männer wohl gelungen.

In der ehelichen Verbindung mit Miltenberg hatte sie hinreichenden Grund zu dem Verlangen unbedingter Geheimhaltung des unerlaubten Einverständnisses, sowohl gegen Kassow, wie Gottfried. Beide waren überdies persönlich selbst eben dabei im höchsten Grade betheiligt. Hätte aber etwa das tolerante Benehmen Miltenberg's dem einen oder dem anderen in unbewachter Zechstunde die Zunge lösen wollen, so war dieser Gefahr durch das schlaue Eheweib allseits vermittelst lügenhafter Erzählungen über Miltenberg's tyrannische Eifersucht, welche er heimlich gegen sie auslasse, während er sich bei seinen Freunden als völlig frei davon benehme, leicht vorgebeugt. — Ueberdies lag eine große Begünstigung der Geheimhaltung des gleichzeitigen Doppel-Verhältnisses in der häufigen Abwesenheit eines der Liebhaber, namentlich Gottfried's, auf seinen stets bestimmt sich wiederholenden Geschäftsreisen; für die Zeit der Anwesenheit desselben wußte man aber anderen Rath. Kassow „nistete sich" nämlich, wie die Zeugnisse sich ausdrücken, „damals bei den alten Timm's ein," um einen Ort zu haben, wo er seine Buhlerin leicht und ohne Aufsehen zu erregen sprechen könne; er affectirte ein Interesse an den Gesprächen des alten Kleidermachers, gewann die Zuneigung der kargen, nie an solchen Genuß gewöhnten alten Leute durch dann und wann mit-

gebrachten Wein, und wurde vollends zum erklärten besten Hausfreunde erhoben durch ein dem alten Timm vorgestrecktes Darlehn von dreihundert Thalern, größtentheils zur Deckung der von dem ausschweifenden Sohne nach und nach in der Fremde gemachten Schulden bestimmt.

Bei den täglichen Besuchen Kassow's in Timm's Hause könnte man den Argwohn fassen, als hätten die Eltern unserer Verbrecherin um deren verbotenen Umgang gewußt und denselben begünstigt. Allein dem ist nicht so. Freilich fiel der Mutter dieser häufige Verkehr der Beiden auf; und als einst Kassow seiner Geliebten einen Perlen-Halsschmuck schenkte und diese wohlweislich das Geschenk mit erheuchelter unschuldiger Freude alsbald der Mutter mittheilte, gleichsam als könne sie, in kindlicher Offenheit, ihr nichts verschweigen, schüttelte letztere bedenklich das Haupt mit der Warnung: „Hör' mal, Miltenbergen, das geht nicht, mit der Freundschaft von Kassow!" und warnte auch später noch oftmals die Tochter davor. Allein von derjenigen Vertrautheit, welche dabei wirklich Statt fand, hatte sie auch nicht eine entfernte Ahnung. Ihre Warnungen sprach sie mehr nur in einem Tone und Sinne, um ihrerseits über die besorgliche Gefahr von dem geliebten Kinde beruhigt zu werden, als mit eignem Verdachte, aus. Wie hätte es bei der hohen Meinung, welche Timm's von ihrer Tochter hegten, auch anders seyn können. Hiezu kam, daß dieselbe jetzt, um jeder möglichen Störung ihres Umgangs mit Freunden zu begegnen, ein schon öfter mit gutem Erfolg benutztes Mittel, die Erregung von Mitleid, abermals in Anwendung brachte.

Sie that jetzt nämlich einen weiteren Schritt im Gebiete der Lüge, indem sie anfing, ihren Gatten auf das

Schändlichste bei ihren Eltern zu verläumden. Waren dem alten Timm ohnehin längst die Arbeitsscheue, das immerwährende Wirthshausleben und die daraus mehr und mehr entstehende Zerrüttung der Vermögensumstände seines Schwiegersohns ein bitterer Gram gewesen, so fanden die Klagen seiner armen, unglücklichen Tochter ein desto offeneres Ohr. Sie erzählte ihm von ihres Mannes Saufereien, von Spiel und Lüderlichkeit, und log hinzu, daß er sie auf das Grausamste mißhandele, wenn sie, ohne von ihm die nöthigen Gelder zu erhalten, nicht stets für eine reich und mit feinen Speisen besetzte Tafel sorge u. dgl. Sie klagte dem Alten sogar, und weinte bitterlich dabei, daß sie kürzlich, geflüchtet vor den Mißhandlungen ihres Mannes und des ihm darin beistehenden Schwiegervaters, eine ganze Nacht auf der Hausdiele in einem Kutschenkasten zugebracht habe; kurz, sie war unerschöpflich im Ausmahlen ihrer beispiellos unglückseligen Lage. Nie vergaß sie aber, wie im Entschluße, still und gelassen zu dulden, sich die heiligste Versicherung der Verschwiegenheit gegen Miltenberg hinsichtlich solcher Herzenserleichterungen geben zu lassen. — Das Gewissen war schon zu verstockt, um bei diesen Verläumdungen einzureden; nur die Furcht vor Entdeckung beunruhigte die Verbrecherin anfangs. Sie theilte dem Verfasser unter Anderem hierüber mit: „Der selige Miltenberg, nicht ahnend, daß ich ihn bei meinen Eltern verkleinerte, konnte manchmal so vergnügt mit seinem Frühstück in der Hand zu meinen Eltern gehen. Dann konnte ich wohl auf den Gedanken kommen: nun müßte Vater mal stille gegen ihn seyn, und Miltenberg, sich nun nichts bewußt.... Solche Gedanken hatte ich; aber bald verließen sie mich.“

Einst führte der Zufall Mutter Timm auf Miltenberg's Boden, wo, wie sie wußte, das der Tochter mitgegebene Brautbett aufbewahrt worden war. Da diese es unlängst, unter dem lügenhaften Vorgeben, daß sie ihrem unglücklichen Bruder etwas Geld in die Fremde schicken wolle, an eine Freundin heimlich zu verschwenderischen Zwecken verkauft hatte, so wurde es mit großem Befremden vermißt, und unter vielem Jammern vertrauete die Tochter ihrer Mutter, daß Miltenberg das Bett verkauft habe. „In demselben Augenblicke,“ erzählte hierüber die Verbrecherin, „fiel mir mit unaussprechlicher Angst ein: Herr Gott! wenn Mutter nun einmal wieder zu der Frau mit dem Spiegel geht! — Unter dieser Furcht litt ich sehr viel.“

Durch alles dieses und mannigfachen ähnlichen Lug und Trug, unter immer meisterhafter getragener Maske von Sanftmuth, Unschuld und stillem Duldungssinne, gelang es ihr bald vollkommen, bei Eltern und Liebhabern ein inniges Mitleiden zu erwecken, die Quelle mancher gewünschter Freuden für sie.

In ihrem Verhältnisse zu Gottfried und Kassow übte sie, wie sich denken läßt, die Heuchelei noch auf andere Weise und so, daß, wie sehr auch die innere Unsittlichkeit um sich griff, sie doch für's Aeußere ein Flickwerk von Tugendschein, wie es eben bei jenen Männern nur irgend nöthig war, zu retten wußte. War sie mit Gottfried, — kürzlich hatte er ihr, als erstes Geschenk, eine blühende Myrthe überreicht, — so klagte sie sich unter Thränen der Untreue an gegen Miltenberg, führte kein Wort häufiger, als die Tugend, auf ihren Lippen, und stellte sich als das Opfer dar einer halb heiligen unbesiegbaren Liebe zu dem Freunde,

den sie dann mit ihren Küssen überschüttete. — Ganz ähnlich lautete ihre Rede zu Kassow; unbarmherzige Selbstanklage, Bejammerung des Schicksals, welches zwei für einander geschaffene Wesen trenne, und Aeußerungen der innigsten ausschließlichen Liebe waren da gewöhnlich, zumal anfangs, Gegenstände der Unterhaltung.

Bei aller Sorgfalt der Madam Miltenberg lag es übrigens in der Natur der Umstände, daß Gottfried bald genug sich von Kassow's Neigung für die junge Frau überzeugen mußte; doch, seines Vorzugs und der ausschließlichen Liebe derselben gewiß, hat er den Nebenbuhler nie gefürchtet. Anders bei Kassow. Eben Gottfried's vorzüglichere Eigenschaften, zugleich dessen Wohnung im Hause der Geliebten, fachten bald eine Eifersucht in ihm an, welche erst mit Gottfried's Tode erloschen. — Ohne die durch dies zwiefache Liebes-Verhältniß nothwendig bedingte Uebung einer jahrelang immerwährend auf der Huth seyenden Verstellung würde die nach und nach erlangte, von der Natur kaum zu unterscheidende Fertigkeit der Verbrecherin in der Heuchelei unbegreiflich erscheinen. Eine besonders schwere, deshalb aber auch, bei gutem Bestehen, doppelt förderliche Probe der Verstellungskunst legte ihr, noch im Jahre 1809, Kassow's Eifersucht auf.

Es war nämlich zwischen Gottfried und Miltenberg's verabredet worden, daß man gemeinschaftlich einer zur Einweihung eines neuen Tanzsalons (bei Claussen) veranstalteten Tanzparthie beiwohnen wolle, und Kassow hatte dies zufällig kaum in Erfahrung gebracht, als auch die Eifersucht in ihm entbrannte. In dieser Stimmung spricht er dem Glase übermäßig zu, faßt den tollen Entschluß, ebenfalls dem Salon zuzueilen, um dort auf irgend eine

Art seinem Grolle Luft zu machen, und rennt dahin. Unterwegs schon ruft er einem ihm auf U. L. Frauen Kirchhofe begegnenden Bekannten, dem Schneider Rinne, zu: „willst du mit? ich habe etwas vor!" und langt so, noch vor den Gesuchten, im Saale an. Doch bald kamen auch diese, Madam Miltenberg, angethan mit dem von Kassow geschenkt erhaltenen Halsschmucke. Der Tanz begann hierauf, und Gottfried tanzte nur mit ihr; verschiedenen Freunden, die ihn um Ueberlassung der Tänzerin für einen Tanz baten, erklärte er, „heute Abend bekämen sie sie nicht." Endlich setzte er sich, in einer allgemeinen Pause, Hand in Hand neben Madam Miltenberg; an deren anderer Seite nahm ihre zur Gesellschaft mitgenommene Nichte Platz, Mamsell Elisabeth M. Auf einmal tritt Kassow heftig vor die Genannte hin, greift schnell mit voller Faust in den Halsschmuck der Frau Miltenberg und ruft mit wutherstickter Stimme: „das Halsband!" — Die Beleidigte zitterte, fühlte sich erblassen, was jedoch die Schminke den Umstehenden verbarg, und sammelte sich augenblicklich zur Unbefangenheit, als in wenigen Minuten das entstandene allgemeine Aufsehen sich in der Annahme verlor, daß die vollführte Ungezogenheit nur als bedeutungslose That eines Betrunkenen anzusehen sey. Für eben dasselbe hat Kassow selbst sie nachher erklärt. Denn leicht vermochte seine Freundin, ihn über den Ungrund seiner Eifersucht zu belehren, und so blieb denn für's Erste, ungeachtet jenes Vorfalls, das Verhältniß zwischen Beiden das alte. — Nur in Gottfried entstand seitdem ein entschiedener Widerwille gegen Kassow, der, auf das so eigenthümlich zu einander gestellte Dreiblatt ein characteristisches Licht werfend, unter Anderem in der, hinsichtlich obigen

Vorfalls, einem Freunde ausgesprochenen Aeußerung sich kund giebt: „der dumme Kerl! was kann ich dafür, daß das Weib mich lieber leiden mag, als ihn!"

Frau Miltenberg, als wollte sie nun von des groben Gebers Freundschaft nichts weiter wissen, händigte den Halsschmuck unter Aeußerungen innerster Verletzung ihrer Mutter ein, die genug zu thun hatte, ihr armes Kind nur wieder zu beruhigen. — Trug diese ganze Begebenheit nicht wenig zur Uebung unserer Verbrecherin in der Heuchelei, zur Bewährung derselben in gefahrvollen Momenten bei, so lehrte sie dieselbe zugleich eine behutsamere Vorsicht, die Vermeidung öffentlicher Gelegenheit zur Gefahr; sie hat seitdem, wie sie betheuerte, auch in ihrem Leben nicht wieder getanzt.

Die bisherige Schilderung reicht bis zum Jahre 1809; doch auch in den zunächst folgenden blieb das Wesentliche der äußeren Verhältnisse im Miltenberg'schen Hause sich gleich; nur einzelne wenige Thatsachen fallen besonders auf. Aber wenn es wahr ist, daß es auf der Bahn des Lasters, wie der Tugend, keinen Stillstand giebt, und daß auch die unerhörtesten Verbrechen nicht sowohl das Resultat eines vorhergegangenen Entschlusses, als vielmehr des ganzen zurückgelegten Lebens sind, woraus tausend unsichtbare Fäden sich auf die Schreckensthat hinziehen: so erscheint das innere Leben unserer Verbrecherin während der Jahre 1810 bis zum Herbste 1813 von der betrübendsten Bedeutung.

Durch die Opfer an Gelde, die Madam Miltenberg sich sowohl von Kassow, als von Gottfried, vermöge ihres geheimen Verhältnisses zu jedem derselben, mit mannigfacher Lügenlist zu verschaffen wußte, und deren sie bei

fortschreitendem Verfall der eignen Vermögenslage ihres Mannes um so weniger entbehren mochte, gewöhnte sie sich zur Befriedigung eitler Wünsche und insbesondere einer das Lob eines „guten Herzens" bezweckenden Freigebigkeit täglich mehr an das Bedürfniß, über eine volle Casse leicht erworbenen Geldes zu schalten und walten.

In den Wirkungen der Freigebigkeit gegen ihre Umgebung, nämlich den dankbaren, wohlwollenden Gesinnungen der Menschen, mochte sie vielleicht auch jetzt schon — aus der späteren Zeit haben wir darüber gewissere Kunde — dasjenige zu finden wähnen, dessen Entbehrung selbst die tiefste Verstocktheit ihres Gewissens sie wenigstens als dunkel erkannte Mangelhaftigkeit ihres Glückes empfinden ließ. Nie wird ja das Laster seines gleißenden Glückes satt oder froh.

Am wenigsten aber ist dies der Fall, wo eine ungemessene, geistig arme, doch mit Bildern der Außenwelt oder gar der Sünde genährte und überfüllte Phantasie in unbefriedigter Begehrlichkeit hinausgreift in die Zukunft. In solchem Seelenzustande war es, wo Madam Miltenberg im Jahre 1810, dem früheren Beispiele der Mutter folgend, dem Verlangen nicht widerstehen konnte, sich von einer vorgeblichen Wahrsagerin aus Karten ihre Zukunft enthüllen zu lassen. „Als ich mir das erstemal die Karte legen ließ," berichtete die Verbrecherin hierüber, „war es im Hause einer Freundin; ich war 25 Jahre alt und mit dem dritten Kinde schwanger. Während ich der Frau gegenüber saß, hatte ich eine besondere Angst. Es schien mir damals so unmöglich, so etwas zu können; daher befürchtete ich immer, sie könne mir etwas Leides zufügen

und entzog ihr keinen Blick. Meine Adelheid hatte ich auf meinem Schooße."

„Einiges erinnere ich mich. Sie versicherte mir eine glückliche Entbindung; auch würde ich viele Kinder bekommen; aber, sagte sie, in meinem jetzigen Hause würde ich nicht bleiben. Wie sie nun sah, daß ich mich darüber erschrack, versicherte sie mir, ich würde es schöner bekommen, u. s. w."

Bald nahete nun die Zeit der dritten Niederkunft heran, und mit ihr wiederum verdoppelte Sorgfalt und Zärtlichkeit der alten Timm's für ihre Tochter; denn, wie früher, verlebte diese die vorhergehenden Wochen abermals in großer Todesangst und unter vielem Weinen. Doch leicht und glücklich kam auch diesmal, am 27. Juni 1810, das Kind zur Welt, ein wohlgebildeter Knabe, nachher Heinrich genannt. Bei seiner Geburt fehlte es nicht an vertrauten Zuflüsterungen, Kassow sey der Vater.

Als die junge Mutter sich erholt hatte, fühlte sie sich, befreit von der Todesangst, zu neuen Frevelthaten gestärkt. Von der Verläumdung ihres Mannes war nur ein kleiner Schritt zu dessen Beraubung, sobald das Bedürfniß des Geldes ihr den Gedanken daran eingab. Die einzige Rücksicht dabei war die der sorgfältigen Verheimlichung. Miltenberg, der stets die Schlüssel seines Pults bei sich zu tragen pflegte, war einst ausgegangen; da schickte sie zu einem Schlosser und ließ unter dem Vorgeben, daß sie den Schlüssel verloren habe, sich das Pult ihres Mannes öffnen, die Kunst des Dietrichs sorgfältig beachtend, nahm zehn Thaler heraus, und ließ das Schloß wieder einspringen. Alles war nach Wunsch gelungen, Miltenberg kam nie hinter die Wahrheit, und seiner Frau gereichte das selbst-

gefällige Behagen über ihre Schlauheit zur Ermunterung, auf dem betretenen Wege nicht stille zu stehen. Längere Unfreigebigkeit ihrer Buhlen, Unbedeutenheit der Casse des Ehemannes, und die Nothwendigkeit des Abtrags mehrerer heimlichen Schulden regten die versuchende Lust bald genug an.

Immer wohnte nämlich noch Herr Th.... dort im Hause zur Miethe; als er einst sich an's Comptoir seines Geschäfts begeben, schleicht die Hausfrau mit ihrem Schlüsselbunde sich auf sein Zimmer, wählt schnell die paßlichsten kleinen Schlüssel aus, versucht die Oeffnung des Pults, es öffnet sich — und sie ist im Besitze des Geldbeutels. „Wie ich den Beutel mit dem Gelde hatte," lautet das eigne Geständniß, „verschloß ich das Pult; als ich das Geld zählte, erschrack ich, daß es eine Summe von neunzig Thaler war.... Da nun mein Schlüssel schon gelitten hatte, so war ich genöthigt, die ganze Summe zu behalten, besorgt, (daß) wenn ich das Pult zum zweitenmal öffnete, der Schlüssel zerbrechen würde." —

Der Mangel des Geldes wurde sofort entdeckt; kein Mensch begriff, wo es geblieben; man forschte, suchte, muthmaßte, doch vergeblich. Bei diesen Bemühungen bot sich der Verstellungskunst der Diebin ein weites Feld dar; sie benahm sich als Meisterin, und das Gefühl hoher Sicherheit in ihrer Heuchelei wurde ihr als bester Lohn zu Theil. — Nicht bei diesem Diebstahle war es übrigens, wo eine polizeiliche Nachsuchung und einige scandalöse Auftritte Statt fanden, was in den Untersuchungs-Acten irrig bezeugt worden; erst später, im Jahre 1812, wird die Geschichte uns diese Ereignisse vorführen.

„Sie werden fragen," heißt es in dem abgebrochenen Geständnisse weiter, „wozu ich die Gelder angewandt? ich schaffte mir Kleidung dafür an und theilte Geschenke davon aus. Gegen Miltenberg beging ich die Unwahrheit, (vorzugeben) es sey mir von meinen Eltern geschenkt; und letztere glaubten, es sey mir von Gottfried gegeben."

So versank unsere Verbrecherin von einer Schandthat zur andern; kein Mensch wußte darum, sie war geachtet und geliebt, mehr sogar, als früher; die Herzen ihrer Untergebenen, zu denen die „Madam" sich so leutselig herabließ, die sie so oft mit kleinen Geschenken erfreute, waren ihr zugethan, und sie selbst, in ihren eignen Augen, überredete sich mit dem Flitterstaate allmählig angenommener schöner Redensarten leicht, das in der That zu seyn, wofür die Menschen sie gelten ließen.

Ein solches Schein-Leben mußte ihr um so leichter werden, da es sich immer nur in dem engen, sich gleichbleibenden Kreise bewegte, wo sie die Personen, die ihre Welt ausmachten, und die Art, sich zu ihnen zu stellen oder gegen sie zu äußern, einmal sicher einstudirt hatte. Gesellschaften wurden nicht gehalten; sie verkehrte nur mit Verwandten oder Freundinnen, die sie weit übersah, und mit untergebenen Personen, deren Urtheil, wenn sie ja eines hätten haben können, durch den höheren Stand der Madam, oder durch die feste Ueberzeugung von deren Gutherzigkeit geblendet war.

Mit Miltenberg theilte sie wenig; er lebte fast nur außer dem Hause; bald in Wirthshäusern, — jeder Tag und jede Jahrszeit hatten ihr bestimmtes, — bald beim Glase guten Weins in Kassow's Packhause, bald in Gesellschaft Gottfrieds; ein wüßtes Leben, wozu nicht selten,

regelmäßig aber an den Sylvester-Abenden, bis 1812, zehn bis zwölf junge Gehülfen, sämtlich in Weingeschäften arbeitend, hinzugebeten wurden. Mit ihrer Freundin Marie verkehrte die Miltenbergen in dieser Zeit weniger.

Allmählig nahm auch der Umgang mit dem Familienvater Kassow ab, zumal während Gottfried's Anwesenheit in Bremen. Um so stärker behauptete sich die leidenschaftliche Neigung unserer Verbrecherin zu Gottfried, die jedoch immer noch keine eben so feurige, rücksichtslose Erwiederung fand.

Im Gegentheile; es knüpfte sich ein immer engeres Band um ihn und Miltenberg. „Miltenberg liebte Gottfried wie seinen Bruder," gestand die Verbrecherin, „er hatte das Vertrauen zu mir, daß er ihm oft sagte, er möge mir Gesellschaft leisten. Dies habe ich gemißbraucht." Und wenn der Galan schon früher seine Ansprüche in Schranken gehalten, so bewahrte er auch jetzt in soweit eine gewisse sittliche Haltung, daß nur unter den seltener eintretenden begünstigendsten Umständen die höchsten Rechte seines Freundes vielleicht hätten verletzt werden können. Desto weniger mag er es aber an einer galanten Aufmerksamkeit haben fehlen lassen, die eben das Auge eines Dritten nicht sehr zu scheuen brauchte, doch nichts destoweniger der Leidenschaft stets neue Nahrung gewährte. So z. B. hielt er eigenhändig das kleine Blumengärtchen vor seiner Hauswirthin Fenstern in Ordnung; zog, hegte und pflegte mit großer Sorgfalt allerlei kostbare Gewächse, und legte gemeinschaftlich mit Miltenberg dort eine Laube an, wofür Letzterer, als Sattler, ein eigenes Sopha anfertigte. Bekannt mit seiner Freundin Gefühl für Musik sorgte er auch öfters dafür, daß einige Musici

im Gärtchen spät Abends noch dieselbe mit ihrer Kunst ergötzten.

Unterdeß war das Jahr 1812 herangekommen. Madam Miltenberg, stets des Geldes bedürftig, ging zu einem Freunde ihres Mannes, Herrn A., stellte ihm mit schmerzlich bewegtem Herzen vor, daß ihr unglücklicher Bruder in der Fremde durch Schulden festgehalten werde, und bat um ein Darlehn von 25 Thalern, welche sie ihm ohne ihres Mannes Vorwissen schicken wolle. Herr A. reichte ihr sofort willig das Geld und verabredete nur die Zeit der Zurückerstattung. Als diese herankam, war Alles vergeudet und die Schuldnerin außer Stande zu bezahlen. „Ich bitte A. jetzt," so bekannte die Inquisitin dem Verfasser diesen Vorfall, „es meinem seligen Miltenberg zu sagen. Selbiger läßt ihn den andern Morgen rufen. Während der selige Miltenberg dort war, hab' ich empfunden, was sündigen ist." (Richtiger: was Angst vor Entdeckung ist, denn sie fürchtete, Miltenberg werde die Lüge in Betreff des Bruders sogleich erkennen; wie sie denn auch fortfährt:) „Meine Angst, meine Unruhe ist Gott bekannt. Unsere Küche liegt an der Straße; ich sah den seligen Miltenberg zurückkommen, vor sich niedersehend; tief in Gedanken trat er in's Haus, reichte mir die Hand, mit der Versicherung: er sey nicht böse, Herr A. habe ihn gebeten, nicht mit mir zu zürnen. Sagt dabei: „„eine Frau, die ihren Bruder nicht liebt, kann ihren Mann gar nicht lieben."" — Damit war Angst und Unruhe in innerlich lachende Freude verwandelt.

Bald nachher ging die heimliche Verbrecherin so weit, selbst ihren eigenen Geliebten, Gottfried, zu bestehlen. Wie früher bei Herrn Th.... wagte sie die Eröffnung

des Pults, und zwar, da kein Schlüssel passen wollte, vermittelst eines eigends dazu zurecht gebogenen Dietrichs, und nahm etliche zwanzig Thaler, in verschiedenen Goldmünzen, heraus. Als Gottfried den Diebstahl entdeckte, gerieth er in Feuer und Flamme, ließ sofort den Polizei-Commissair rufen, die strengste Haussuchung vornehmen, und wollte nicht rasten noch ruhen, bis der Dieb entdeckt sey. Völlig ihm gleich stellte sich Madam Miltenberg über diesen Vorfall empört, und indem niemand weniger, als sie, einem Verdachte unterliegen konnte, gab sie unter der Hand die Veranlassung, daß vorzüglich ein Lehrling und die Wärterin im Hause demselben ausgesetzt wurden. Unter diesen Beiden kam es daher im Bemühen, den Verdacht von sich ab- und auf den Andern zu wälzen, zu dem heftigsten Streite; eins deckte in Gegenwart des versammelten Hauses und der polizeilichen Behörde dem andern sein ganzes Sündenregister auf, und, um ihren Gegner völlig niederzustrecken, stieß endlich die Wärterin gegen ihn die Beschuldigung aus: er sey nichtswürdig genug zu der verläumderischen Berühmung gewesen, daß er einst die Madam und Herrn Kassow in verbotener Nähe bei einander gesehen.

Diese ganze Begebenheit, vorzüglich jene Aeußerung der Wärterin, worauf die Polizeidiener sich noch weitere halblaute Scherze über die Aehnlichkeit des kleinen Heinrichs mit Herrn Kassow erlaubten, diente unserer Verbrecherin nur zu einer abermaligen besonderen Uebung in der Heuchelei, und gab zugleich die warnende Lehre einer größeren Vorsicht in ihren Liebeshändeln.

Da übrigens Miltenberg so wenig, wie sonst Jemand, irgend weitere Notiz von dem Vorgefallenen nahm, die

Diebin auch vollkommen gesichert vor Entdeckung blieb, so ging diese wiederum aus aller Gefahr nicht nur gewitzigt, sondern auch eben so glücklich hervor.

Einige Zeit nachher, am 31. October 1812, gebar die Miltenbergen, leicht und glücklich, ihr viertes Kind, ein Mädchen, welches Johanna getauft wurde, jedoch schon nach fünf Monaten, am 4. April 1813, starb; Ereignisse, die an dem Herzen der Mutter gleichgültig vorüber gingen. Nur die abergläubischen Schutzmittel gegen die Gefahren des Wochenbetts, so wie die darin erfahrene behagliche Pflege, blieben in unverlöschter Erinnerung. Der Tod des Kindes, wenn er nicht als Befreiung von einer Last willkommen war, machte doch so wenig schmerzlichen Eindruck auf die Mutter, daß sie in ihrer Verhaftung sich nicht einmal entsinnen konnte, ob sie bei dem Sterben zugegen gewesen sey, oder die Leiche gesehen habe.

Und sehr begreiflich! diejenigen kleinen Mutterpflichten, deren sie sich nun doch einmal nicht überheben konnte, wurden durch den Tod von ihr genommen, gleich einer hinderlichen Bürde bei der Leidenschaft für Gottfried, welche mit dem ersten Beginnen des Frühlings 1813 in verjüngter Kraft ihr ganzes inneres Wesen ausfüllte, jede andere Stimme ihres Herzens überwältigend. In dieser Leidenschaft diente der Verlust des Kindes ihr zur Erheuchelung bitterlich beweinten Schmerzes, dieser Schmerz zur Erregung höheren Mitleids bei Gottfried, das Mitleid aber läßt die listig bezweckten Folgen nur ahnen, indem wir gerade neun Monate nach obigem Todestage, am 6. Januar 1814, die Ehebrecherin einer Tochter werden genesen sehen, deren Züge, wie man zu erkennen glaubte, je mehr sie sich ent-

wickelten, desto frappanter Gottfried als den Vater des Kindes bezeichneten.

Wie sehr auch das bisherige Leben der gleißenden Heuchlerin, die, wo es die Befriedigung ihrer Lust galt, noch niemals vor der Verletzung der sich ihr entgegen stellenden Rechte Anderer zurück gebebt war, schon die Keime zu jeglichem Gräuel der Sünde in sich tragen mochte: erst der Frühling 1813 reifte die Frucht des Verderbens.

Die Leidenschaft für Gottfried war bis zu wilder Gier gesteigert; sie tobte innerlich um desto unwiderstehlicher, je mehr sie sich äußerlich in den Fesseln eines scheinheiligen Anstandes hielt und je ungenügendere Erwiederung sie in Gottfried fand.[24]) Noch verderblicher fachte Miltenberg's körperlicher Zustand jene Gluthen an. Neben seinem gewöhnlichen Siechthume und der schon erwähnten Krankheit litt er jetzt an einem neuen Schaden, ebenfalls Folge seiner Ausschweifungen, welcher, da er sich am Gange des Leidenden offenbarte, dem Ueberheben mit einem schweren Kutschenkasten Schuld gegeben wurde. Kein Wunder, daß die Gattin dieses Mannes, da sie jetzt schmerzlicher, als je, den vollen rücksichtslosen Besitz Gottfried's entbehrte, das Hinderniß dieses heiß ersehnten Glücks mißmüthig in dem Bestande ihrer Ehe erkannte.

Mit rastloser Geschäftigkeit erschuf sich die ausschweifende, nur der Leidenschaft fröhnende Phantasie der Verbrecherin in der Vereinigung mit Gottfried ein Ideal von Lebensglück, welches, die widrige Wirklichkeit immer mehr verdunkelnd, den Verstand immer mehr zur Irre leitend, das erste Gefühl des Mißmuths gegen den Störer ihres Glücks bald in Haß verwandelte. Madam Miltenberg fing an, ihren Ehemann zu hassen, nicht seiner Persön-

lichkeit wegen, — er beleidigte sie nie, — aber als widerwärtiges einziges Hinderniß der Erfüllung ihrer heißesten Wünsche.

Nun waren neue Verläumdungen und Anschwärzungen des Gatten bei ihren Eltern die natürliche Folge jener gehässigen Stimmung, und daß sie ein offenes Ohr fanden, dafür war längst vorbereitend gesorgt; das verbürgte schon das ganze Leben und Treiben Miltenberg's insofern es zu Tage lag, und niemandem weniger, als Vater Timm, verborgen war. Steter Mangel an Gelde zur Führung des Haushalts, immer härter und häufiger mahnende Gläubiger, sichtbarer Mangel sowohl an Gelegenheit, als an Lust zu genügendem Brodtverdienste: alles dieses hatte die alten Timm's lange genug schon bekümmert und mit den traurigsten Ahnungen erfüllt. Auch Miltenberg's wüstes Leben hatten sie längst bejammert. Doch als jetzt ihre unglückliche Tochter, unter verschämten Thränen, der Mutter auch jenen ekelhaften heimlichen Schaden anvertrauete, dabei der muthmaßlichen Todesursache der kleinen Johanna erwähnte, und auf alle Weise zu erkennen gab, daß es auf Erden kein zweites, so unglückliches Geschöpf, wie sie, geben könne: da erreichte ihr Schmerz den höchsten Gipfel; sie sahen ihre Tochter im Geiste bereits mit zerrütteter Gesundheit am Bettelstabe und, was ihren Jammer verdoppelte, klagten sich selbst an als die Begründer dieser Ehe, als die Urheber alles dieses namenlosen Unglücks. Da brachen sie in Verwünschungen gegen ihren Schwiegersohn aus, und indem sie das herbe Loos ihrer unglücklichen Tochter durch erhöhete Zärtlichkeit zu lindern trachteten, verhehlten sie nicht, daß dessen baldiger Tod für ihn selbst,

wie für die Seinigen, wohl das wünschenswertheste Ereigniß sey. [25])

Doch bei bloßen Beklagungen ließ Vater Timm's Liebe es nicht bewenden: kräftig wollte er retten, was noch zu retten war, und gebot daher nicht nur seiner Tochter die Einrichtung einer von ihrem Ehemanne getrennten Schlafstelle, sondern er — der Mann, welcher zufolge Zeugnisses mehrerer Augenzeugen bei seiner Arbeit den Athem einhielt, um, wie er berechnet hatte, mehr Nadelstiche in einer Minute zu thun, als ihm beim Athemholen möglich waren — sann auch Tag und Nacht darüber nach, auf welchem Rechtswege der ferneren Vermögens-Verschwendung seines Schwiegersohns, und insbesondere der weitern Belastung des Wohnhauses mit Schulden, Einhalt gethan werden könne.

Miltenberg ließ sich alles gefallen; denn theils wurden diese Schritte, da seine Frau in erheucheltem, stillem Duldungssinne und liebender Gesinnung ihren Eltern die größte Schonung ihres Mannes zur Pflicht gemacht hatte, ganz in diesem Sinne, und gleichsam wie auf den Wunsch des Schwiegersohnes selbst, vorbereitet; theils war derselbe durch seine große Schwäche gerade jetzt bedeutend niedergedrückt, durch häufige melancholische Stimmung gebeugt, und deshalb zu keinerlei Streit oder widersetzlicher Anstrengung aufgelegt.

Schon wurde daher ein entscheidendes Vorhaben mit dem alten Vater Miltenberg in Ueberlegung genommen, als plötzlich des letzteren Tod, am 2. Juni 1813, den Verhältnissen eine andere Gestaltung, zugleich auch unserer Verbrecherin neue Erfahrungen verlieh, ohne welche ihre bevorstehende nächste Schreckensthat vielleicht noch nicht so

bald zur Reife gediehen wäre. Wir hören sie selbst in ihrer schriftlichen Erzählung (vom 17. October 1829).

„Meine seligen Eltern hatten das Glück vom lieben Gott, stets gesund zu seyn, und so habe ich, als junges Mädchen, nie Gelegenheit gehabt, an Kranken- oder Sterbebetten zu seyn; daher sehr unerfahren. Mein seliger Schwiegervater war der erste, den ich, in meinem damaligen Alter, pflegte. — Eines Morgens bringe ich meinem seligen Schwiegervater Kaffee hinauf und will ihm sein Bette machen, dieses that ich jeden Morgen. Sitzt er am Tische und sein Bette war gemacht. Ich frage ihn, ob er das selbst gethan habe? „„Nein,““ ist seine Antwort, „„aber ich habe hier auf meinem Stuhle schön geschlafen;““ hält aber den Kopf ganz schief. Ich denke: dieses kommt daher, er hat sich erkältet. Ich rufe Miltenberg, der sagt: „„Vater hat gewiß einen Schlag bekommen.““ — Gegen Mittag legt er sich zu Bette und meine Eltern kommen her. Die Nacht bleibe ich bei ihm. Ach, denken Sie, ich mußte mich vorne bei ihm in's Bette legen und seinen Kopf legte er auf meinen Nacken. „„Ach, wie weich liege ich nun,““ ist seine Antwort, und so schliefen wir beide eine ganze Stunde. — Die andere Nacht blieb ich wieder bei ihm; da stand er um zwei Uhr auf, nahm mich am Arm, führte mich an seine Commode, sagte: „„wenn ich sterbe, sollen Sie das Geld haben, welches rechter Hand liegt, für die Kinder.““ Seine Schlüssel hatte er im Bette versteckt; hierin war er sehr eigen.[26]) — Den andern Tag wurde er sehr krank und die dritte Nacht blieb Mutter bei ihm, und des Morgens neun Uhr schlief er sanft ein. — Mit den Geldern in der Commode sagte ich gleich meinem Manne.[27]) — Wie mein Schwiegervater

todt auf seiner Stube lag, bin ich im Dunkeln hinauf gegangen, habe ihm die Hand gedrückt, daß selbst meine Mutter und unser Mädchen sich wunderten; ich hatte nicht die mindeste Furcht vor ihm." u. s. w.

Noch war die Leiche nicht beerdigt, so durchsuchte schon Miltenberg, in der freudigen Erwartung, durch das Vorfinden bedeutender Schätze an baarem Gelde seine drückende Lage nun erleichtern zu können, alle Ecken und Winkel der Wohnung; doch, abgesehen von einigen wenigen Goldstücken, die man fand, ohne Erfolg. Nur das Mobiliar, mit Ausnahme der Gemäldesammlung, worüber der Erblasser zu Gunsten der Enkel verfügt hatte, bildete mit dem Wohnerbe sammt Nebengebäuden, wovon etwa ein Drittel oder Viertel des Werths mit Schulden belastet war, den Nachlaß. Miltenberg, wollte er sich vor seinen Gläubigern retten, wollte er zu neuen Bedürfnissen die Mittel finden, sah sich mithin zu weiterer Verpfändung seiner Grundstücke genöthigt; doch eine finstere Gewalt leitete alles anders.

Vater Timm, angetrieben sowohl durch die Kraft der Geldliebe, als die Sorge für die Zukunft seiner geliebten Tochter, nahm mit aller möglichen Entschlossenheit die schon vor dem Tode des alten Miltenberg gehegte Idee einer Vermögens-Entsetzung seines Schwiegersohnes wieder auf, wandte sich an seinen gelehrten Freund, den Stifter der unglücklichen Ehe, eröffnete demselben, „daß seine Kinder Haus und Hof ohne kräftige Dazwischenkunft verlieren werden," und bat den Herrn Magister „um Verfertigung eines schriftlichen Instruments, kraft dessen sein ausschweifender Schwiegersohn, mit Abtretung des ganzen Immobiliar- und Mobiliar-Vermögens an ihn,

außer Stand gesetzt werde, das ohnehin schon verschuldete Erbe weiter zu belasten."

Wie Miltenberg diesen Plan aufnahm, läßt sich schon aus dem oben Angedeuteten abnehmen: eine völlige Erschlaffung, die jetzt durch die getäuschte Hoffnung, viel baares Vermögen zu finden, noch vergrößert war, ließ ihn der gutgemeinten, in das beste Gewand gekleideten Absicht des alten Schwiegervaters wenig entgegensetzen. Hinzu kam, daß sein leidender Zustand gerade jetzt ihm eine vor geraumer Zeit erhaltene Prophezeihung, daß er sein drei und dreißigstes Jahr nicht lange überleben werde, lebendig vor die Seele führte.[28]) So versank er oft, den Stachel seines unseligen Lebens im Herzen, die Bürgschaft des Todes in Mark und Beinen, in düstere Melancholie, worin nur selten ein Strom heiß geweinter Thränen ihm die Brust um etwas erleichterte. So einst, wie die Verbrecherin erzählte, „ist er auf dem Boden, seine Tauben zu füttern, bleibt aber länger, als gewöhnlich, oben. Wie er nun herunter kommt — ach! schreckliche Erinnerung! — hat er so bitterlich geweint. Wie ich ihn frage: „„ach"" sagt er da, „„mein Herz hat Luft bekommen; nach meines Vaters Tode konnte ich nie weinen; diese Thränen fließen für meinen Vater.""

In der That konnte in dem Urtheile der Frau, welche das Leben nur nach Eingebungen ihrer Gelüste, nur nach äußerer Genußfähigkeit zu schätzen gelernt hatte, der Werth des elenden Daseyns ihres Ehemannes wohl zur Nullität herabsinken. Und so war es wirklich: der Wahn, daß das Leben desselben zu weiter nichts nütze sey, als nur zu seiner eigenen Qual, wurde bald zur festen Ueberzeugung; denn ihn pflegten und nährten alle Kräfte einer leiden-

schaftlich verblendeten Phantasie, welche ihr wachend und träumend in der Trennung von Miltenberg das höchste Ideal des Lebensglückes vorzauberte.

Ihre Ungeduld erholte sich nun wiederum bei einer sogenannten Wahrsagerin Raths und erhielt die tröstliche Verheißung: „ihre ganze Familie werde aussterben und sie allein übrig bleiben, um dann sehr gut leben zu können,“ was die Verbrecherin einst selbst, bei Miltenberg's Lebzeiten, wie ein Zeuge, Carl August Christian Straßner, bewahrheitet, dessen verstorbener Frau anvertrauete.

Nun glaubte die Verbrecherin bald an die Nothwendigkeit, daß ihr Mann sterben müsse, mit einer desto festeren Ueberzeugung, je dringlicher sie es wünschte.

Ihn todt zu wünschen war also der erste Beginn seiner Ermordung, und bei dem Zustande ihres Innern um so natürlicher, da Miltenberg unlängst in Gegenwart seiner Fran leichtsinnig genug zu der Aeußerung gegen eine Freundin derselben, deren Schwester an unheilbarer Krankheit darnieder lag, gewesen war: „was sind das für Aerzte, daß die ihr nicht ein wenig nachhelfen! ihr ist ja doch mit ihrem Leben nichts gedient.“

Jetzt verarbeitete ihre geschäftige Phantasie die Möglichkeit, das so Wünschenswerthe selbstthätig herbeizuführen. Es fiel ihr ein, daß ihre Mutter früher wohl zur Vertilgung der Ratzen und Mäuse Gift gelegt hatte und daß wohl auch Menschen davon sterben möchten. Mit dem Sterben selbst war sie vor einigen Wochen beim Tode ihres Schwiegervaters bekannt geworden, und nichts Grauen-Erregendes war ihr dabei aufgestoßen. — Einige Monate früher hatte sie Kotzebue's Graf Benjowsky

aufführen sehen, ein Schauspiel, worauf die irgendwo zu lesende Kritik des von demselben Verfasser stammenden, Menschenhaß und Reue, paßt: „ein Stück mit fader Sentimentalität, verbrecherischer Lüsternheit, fromm=geschminkter Sünde und geistesbeschränkter Tugend, mit Lumpigkeit und Unsinn,“ welches jedoch unserer Verbrecherin ausnehmend gefallen und in manchen Einzelnheiten unvertilgbare Eindrücke hinterlassen hatte. Wie aus ihrer Seele hatte Feodora gesprochen: „O, es ist ein köstliches Ding um ein Weiberherz! in der Tiefe immer Wellen, und oben immer eine glatte Fläche.“ Mit Empfindung wußte sie noch nach länger als sechszehn Jahren in ihrem Gefängnisse das Haupt=Interesse des Stücks in der Liebe eines jungen Mädchens zu einem Manne, der „Gatte und Vater“ war, anzugeben, und unmöglich konnte schon wenige Monate nach Aufführung des Stücks der Eindruck erloschen seyn, den die Rolle des Kasarinoff auf sie mußte gemacht haben. Ein Scheusal, fähig ohne alles Motiv die Vergiftung des Grafen zu beschließen, und gleichwohl bald darauf vor unsern Augen eine That edelmüthiger, sich selbst aufopfernder Liebe zu vollbringen, welche die Herzen der Zuschauer für ihn einnimmt.

Mit einer Freude, wie wenn man ein Räthsel löset, mit dem behaglichen Gefühle der siegenden List, welches sie früher bei der glücklichen Oeffnung der verschiedenen Cassen empfunden hatte, durchzuckte sie plötzlich der Gedanke, in der Kraft des Giftes den Schlüssel zur Erreichung dessen gefunden zu haben, was ihrem Glücke fehlte. — Was so unglaublich ist angesehen worden, daß gleich der erste Gedanke des Mords auch fester Ent=

schluß gewesen, stellt sich in der That aller psychologischen Erfahrung völlig gemäß dar. Die Verbrecherin war längst nach und nach zum tiefsten Falle in jeglicher Versuchung vorbereitet; sie hatte aufgehört, oder vielmehr nie angefangen, eine Stimme des Gewissens anzuerkennen, und war längst gewohnt, ihre gesammte Umgebung nur als Mittel zur Befriedigung ihrer Lüste, als Werkzeug zum Bau ihres Wohllebens, auf sich einwirken zu lassen. Nur die Verbergung ihres selbstsüchtigen, verbrecherischen Treibens war ihr stets die einzige Rücksicht bei ihren Handlungen; denn ohne diese Verheimlichung würde sie in dem auf sich gezogenen Hasse der Menschen den Zweck ihres Handelns, sich zu beglücken, selbst zerstört haben.

Hätten vielleicht die entsetzlichen Begriffe von Gift und Mord zuerst etwas Abschreckendes haben können, so hüthete die gleißende Stimme des Schlangenlugs in ihrem Inneren sich wohl vor dem Gebrauche dieser Namen, und bediente sich statt derselben nur des Ausdrucks: Etwas geben. Wie denn die Verbrecherin auch später selten jene Namen nannte, sondern stets nur so sich ausdrückte; gleichsam als ob die Missethat mit ihrem Namen auch ihre Natur ablegen könne; wie es der Thäterin gelungen war, mit Vermeidung des äußeren bösen Scheins (ähnlich jenen Namen), im Auge der Welt auch die Anrechnung der Laster zu vermeiden.

Aber bei aller Entschlossenheit der Verbrecherin, ihrem Manne etwas zu geben, war dies doch eine neue, bisher nicht geübte Art der Erreichung ihrer Zwecke, und wie sie früher vor Entdeckung oder Mißlingen ihres ersten Diebstahls gezittert haben mochte, so war sie auch jetzt in dem Gedanken an die glückliche Ausführung

ihres Vorhabens nicht ohne Sorge. Doch es liegt in der Natur jeder Sünde, je länger das Gemüth des Menschen sich damit beschäftigt, desto mehr verdunkelt sich alles, was davon abzuhalten vermocht hätte, so auch der Schrecken der Furcht. Wir hören hierüber unsere Verbrecherin selbst reden, in einem schriftlichen Geständnisse, welches, nach mancherlei vorhergegangenen, absichtlich und unabsichtlich falschen Angaben, unsern vollen Glauben verdient.

„Eines Tages" (Ende Juli; etwa acht Tage früher war ihr zuerst der bestimmte Gedanke des Mords durch die Seele gegangen) „sage ich zu meiner seligen Mutter, ich hätte bemerkt, daß oben auf unserer Bettkammer Mäuse sich aufhielten, ob sie wohl Rath dafür wüßte?" (Die Heuchlerin verleugnet sogar ihre Bekanntschaft mit dem Giftmittel der Mutter.) „Meine selige Mutter verspricht, mir etwas zu besorgen."

„Eines Tages bringt sie auf einem Brett kleine Stücke Schwarzbrodt, worauf Arsenik gestreut, legt es selbst auf die Kammer, verschließt selbige, giebt mir den Schlüssel, sagt zu mir: „„sey um Gotteswillen vorsichtig, daß niemand von den Kindern hinaufgeht, es ist Gift.""

„Einige Tage nachher gehe ich auf diese Kammer, nehme dieses Gift in die Hand, welches ich mit einem Messer von den Butterbrödten abkratze, als hätten es die Mäuse abgefressen, und nehme es mit in meine Stube, will es Miltenberg geben, — kann aber nicht dazu kommen, werde ängstlich, lege es, in Papier gewickelt, in meine Commode."

„Einige Tage später sagt meine Mutter: „„ich will doch mal zusehen, ob die Mäuse auch dabei gewesen sind,""

ja, sage ich geschwind, Mutter, sie haben es alle aufgegessen....“

„Bitte sie, doch noch etwas zu bringen, welches sie auch thut.“

„Mehrere Wochen kämpfte ich mit mir selbst. Endlich, an einem Morgen, fasse ich den schrecklichen Entschluß und gebe meinem Mann auf seinem Frühstück etwas davon.... Wie er dieses verzehrt hat, geht er gleich aus.“

„Während seiner Abwesenheit gehe ich oft oben hinauf und sehe aus dem Fenster, und denke: wenn er nun mal unterweges stirbt und sie bringen ihn dir todt zurück....“

„Auf einmal tritt Miltenberg in's Haus, sieht blaß aus und geht zu Bette.“ (Er bekam peinlichen Durchfall, fürchterliches Erbrechen u. s. w.) „Den andern Tag geht er umher, legt sich aber wieder, und dieses hält wohl einige Tage an .... bis er zuletzt recht bettlägerig wird.“

„Wie er acht Tage krank gewesen, kommt er, am Stocke gestützt, die Treppe herunter, zeigt mir den Wagen, welcher auf unserer Diele stand und den er selbst verfertigt hatte, mit den Worten: „„wenn ich sterbe, verkaufe diesen Wagen und laß mich davon beerdigen.““ Denken Sie, wie mir dies durch's Herz gehen mußte! Wenn er da einmal gewußt hätte, daß ich seine Mörderin war! Dieser Kutschwagen hat ihn auch zum Kirchhofe begleitet.“

„Vier Tage vor seinem Tode gab ich es ihm an Hafersuppe.“

„Die letzten vier Tage konnte ich mich nicht seinem Bette nahen; es war immer als ahnde mich, er wisse es, daß ich ihm Gift gegeben hatte. Gewöhnlich blieb ich an der Thüre stehen.“

„Einmal bildete ich mir ein, als wollte er aus dem Bette springen und mich schlagen. Sein Blick war immer böse, wenn er mich ansah; aber das habe ich mir eingebildet, denn seine Augen waren ganz roth, daher bildete ich mir dies ein. Geahndet hat er nichts von der Vergiftung. Er bat ja Gottfried, mich nicht zu verlassen.“

Acht Tage vor Miltenberg's Tode mußte Gottfried in Geschäften nach Oldenburg reisen; beim Abschiede sagte ersterer zu ihm, im Beiseyn eines dritten Freundes: „Gottfried, lebendig findest du mich nicht wieder, wenn du zurück kommst. Ich weiß, du hast mit meiner Frau zu thun gehabt; ich vergebe dir gern. Versprich mir, sie nicht zu verlassen und nimm dich der Kinder an.“

Die Leiden des Unglücklichen stiegen unerhört: in seinem Schmerze krümmte und wälzte er sich, flog oft hoch in die Höhe und schrie, wie rasend. Am Tage vor seinem Tode benutzte er einen ruhigeren Augenblick, in Hinsicht auf sein bevorstehendes Ende und die Unordnung seiner Geld-Angelegenheiten, dem alten Timm zu sagen: „Vater, Sie haben einen schweren Berg vor sich; sehen Sie zu, daß Sie hinüber kommen.“

„Frau Meyern, meine frühere Wärterin, eine alte brave Frau,“ bemerkte die Inquisitin, „hat den Seligen ganz vorzüglich liebevoll behandelt und (ihm) zuletzt die Augen zugedrückt.“

Die Mörderin ließ sich am Sterbebette nicht sehen. Etwa eine Stunde vor dem Sterben des schwer Leidenden (1. October) wurde nach ihr gerufen, um sie Zeugin seines letzten Kampfes seyn zu lassen. Aber sie kam nicht.

Er endete nun — entsetzlich. Lautes Brüllen verkündigte die letzte Anstrengung der Natur, und ein Blick des Wahnsinns ließ, als endlich die Pulse stockten, die Mischung der Seelenangst mit den Schmerzen des Körpers nur ahnen.

Da trat, vom Toiletten-Tische, Madam Miltenberg herein, wie eine Siegerin, angethan mit allem erdenklichen Putze der Gefallsucht. — Doch nach solchem Uebermaße des Gräulichen wird das Herz des Lesers sich nach einem Ruhepunkte sehnen; wir gönnen ihn uns und behalten die weitere Entfaltung des Lebens der Verbrecherin dem nächsten Abschnitte vor.

IV. Abschnitt.

Die Mutter-, Kinder-, Vater- und Bruder-Mörderin. Zweite Ehe mit Gottfried. Vergiftung desselben. (1813...1817).

Wirft man, nach Betrachtung dieser ersten Mordthat, vor weiterer Verfolgung der Geschichte, einen Blick auf das Innere der Mörderin, wie es sich nach ihren eignen Mittheilungen darstellt, so kann dem Menschenkenner ihre Anlage schon zu jeder noch so unnatürlichen Handlung nicht entgehen. Als sie ihrem Manne die erste Gabe Gift reichte, da kannte sie dessen zerstörende Marterkraft noch nicht; lange hatte sie ihn jetzt daran leiden sehen, als er, am Stocke gestützt, von liebender Sorge für sie getrieben, sich die Treppe hinunter bemüht. Dies geht ihr durch's Herz, mit dem Gedanken: „wenn er einmal wüßte, daß ich seine Mörderin war!" und erweckt dennoch weder Mitleid noch Reue. Im Gegentheile; es spornt sie an, ihm auf's Neue Gift zu reichen. — Keine Schrecknisse der Mordthat, kein Grausen beim Anblick der entstellten Leiche, Nichts vermag in ihrem durch das Laster verhärteten, selbstsüchtigen Herzen die Stimme des Gewissens zu wecken; sie vernimmt nur die Furcht vor Entdeckung und die Mahnung zu gleißender Heuchelei. Als ihr Ermordeter mit dem Tode rang, das laute Brüllen

seines Schmerzes das Haus erfüllte, da vermochte sie es, die durch diese Töne ihr in's Gewissen hallende Unruhe vor dem Putzspiegel zu beschwichtigen, das Scheusal ihres Innern vor ihren eignen Augen zuzudecken durch Schmuck und Schminke und freundlich-milde Grimassen. — Eine scheußliche Selbstgefälligkeit, genährt durch die Liebesbeweise der Ihrigen, wie durch eine zerstreuende und Werth-erlügende Wirksamkeit in äußerem Lebenskreise, thronte als ein Götze in ihrem Herzen. —

Den Tod ihres Schwiegersohns als eine große Wohlthat Gottes preisend, übernahmen die alten Timm's, zur Schonung ihrer Tochter, die Veranstaltung aller Bemühungen, welche einem Begräbnisse vorher zu gehen und den Schmerz des erlittenen Verlustes doppelt anzufachen pflegen. Die Wittwe brauchte sich um nichts zu bekümmern; und wenn die Rolle der Unschuld, die sie spielte, ihr nicht wenigstens noch einmal vor der Beerdigung den Hinzutritt zu der Leiche geboten hätte, so würde sie dieselbe nach dem Todestage nie wieder erblickt haben. —

„Als er nun ausgekleidet da liegt," so schrieb die Verbrecherin weiter, „gehe ich hinauf, um ihn noch einmal zu sehen. Aber wie erschrecke ich — sein Leib war hoch aufgeschwollen, der ganze Körper voller Flecken, und ich bekam einen schrecklichen Frost. — So etwas habe ich nie wieder gesehen. — Ich hatte Angst, daß Mutter sagen würde: „„Hast du ihm etwa was gegeben? er kriegt ja so braune Flecken!"" — Meine Mutter sagt zum Tischler: er möchte den Sarg gut mit Pech versehen; sie befürchte, der Körper möchte bersten; er solle bald beerdigt werden. Ach, denke ich, wenn er doch nur heute beerdigt würde! wenn der Körper birst und sie sehen das Gift darin liegen,

dann weiß deine Mutter doch gleich, wer es gethan hat." — „Ich war so bange, daß er geöffnet würde: wie freuete ich mich, als er in den Sarg kam! Auch beruhigte und erfreuete es mich sehr, als es nöthig gefunden wurde, den Sarg zu verpechen, damit beim Platzen der Leiche keine Feuchtigkeit herauslaufen könne. — Wenn meine Mutter hinaufging und die Leiche gesehen hatte, dann dachte ich immer: sollte sie auch wohl was ahnen? Oft dachte ich auch: nun müßte deine Mutter mal wieder zu der Frau in der Neustadt gehen.... Wie nun der Sarg zugenagelt wird, denke ich: nun müßte er von dem Klopfen wieder erwachen."

„Bei keiner Leiche habe ich mehr Angst gehabt, als bei des seligen Miltenberg seiner. Nach Miltenberg's Tode freuete ich mich sehr, daß meine selige Mutter mich nie fragte, ob wir auch noch Mäuse hätten. Solche Angst hatte ich davor bekommen; ich habe auch nie wieder etwas gefordert."

„Der Selige konnte, was ich jetzt einsehe, den ersten Todtenwagen bekommen und erhielt den niedrigsten. Keine Blume ist auf sein Grab gepflanzt." —

Einer besonderen Angst erwähnte sie noch, die sie empfunden, weil damals gerade der neue Kirchhof außer dem Heerdenthore erst angelegt, und noch keine Leiche darauf beerdigt worden. Sie habe immer gehört, daß ein neuer Kirchhof nach dem Namen der zuerst darauf bestatteten Leiche benannt werde, und deshalb sehr gefürchtet, der neue Begräbnißplatz werde künftig immer nur „Miltenbergs-Kirchhof" heißen; zum großen Glücke sei jedoch damals der sel. Herr Krug gestorben und dessen Leiche dort zuerst beerdigt; Miltenberg's sei dann die zweite gewesen.

Noch stand die Leiche über der Erde, als Gottfried, der von der Mörderin heftig Zurückersehnte, auf seinem Reisepferde vor dem Trauerhause erschien. Aber die verhängten Fenster waren ihm schon von ferne stumme Zeugen des Vorgefallenen, und in schonender Achtung vor dem Ernste des Todes lenkte er schweigend sein Pferd, langsamen Schritts, durch eine Seitenstraße zurück, um zu Fuße in aller Stille seine Wohnung zu erreichen. — Seine Gegenwart verdrängte bald aus dem Herzen der Mörderin auch selbst das Andenken an ihre Schreckensthat. Ihres Vaters verheißene Fürsorge fand auch bald genug Gelegenheit, dahin mitzuwirken. „Als Miltenberg noch über der Erde stand," erzählte die Inquisitin, „kam eine hochschwangere gemeine Person, womit er sich früher aufgehalten, auf unsern Hof und drohete, unter dem Fenster der Leiche, wenn das Kind zur Welt käme, wolle sie es mir in's Haus schmeißen. Dies setzte sie vier Wochen lang fort. Aber Vater beruhigte mich; ich solle nur auf ihn sprechen, die Person könne nichts machen." —

„Wie der selige Miltenberg todt ist, kommt mein seliger Vater weinend zu mir herunter mit den Worten: „„jetzt will ich mich deiner annehmen! du hast nach deiner Eltern Willen geheirathet."" Ach, wie treu hat er dies gehalten! Seine erste Sorge war die Beerdigung des Seligen. Dann suchte er alle Rechnungen hervor, die noch zu zahlen waren. Es war damals eine Zeit, wo ein großer Geldmangel war. Er dachte: ich hätte drei Kinder; er wollte mir einen Vortheil dadurch verschaffen, daß er (mit meinen Gläubigern) accordirte, ganz unter der Hand. Er nahm in dieser Sache Herrn W....ke in Rath, welcher eine Schrift aufsetzte und auch gleich erbötig war, für

seine Person zu zeichnen. Vater ging damit herum und nahm das Geld (die offerirten Procente) baar in die Tasche. Ach, noch sehe ich es: mein seliger Vater zog einen schlechten braunen Oberrock an, einen schlechten Hut auf seinem Kopfe, und machte mich schuldenrein. Wie er nun zu Hause kam, setzte er sich ganz erschöpft neben mir, mit den Worten: „„„da sind deine Rechnungen! es ist ein saurer Schritt für deinen Vater gewesen.““ Und nun sorgte er für gute Gesellen, für alles, was in Küche und Keller gehörte, und verschaffte mir allenthalben Credit. Er gab mir neue Holbücher auf seinem Namen, indem er mir sagte: ich solle nur Alles auf seinen Namen holen lassen.“

„Ich erinnere mich, als mein Vater für mich accordirte, daß dieses einen großen Eindruck auf mich machte. — Wie ich nun anfing, mein Geschäft als Wittwe fortzusetzen, war ich sehr besorgt, meinen Credit zu erhalten. Der selige Gottfried, wo er nur konnte, unter den Reisenden und Auswärtigen, mich recommendiren, war er darauf bedacht. Konnte ich für baar Geld billig kaufen und hatte ich nicht so viel in Casse, so durfte ich nur zu Vater gehen. Wenn ich manchmal um Geld verlegen war, schickte ich ein Par Zeilen an Vater, durch meine Adelheid. Wenn ich dann fragte: was macht Großpapa? sagte sie: „„„ganz freundlich ist Großpapa!““ Dieses kleine Wesen war schon so daran gewöhnt, daß sie oft sagte: „„„Mutter, bist du auch um Geld verlegen? dann schreib' ein Papier, dann geh' ich zu Großpapa!““ Ach, wenn mein Vater mir die Hand zum guten Morgen reichte, so war gewöhnlich eine kleine Gabe darin! — Er konnte so niedlich seyn! wenn er des Morgens vorsprach,

sagte er: „„„heute Mittag kocht die Mutter Pudding für dich!“““ und ließ mich bis 2 Uhr vergebens warten; bis er dann gestand, er habe mich vexirt.“ —

„Das erste Jahr nach Miltenberg seinem Tode nahm ich alle Vierteljahr mein großes Buch auf. Sah meine Holbücher nach, was eingekauft sey. Den ältesten Gesellen fragte ich, was noch auf dem Boden vorräthig sey. Und nun sah ich mein Haushaltungsbuch nach .... und ich fand, daß ich noch nicht viel übrig hatte; aber es war doch so viel verdient, daß ich bestehen konnte. Das erste Jahr nach Miltenberg seinem Tode konnte ich Jedem ehrlich zahlen und hatte 100 Thaler übrig. Es wurden mir auch unaufgefordert neue Holbücher eingesandt — das machte mich so glücklich, der Gedanke: du hast Credit!“

„Des Sonntags beim Kaffeetrinken schrieb ich meine Tafel ab. — Ein solches einfaches Buchführen habe ich immer von meinem seligen Vater gesehen; der machte es gerade so.“

„Ich hatte damals zwei Gesellen, zwei Lehrburschen, zwei Dienstmädchen; und an drei Herren mit Möbeln und Aufwartung vermiethet. Herr Th.... hatte den Mittagstisch bei uns. Elf Personen.“

Aus diesen Mittheilungen der Verbrecherin fällt auf ihr damaliges Leben ein so klares und bedeutsames Licht, daß es kaum eines Zusatzes bedarf. Merkwürdig spricht uns die für seine Tochter zwar gut gemeinte, doch betrügerische Mummerei des alten Timm an, womit er einen Nachlaßvertrag für die keineswegs insolvente, sondern sogar, durch den Besitz der kaum mit drittehalb tausend Thaler beschwerten Immobilien, reichen Wittwe zu erschleichen wußte.

Ueber Gottfried's Benehmen nach Miltenberg's Tode sind die glaubwürdigsten Geständnisse der Verbrecherin diese. „Nach meines seligen Miltenberg's Tode suchte der selige Gottfried alles hervor, meine Tage angenehm zu machen; ging keinen Abend in Gesellschaft. Er wußte, daß ich eine Blumenfreundin war, und so war er stets darauf bedacht, den kleinen Garten zu verschönern. Einmal, erinnere ich mich, ließ er eine Passionsblume in unsern Garten pflanzen; wie ich mich da so sehr über freuete, war seine Antwort: „„in unserm kleinen Garten sieht man die Allmacht Gottes."" — —

„Meine Kinder liebten den sel. Gottfried wie ihren rechten Vater. Wenn sie des Abends im Bette lagen und hörten sein Pferd vor der Thür, gleich hieß es: da ist unser Gottfried! Wenn sie des Morgens herunter kamen, statt zu mir, gingen sie zu dem Seligen, bei ihm in's Bette. — Gewöhnlich brachte er ihnen etwas mit, und hatte er es 'mal vergessen, dann ging er heimlich zu Boelsch und kaufte etwas Spielsachen. Dann umfaßten sie seine Knie und riefen: „„ach, mein guter Gottfried!""

Bei aller Vertraulichkeit des jetzigen Verhältnisses der Wittwe zu Gottfried blieb dennoch die Leidenschaft jener unbefriedigt. Eine abermalige Geschäftsreise, bald nach Miltenberg's Tode, kam ihm vielleicht, buhlerischen Anforderungen zu entgehen, nicht ungelegen.

Kaum hatte er die Stadt verlassen, so näherte sich Kassow seiner alten Liebschaft. Man traf sich bei Timm's, verabredete Zusammenkünfte bei dem Tonnenmacher S—g, welcher durch die Arbeit in Kassow's Weinlager von demselben abhängig war und in der Nähe wohnte; that sich dort mit reichlichem Genusse starken Eierweins gütlich,

wozu Kassow den Wein, seine Buhlerin die Eier mitbrachten, und trieben überhaupt ein Leben, welches eben so lasterhaft, als nach dem, was schon vorhergegangen, wohl zu erwarten war. — Aus den hierauf bezüglichen Geständnissen der Verbrecherin stehe nur Einiges hier. „Um diese Zeit schenkte mir Kassow sein Bildniß. Einmal habe ich mir auch zu Schulden kommen lassen, bin ich mit ihm einen Abend von 8 bis 9 Uhr spatzieren gegangen. Ach, meine gute selige Mutter, wäre ich deinen damaligen Warnungen gefolgt! Die Selige sah diesen Umgang und kam eines Abends zu mir und machte mich auf etwas aufmerksam, was ich unmöglich mittheilen mag. — Ach! sie hat wahr gesagt. — Da die Selige sah, daß mich die Tugend verließ: hätte sie sich doch an einen Geistlichen gewendet! vielleicht wäre ich damals noch zu retten gewesen. — — Aber auf mich konnte der liebe Gott nicht mit Wohlgefallen blicken. Ach, ich habe gelebt, als sey kein Gott." —

„Mein Heinrich ging oft hinüber nach dem Packhause; er bekam dann süßen Wein; ein Kind ist leicht hingezogen. Als mein seliger Miltenberg todt war, sagte Kassow zu mir: „„des kleinen Jungen will ich mich in Zukunft annehmen."" und ich bin überzeugt, er hätte es gethan. Denn Kassow sein Herz war brav und gut....."

Unter die Freuden dieses Umgangs mischten sich nicht selten die des Schauspiels. „Gleich nach Miltenberg's Tode," erzählte die Verbrecherin, „sah ich die Räuber aufführen: dies Stück hat mir von allen, die ich gesehen, am meisten gefallen."

Unterdessen war Gottfried von seiner Reise zurück gekehrt, und es ereignete sich jetzt ein die Verbrecherin

nicht wenig ängstigendes, daher ihr immer lebhaft erinnerliches Zusammentreffen der beiden Liebhaber. „Nach Miltenberg's Tode bin ich mit Gottfried zweimal im Theater gewesen. Als ich das zweitemal mit Gottfried da war, saßen wir unten im Parterre. Auf einmal sehe ich Kassow da stehen und mich immer ansehen. Ich bekomme solche Angst..., sage zu Gottfried: mir wird nicht wohl! ich geh' hinaus, und als ich draußen bin bitte ich ihn, mich zu Hause zu bringen. Unterwegs sagt Gottfried zu mir: „„hast du vielleicht Jemand gesehen und dich erschrocken?““ Ach nein, sage ich; und Gottfried ging wieder in's Theater. Der erste Act war noch nicht angefangen, als dies vorfiel. So lange Gottfried lebte, bin ich nie wieder hingegangen.“

Als sprechender Beweis der ungeheuern Selbstsucht unserer Verbrecherin, die für nichts sich interessirte, was nicht zu ihrem Wohlleben beitragen konnte, verdient die Bemerkung hier einen Platz, daß die großen politischen Welt-Ereignisse des Jahres 1813 ihr völlig gleichgültig blieben, und nach Jahren wie Ungeschehenes sich aus ihrer Erinnerung verloren hatten. Nur Eins wußte sie, auf ausdrückliche Veranlassung, als ihr aus jener Zeit erinnerlich anzuführen. „Einmal hat mich als Wittwe Herr Doctor F. sehr erfreut. Denken Sie! ich bekomme von der (Bequartierungs-) Deputation 35 Thaler eingesandt. Herr Doctor F. hatte gesorgt, daß ich nur auf einen halben Mann Einquartier gesetzt wurde. Bei dieser Gelegenheit habe ich Freudenthränen vergossen. Wenn Sie diesen Herrn sprechen, bitte, sagen Sie ihm doch, daß ich mich dieses noch mit dankbarem Herzen in meiner Gefangenschaft erinnere.“

Als zu Anfange des Jahres 1814 Mutter Timm sorgfältig das fünfte Wochenbett ihrer Tochter vorbereitet, in den Zipfel des Kopfkissens einen Kreuz=halben=Groten genäht, dem Betttuche eine wunderthätige Wurzel eingeheftet und alles fertig hatte, gebar die Wittwe am 6ten Januar leicht und glücklich ein Mädchen, welches wiederum, wie das verstorbene, Johanna genannt wurde. Das letzte Kindbett der Verbrecherin vor dem Tode der Mutter Timm. Sie theilte darüber schriftlich mit: „Meine selige Mutter hat mich wieder unermüdet vier Wochen gepflegt und dem Haushalte vorgestanden. „„Ach,““ sagte die Selige zu Herrn Sch., — dem bewährtesten Accoucheur, nachherigen Herzogl. Oldenburgischen Hofrath — „„der liebe Gott lasse Sie doch so lange leben, bis meine Tochter keine Kinder mehr bekömmt.““ Der selige Herr Sch. war immer so niedlich bei allen meinen Entbindungen! Gewöhnlich sah er auf seine Uhr und sagte: „„jetzt noch eine Stunde! länger müssen Sie mich nicht warten lassen.““ Denken Sie, einmal ging er selbst nach der Apotheke, um meinen Schmerz zu erleichtern, holte Medizin.“

In den ersten Tagen des April 1814, kaum sieben Monate nach Miltenberg's Tode, fand sich die Eitelkeit der geheimen Mörderin nicht wenig geschmeichelt durch die Bewerbung eines braven jungen Mannes um ihre Hand, ein Beweis der guten Meinung, welche man doch im Allgemeinen von der Frau hegte, hier aber auch wichtig, weil diese Bewerbung den ersten Keim zum Muttermorde anfachte. „Nach meines Miltenberg's Tode,“ so lauten die Papiere der Verbrecherin, „bekomme ich zwei sehr geschickte junge Leute in Arbeit, welche beide sehr liebreich gegen meine Kinder waren. Wenn wir den Mittag am

Tische saßen, schmiegten sich meine Kinder sehr an den einen Gehülfen an, mit den Worten: „„„ach Mutter, soll das nur unser Vater werden? er giebt uns so viel Fleisch..““ ich muß hier bemerken, wenn ich damals das jüngste Kind auf dem Schooße hatte, reichte dieser junge Mann den Kindern das Fleisch. Ich wurde oft heiß und verlegen.“

„Drei Monate war meine Johanne alt; kommt dieser junge Mann an einem Sonntage gegen Abend zu mir und macht mir persönlich seinen Antrag; ein treuer Versorger meiner Kinder zu seyn und zeigend, er habe ein Par gesunde Hände und Lust zu arbeiten.... Ich schlage es ab, unter dem Vorwand, mein Mann sey noch nicht lange todt und mein Kind noch sehr jung.“

„Nun theile ich dieses meinen Eltern mit und sage dabei, ich wolle nie heirathen. Darauf antwortet meine Mutter: „„„nicht wahr, du liebst Gottfried! mit unserm Willen geschieht das nie!““ und ich gesteh' es, Gottfried war damals der Gegenstand....“

„Was waren nun die Folgen! eine kurze Zeit nachher verließ dieser junge Mann meine Werkstelle. Ich wurde sehr traurig, denn er war der älteste Geselle, sehr geschickt. Ach, und so gut und so gefällig gegen mich! hatte so brave alte Eltern und Geschwister und Brüder, so daß ich gewiß ein glückliches Leben geführt hätte.“

„Vierzehn Tage hatte er mich verlassen, da lenkte der liebe Gott sein Herz und er kam wieder, meiner Werkstätte vorzustehen.... Und ich brach in Thränen aus, als ich ihn sah....“

Eine so schöne Gelegenheit zur Bekanntmachung der Anerkennung ihres liebenswürdigen Werths konnte die eitele

Heuchlerin nicht unbenutzt lassen. Mit affectirter, bescheidener Verschämtheit vertrauete sie jenen Heiraths-Antrag ihren Freundinnen; und selbst an Freunde ihres verstorbenen Gatten wandte sie sich „zu ihrer Beruhigung darüber, ob sie nicht wohl die Ausschlagung der Parthie dem Andenken ihres erst so kürzlich verstorbenen Mannes schuldig gewesen sey?“ — Daß sie diese Bewerbung auch Gottfried nicht werde verschwiegen haben, läßt sich erwarten. Darauf bezieht sich im Geständniß dessen völlige Aufrichtigkeit ungewiß. „Ich will Ihnen noch etwas gestehen, was niemals über meine Lippen gekommen ist. Gottfried sagte, als ich ihm den Antrag S....u's mittheilte: „„Ja, wenn ich das doch erlebte, daß du““ (wir nannten uns damals schon du) „„dich verheiratheteſt: die erste Kugel ginge durch meinen Kopf.““ Dies hat mir immer vorgeschwebt. Gottfried liebte meinen Umgang....“

In diese Zeit fällt nun auch der Verkauf der Miltenberg'schen Oelgemälde-Sammlung. Der Ertrag desselben, so wie des Verkaufs des großväterlichen Silbergeschirrs, belief sich auf 650 Thaler, welche Vater Timm, der letztwilligen Verfügung des alten Miltenberg gemäß, zum Besten der Enkel zinslich belegte.

Beim Verkaufe der Bilder wurde, neben mehreren andern, eines der vorzüglichsten Stücke durch die Maler, Herren Menken und Dreyer, erstanden; als sie aber ihre Gemälde abholen ließen, hatte die diebische Gewandtheit der Wittwe jenes werthvolle davon genommen und, mit Servietten umhüllt, in ihrem Kleiderschranke versteckt. Hier ist es d r e i z e h n Jahre lang, bis 1826, verborgen geblieben, wo die Verbrecherin, in einer Geldverlegenheit die Furcht der Entdeckung überwindend, es für 3 Louisd'or

verkaufte. Ein Diebstahl, welcher ihr keinen nennenswerthen äußeren Vortheil gebracht, dagegen, wie das Jahr 1827 in dieser Geschichte uns zeigen wird, ihr Gewissen eigenthümlich beunruhigt hat.

Zur Schilderung des Gemüthszustandes der Verbrecherin nach ihrer ersten Mordthat, wozu das Bisherige dient, gehört nun auch die Anmerkung einer jetzt sich offenbarenden Erregbarkeit der Mörderin zu geisterartigen Visionen, die gleichsam als Rächegeister ihres erstarrten Gewissens sie zu schrecken versuchten, anfangs unbedeutender, doch in späteren Jahren mit schauderhafter Gräßlichkeit, an geheime Gewalten des Geisterreichs mahnend. An der reinen Wahrheit des hierüber von der Verbrecherin Mitgetheilten, später auch oft durch das Zeugniß ihrer Umgebung Bestätigten, ist nach allen Umständen und zufolge untrüglicher Merkmale nicht zu zweifeln. Das erste dieser Art beschrieb die Mörderin wie nachstehend. „Einige Wochen nach Miltenberg seinem Tode stehe ich vor meiner Stube. Es war Abend und auf der Diele finster. Auf einmal seh' ich ein hell brennendes Licht ganz niedrig an der Erde die Hausdiele herauf schweben, bis vor meine Hinterstube; und da verschwand es. — Dieses habe ich drei Abende erlebt." —

„Ein andermal kann ich des Abends gar nicht die Diele herunter finden, und wie ich in die Höhe seh', kommt mir eine große Wolke entgegen.... Ach, denke ich, das ist Miltenberg seine Erscheinung. Dies letzte war im Sommer."

Auch gegen den Einfluß solcher Schrecknisse verhärtete sich die Mörderin. Sie vermied das Alleinseyn, war nie im Dunkeln und hatte, bis zu ihrer Verhaftung, die Gabe

eines festen Schlafs, sobald sie sich dazu niederlegte; was doppelt merkwürdig scheint, da schlaflose Nächte das Gewissen der Missethäterin wohl eher beunruhigt hätten.

Um Ostern 1814 bekam Madam Miltenberg ein neues Dienstmädchen, Beta Cornelius, deren unwillkührlicher Einfluß auf jene eben so sehr, wie ihr endliches unglückliches Schicksal unser Interesse in Anspruch nimmt. Sie war das Kind armer, doch ehrlicher, braver Leute; unter Entbehrungen groß geworden, zur Gottesfurcht erzogen. Große Einfalt, sowohl im edleren, als gewöhnlichen Sinne des Worts, arglose Gutmüthigkeit, anhängliche Treue, Fleiß, anspruchlose Bescheidenheit und eine angeborne seltene Verschwiegenheit, waren ihre hauptsächlichsten Characterzüge.

Ein solches Wesen war es, was Madam Miltenberg bisher fehlte: ihr Scharfblick erkannte in Beta bald eine Untergebene, der sie durch Herablassung und kleine Geschenke leicht die lebendigste Ueberzeugung einflößen könne, daß es keine gutherzigere, liebevollere und bessere Herrschaft in der Welt gebe, als ihre Madam. Und die aus solcher Ueberzeugung hervorgehenden Beweise von Hochschätzung, Anhänglichkeit und Liebe waren es gerade, deren das auf den feinsten Selbstbetrug instinktartig raffinirende Gewissen der heuchlerischen Verbrecherin bedurfte.

Nach und nach begann nun die Gährung der Motive zu weiteren Mordthaten. Die Verbrecherin fing an sich zu überzeugen, daß Gottfried's bisherige Zurückhaltung doch nicht allein in dem Bestande der Miltenberg'schen Ehe ihren Grund gehabt. Denn zwar überhäufte er sie mit Artigkeiten, lebte höchst vertraulich mit ihr, erfreuete sie, wo er konnte; aber er ließ sich keine Handlungen zu

Schulden kommen, woraus eine Verbindlichkeit zum Heirathen hätte folgen können, und nie sprach er von einer solchen Verbindung. Aus ihrer anfänglichen peinlichen Ungewißheit über den Grund dieser Zurückhaltung gelangte die Verbrecherin bald zu der Ueberzeugung, derselbe könne nur in ihren verwandtschaftlichen Verhältnissen liegen, in ihren Eltern und Kindern. Sie bekannte dem Verf.: „ich glaubte ohne meine Eltern mich besser nach meinem Willen verheirathen zu können. — Meine Eltern sahen nach Miltenberg's Tode wohl mein Verhältniß mit Gottfried, und da sagte Mutter oft: „„mit unserm Willen nicht!““ — Unmuthig betrachtete sie daher längst ihre Eltern, als ihr in ihren leidenschaftlichsten Wünschen widerwärtig. — Aber auch auf ihre, ihr so lästigen Kinder hatte sie, der sonderbaren Zurückhaltung ihres Galans nachspürend, seit geraumer Zeit verdrießliche Blicke geworfen, als wenn an dem Daseyn dieser Unschuldigen die Erreichung ihres höchsten Zieles scheitern könne. Ganze Tage lang schickte sie dieselben außer Hauses, um nur in ihrer Buhlerei mit Gottfried diesen nicht daran erinnert zu sehen; so daß ihre Freundinnen unter sich deshalb auf die Ursache solcher Vernachlässigung mit den Worten zürnten: „der abscheuliche Gottfried!“ und endlich der Mutter es offen heraussagten: „hör' mal, du machst dir nichts aus deinen Kindern!“ Man hatte in Erfahrung gebracht, daß die Wärterin, eine leichtsinnige Person, sich mit den Kindern gewöhnlich in einem Hause liederlicher Dirnen aufhielt; aber keine Bitten und Vorstellungen erlangten die Abstellung dieser Schändlichkeit. Mit erlogenem Unglauben an das Erzählte, mit erheucheltem Vertrauen in die Rechtlichkeit und treue Fürsorge der Wärterin, mit hundert

falschen Gründen, wußte die Mutter den Warnungen ihrer Freundinnen zu begegnen.

Noch erregte indeß das sehnsüchtige Begehren der Wittwe bei dem Gedanken an Eltern und Kinder nur Unmuth. Aber aus diesem widrigen Gefühle floß sehr natürlich ein Verlangen, daß, und dann die Frage: ob und wann es anders werde? Sie erinnerte sich vielleicht der vor Miltenberg's Vergiftung erhaltenen Prophezeihung, daß ihre ganze Familie aussterben werde, und es verlangte sie nach erneuerter Versicherung dieses Beginns ihres Glücks. Als nur erst dunkel die Möglichkeit einer selbstthätigen Hinwegräumung der Ihrigen ihrer Phantasie vorgeschwebt, wollte sie theils selbstbetrügerisch, wie das Laster es liebt, sich von außen näher bestimmen lassen, theils beabsichtigte sie durch Ausbreitung des Inhalts der Wahrsagereien, nämlich als der ihr „von der Vorsehung bestimmten Schicksale," künftigem Verdachte von Vergiftungen entgegen zu wirken. Beide Absichten wußte sie mit teuflischer Verschmitztheit zu erreichen. Wenigstens vier Kartenlegerinnen befragte sie nach einander um die Zukunft, und indem sie jeder deutlich genug die geheimen Wünsche ihres Herzens zu verrathen, somit das Wort in den Mund zu legen wußte, erhielt sie von allen die Wiederholung des Spruchs: daß ihre ganze Familie aussterben und sie allein übrig bleiben werde, um dann sehr gut leben zu können. So bekannte, im Untersuchungsverfahren, eins jener Weiber, (Jacob Ehlers Wittwe) voller Angst vor Bestrafung: „die Gottfried's, damals Miltenberg's, fragte mich einmal: ob ihr Vater lange lebe (n werde)? Ich sagte: es läge viel Trauer an ihrem Hause; ich könne nicht sehen, wer die Leichen wären;

allein ihre Verwandten müßten es doch seyn; ich glaubte, daß ihre ganze Familie ausstürbe." Fast Gleiches gesteht ein anderes Weib, Adelheid Becker; außerdem haben noch zwei namhafte, von der Verbrecherin damals um die Zukunft befragte Frauen dasselbe zur Antwort gegeben.

Ihres Antheils an der Hervorbringung dieser Sprüche sich bewußt, konnte die Inquisitin denn auch nie einräumen, daß sie dadurch zu ihren Handlungen irgend mit bestimmt worden, was sie vielmehr stets entschieden leugnete. Zwar erklärte sie in einem Verhöre: „ich kann nicht leugnen, daß ich nicht ganz frei von Glauben an diese Prophezeihungen war;" allein hierin liegt bloß eine Anerkennung ihres damaligen freiwilligen Selbstbetrugs.

Den grollenden Unmuth über ihre hinderlichen Eltern und Kinder vermochten auch deren erhöhete Liebesbeweise nicht zu lindern, welche der 6. März 1815, der Verbrecherin Geburtstag, veranlaßte. Sie selbst berichtetete darüber: „— — Ach, und in dem letzten Jahr, wo meine Mutter starb, wurde ich von meiner Mutter unerwartet an meinem Geburtstage überrascht. Es war 8 Wochen vor ihrem Tode. Mein Vater schenkte mir einen silbernen Strickring, den hatte die kleine Johanne auf ihrem kleinen dicken Arm hängen; Heinrich, aus seinem Spartopfe, eine Zuckerdose; Mutter eine Torte; und meine gute Adelheid ein Serviettenband, darein gestickt: dir lächle das Leben — schöne Worte! — Ach, und Gottfried .... ein kleines Schneeglöckchen und ein Gesangbuch und die Nacht schöne Nachtmusik, womit er mich oft überraschte. Mamsell Lüder und Herr Salcer — bei diesem gingen die Kinder zur Schule —

ein Gedicht, worin letzterer mir noch zwölf Kinder wünschte:

„„Kinder hören zu dem Glück
„„Zwölf soll sie noch haben.““

Dieser glückliche Tag kehret nie wieder.“

Solche Liebeserfahrungen dienten so wenig dazu, die Verbrecherin mit ihrer gegenwärtigen Lage auszusöhnen, daß sie vielmehr nur als Vorschmack einer ersehnten noch glücklicheren Zukunft, als Reizmittel, diese herbeizuziehen, wirkten. Sie schmeichelten der Selbstsucht dieser scheinheiligen Lasterhaften und bestärkten sie in dem Selbstbetruge, sich für groß und werth genug zu halten, um ihr vermeintes Glück durch den Untergang Anderer verwirklicht zu sehen.

Besonders wohlgefällig war es ihr, die Eltern um diese Zeit, wo der bevorstehende Verkauf ihres Hauses, um sich mehr in Ruhe zu setzen, dieselben dazu anregen mochte, öfters ihres Todes gedenken und den Wunsch aussprechen zu hören: „das wünsche ich mir vom lieben Gott, daß ich, wenn du einmal stirbst, dich nicht über acht Tage überlebe.“ „Mutter saß dann oft Abends,“ gestand die Verbrecherin, „und hatte ihren Kopf auf Vaters Schultern gelegt, wenn sie dies wünschten.“ „Oft konnte sich Vater auch so froh fühlen, wenn er früher stürbe, daß Mutter nicht nöthig habe zu arbeiten.“

So erlangte bei stetem Sehnen nach Gottfried der damit sich verschwisternde Wunsch einer Befreiung von den hinderlichen Eltern und Kindern allmählig eine bestimmtere Gestalt. — Der Wunsch wurde bald zur Unruhe, die nach und nach immer quälender den Genuß der Gegenwart störte, da die längst nur als Sündenmagd be-

schäftigte Phantasie der Verbrecherin ihrem Wahne stets neue falsche Gründe dafür vorspiegelte. Wären deine Eltern nur nicht dagegen, brauchtest du nur das Vermögen nicht mit deinen Kindern zu theilen, besäßest du sogar deren vom Großvater ererbtes Vermögen: dann würdest du, — so klang es immerfort in ihrem Innern, — bald im vollen Besitze Gottfried's seyn!

Daß mit der zunehmenden liebetödtenden Selbstsucht auch die Kunst der Heuchelei wuchs, läßt sich erwarten. Dieselbe ging jetzt durch Annahme eines Heiligenscheins, zu dem bisherigen Tugendscheine, in die verruchteste Sünde über. Redensarten wie die: „Gott schaut in das Verborgene!" „wir müssen die dunkeln Wege der Vorsehung in Demuth verehren," „was Gott thut, das ist wohl gethan," und ähnliche wurden ihr, mit Thränen im Auge, immer geläufiger. So klagte sie ihren Freundinnen, als ein ihr bevorstehendes unglückliches Schicksal: es sey ihr prophezeihet, sie werde alle ihre Kinder verlieren.

In den ersten Tagen des April 1815, gerade als Vater Timm nach 43jähriger Abwesenheit zum Besuche zweier noch lebenden Schwestern, mit seinem Landsmanne, Herrn Dörbaum, eine Reise in die Heimath zu machen in Begriff stand, erkrankte plötzlich Mutter Timm. Die Freude, welche dabei in dem Gedanken, dies könne eine Krankheit zum Tode seyn, die Miltenbergen bewegte, wußte sie mit äußerer Liebesthätigkeit, indem sie vierzehn Tage lang, Morgens bis elf und Nachmittags von zwei Uhr bis Abends spät zur Pflege hinüber ging, mehr als zu verbergen. Nach diesen Tagen mußte aber das vom alten Timm, unter Vorbehalt einiger Zimmer zur Miethe, an den Tischler Martin Bolte verkaufte Haus demselben

abgeliefert werden. „Und wie nun dieser Tischler einziehen will," erzählte die Gottfried, „wünscht meine Mutter, der Unruhe wegen, nach meinem Hause zu kommen. Ich freute mich, daß so eben mein Zimmer fertig (geworden) sey, denn ich hatte es (durch S....u) tapezieren lassen. Die Tapete schenkte mir Herr Dr...r. Knake trug sie (die Mutter) auf seinem Arm herüber. Die Nacht hat sie sanft geruht. Den andern Morgen frag' ich nach ihrem Befinden und sie erzählt mir, es sey ihr gestern Abend gewesen, als ob sie in ein Gewölbe gekommen sey." (Schmeichelei wegen der Größe des schönen Zimmers.) „Wie sie sich etwas aufrichtet sagt sie: „„ach, Miltenberg's, was will Herr Doctor sagen, daß ich in einem so schönen Saale als Kranke liege?"" Ach, da mache ich noch Spaß, mit den Worten: „„Mutter, du mußt denken, du seyst im Kindbette!"" Ach, da lächelte sie.... Eine neue grüne Jacke zog ich ihr an, ich sehe sie noch darin, mit aufstehendem Kragen, so daß sie ganz jung aussah.... Ohngefähr drei Tage nachher will ich etwas Kleidung für Mutter (aus deren Hause) herüber holen, gehe vor'm Schrank, sehe ein Papier mit Zwirn zugebunden, und darauf geschrieben R —— (Ratzenkraut; die Erzählerin wagt das Wort nicht auszuschreiben.) — gleich erinnere ich mich des seligen Miltenberg's; lasse das Papier unberührt." — „Ich weiß es, daß ich die (darauf folgende) Nacht mich immer damit herum quälte: wenn du nun doch keine Eltern hättest, so könnte dich doch Niemand hindern."

Was die Mörderin beim Anblicke des Gifts Erinnerung an Miltenberg nennt, war der Gedanke der Versuchung zur Wiederholung der Mordthat. Das be-

weisen auch alle hierauf bezüglichen Verhöre der Inquisitin. So z. B. drückte sie sich in einem derselben aus: „Es sey ihr (vor dem Schranke der Mutter) sogleich ein Papier in die Augen gefallen, worauf „„Ratzenkraut““ gestanden; so ordentlich, als wenn es ihr in die Wege gelegt worden, aber sie habe es unberührt gelassen.“ Wäre ihr Gemüth nicht mit dem Morde schon vertraut, wie Zunder zum Feuerfangen darauf vorbereitet gewesen: so hätte der Anblick des Gifts ihr nicht so, als sey es ihr absichtlich in den Weg gelegt worden, auffallen können, und sie würde es nicht hervorheben, daß sie das Papier anfangs unberührt gelassen. —

„Wie sie drei Tage bei mir war, sagten wir oft, wenn sie besser würde, sollte sie sich in dem kleinen Garten (vor den Fenstern des Krankenzimmers) recht erholen. Die Selige war eine Blumenfreundin. Gottfried war auf der Reise. Mehrere Mal sagte sie: „„wenn ich nun besser bin, soll Gottfried mich mal auf Limonade tractiren. Oft gab der selige Gottfried ihr ein Glas. Ach, das hat sie in ihrer Krankheit sehr oft erwähnt. Seliger Gottfried erfreuete Mutter oft mit Blumen. Ach, Gottfried hätte gewiß meine Eltern geehrt und geliebt.“

Als nach dreitägigem Aufenthalte im Hause der Tochter es mit der Krankheit der Mutter sich besserte, vermehrte sich der ersteren Unruhe und sie geht jetzt — vielleicht noch ohne weitern festen Entschluß — wieder hin zum Schranke der Mutter und holt in Papier ein Wenig aus dem so zauberisch wirkenden Pakete.

Acht Tage vergingen, ehe sie von diesem in ihrer Commode verborgenen Gifte Gebrauch machte; ihr Entschluß schwankte, so wie es sich mit der Mutter Krankheit zu

bessern oder zu verschlimmern schien. Doch nicht Gewissensbisse hielten sie von der Vollbringung der scheußlichen That ab; sie wollte nur nicht, wenn ihre Mutter vielleicht von selbst stürbe, ohne Noth etwas geben, und verbrachte daher eine Woche in gespannter Beobachtung der Leidenden.

Die Gattenmörderin hatte bald nach Miltenberg's Tode Schiller's Räuber aufführen sehen. Sie erzählte in ihrer Haft dem Verfasser, daß kein Stück je einen solchen Eindruck auf sie gemacht habe und meinte, daß es doch auch wohl kein zweites so schönes Schauspiel gebe. Damals noch, im September 1829, verlor sie sich erzählend in die lebhafteste Rückerinnerung und führte selbst, eitel auf ihr gutes Gedächtniß, wörtlich eine Stelle an, mit der Frage: „wer sagt es noch, Franz oder Karl?" Hiernach ist wohl nicht unwahrscheinlich, daß in jener verhängnißvollen Woche, vor der Vergiftung der Mutter, manche Stelle der Räuber nicht ganz einflußlos im Gedächtnisse der Verbrecherin geruhet habe. Wenn Schwartz fragt: „Kann man nicht.... immer ein Pülverchen mit sich führen, das einen so im Stillen über den Acheron fördert, wo kein Hahn darnach kräht?" Wenn Spiegelberg dem Karl, welcher eben die Todesarten aufzählte, nachflüstert: „Dein Register hat ein Loch. Du hast das Gift vergessen;" wenn Franz die Giftmischerei als eine Wissenschaft preiset; später den alten Daniel beschuldigt, er habe ihm Gift in den Wein geworfen, und über Werth und Unwerth des menschlichen Daseyns kalt und teuflisch vernünftelt: so sind dies Gründe genug, bei unserer Verbrecherin an die Wirkung des Stücks zu denken, die der Dichter selbst bei gewissen Menschen befürchtete, nämlich die einer Apologie des Lasters.

Mittlerweile wurde Mutter Timm bedeutend wohler. Einst saß an ihrem Bette die Tochter, als deren kleiner Sohn Heinrich herantrat, mit der Frage: „Großmutter, ist es wahr, daß dem Kinde, welches nicht gut an seinen Eltern thut, die Hand aus der Erde wächst?“ Dies Wort schnitt der Verbrecherin durch die Seele; aber statt abzumahnen, verstockte es sie. Noch an demselben Tage — es war ein Sonntag — faßt sie den Entschluß, nicht länger zu säumen, holt den Arsenik und bereitet, die Kranke mit dem Lieblingsgetränke zu erfreuen, ein Glas Limonade.

„Ich darf es Ihnen sagen,“ schrieb die Verbrecherin hierüber, „denken Sie: während ich das Gift einmache, giebt mir der liebe Gott ein herzliches lautes Lachen, daß ich erst mich selbst davor erschrak. Aber gleich besann ich mich, dies gäbe mir der liebe Gott ein, zum Beweise, daß so Mutter nun bald im Himmel lachen werde.“ [29])

„Als es getrunken war, flogen auf einmal drei Schwalben zur Stubenthür herein und setzten sich auf die Krone des Bettes. Ich erschrak davor, daß meine Knieen zitterten, und dachte: das bedeutet den erfolgenden Tod. Mutter sagte ganz ruhig: „„Sieh' mal! drei kleine Vögel!““ (Süh mal! dre lütje Vagels!) Nie kamen sonst Schwalben in unser Haus, nie nisteten da welche.“ [30])

Bald äußerte das Gift seine Wirkung, Erbrechen und Diarrhoe, und schon Tags darauf verlangte die Unglückliche nach dem Genuß des Abendmahls. Die Verbrecherin erzählte weiter. „Nun empfing meine Mutter das Abendmahl von Herrn Doctor R—m—d. Während er betete, hielt er einmal inne, weil sie schwach war.

„„Herr Doctor,““ sagte sie, bleiben stehen,““ und so sprach sie ihm leise nach....“

„Nun kam mein Vater; ganz ruhig reichte sie ihm die Hand, um ewig ein Lebewohl zu sagen....“

„Nun bat sie ihn, mich ja nicht zu verlassen, mit den Worten: „„du weißt, was auf ihr ruht!““ 31) dann sagte sie: „„drei und ein halber Thaler befinden sich in meiner Tasche, die habe ich für die Miltenberg's erspart zu einer Bettdecke..““ und da faßte sie seine Hand an, sagte: „„wenn ich noch etwas erflehen darf: daß du mir bald folgest!““ Seine Antwort: „„in zwei Monaten bin ich bei dir!““ und verließ sein Beßtes, was er noch hier besaß.“

„Wie Vater weg ist, reicht sie mir die Hand, sagt: „„wenn dein Bruder als ein Krüppel kommt: pflege seiner!““ Mein Bruder war damals Husar. Und... da hob sie beide Arme gen Himmel: „„ach, könnte ich doch alle deine Kinder mit mir nehmen!““ und nun bemerkte sie mir, was ich meiner Beta zum Andenken geben solle.“

„Erschöpft von diesem allen ruhte sie; und den andern Morgen war ihr ganz wohl; um 5 Uhr Morgens (den 2. Mai 1815) verschied sie....“

„Sechs Uhr kommt mein guter Vater, guten Morgen zu sagen, und ach! es war zu spät. Beide Hände schlug er weinend über seinem Kopf zusammen — — und kaum noch gehend, wieder in seine eigne Wohnung zurück.“

„Die Leiche wurde in Gottfried seine Stube gestellt; wie nun der selige Gottfried zurück kam, wollte ich sie heraus nehmen. „„Nein,““ sagte er, „„da schlafe ich ganz ruhig um; deine Mutter war ein Engel, die wollte ich wohl in mein Bette nehmen.““ Alle drei Kinder sind

nicht aus seiner Stube gekommen, bis den Beerdigungstag. — Nun sehen sie doch, daß Gottfried gut war."

„Im Sarge wurde meine Mutter immer besser aussehend und mein Vater glaubte, sie sey scheintodt; bis Herr Doctor H. ihn mit einem Spiegel davon überzeugte. Doch wurde die Beerdigung noch einen Tag ausgesetzt. Und mein Vater unter vielen Thränen sie zu Grabe begleitete...."

„Bei der Leiche meiner Mutter war ich so besonders ruhig! auch sah sie immer aus, als ob sie schliefe." (Eine Zeugin, Fr. Bleydorn Ehefrau, sagte aus: „bei ihrer Mutter Tode war die Gottfried lustig.")

„Nach meiner seligen Mutter Tode besuchte ich einen Abend meinen Vater. Da sieht er den Platz an, wo meine sel. Mutter gewöhnlich saß. „„Ach,"" sagte er, „„wie leer ist die Stelle! ach, hätte ich die Selige doch wieder, wenn ich auch weiter nichts von ihr hätte, als nur den Platz besetzt."" Da sah ich, wie er sie geliebt hatte. — Die Nacht dachte ich sehr viel darüber nach und konnte nicht schlafen." (Im Kampfe mit dem Entschlusse, dem Vater auch schon Gift zu reichen.)

Von dem aus dem Schranke der Mutter herüber geholten Gifte hatte die Mörderin noch eine Menge übrig gespart. Sie bedurfte dessen; denn ein entsetzlicher Entschluß, obgleich vielleicht nur dunkel in ihrem Innern gestaltet, — wie hätte auch sie selbst ein klares Bewußtseyn seines ganzen Umfangs auf einmal zu ertragen vermocht, — hatte Vater und Mutter und Kinder dem Tode geweiht. Der Wahn, als Erbin aller dieser Angehörigen, als freie, unabhängige Person, ihren Geliebten eher zur Heirath zu reizen, in Verbindung mit darin bestärkendem Aberglauben

an die Wahrsagereien, wodurch sie sich vielleicht als Werkzeug in der Hand eines einmal höher beschlossenen Schicksals zu betrachten selbstbetrügerisch geneigt war, — hatte das Verderben aller Ihrigen beschlossen. Geständnisse wie die der Verbrecherin einzeln entschlüpften: „Ohne meiner Eltern Einwilligung mochte ich mich auch nicht verheirathen,“ und: „hätte der selige Gottfried gewußt, daß ich so wohlhabend war, wie ich es jetzt einsehe, gewiß würde er mich nach Miltenberg's Tode geheirathet haben,“ — stellen das außer Zweifel.

Der Muttermord war ohne Hinderniß mit der größten Seelenruhe verübt worden. Blut macht aber mit Blut vertraut, oder, wie unsere Giftmörderin selbst sich ausdrückte: „nachher, (nach Miltenberg's Vergiftung) wie ich dieses mehr versuchte, so bin ich abgehärtet worden.“

Gestern erst war ihre Mutter beerdigt worden, als die Mörderin sich mit der fünfvierteljährigen Johanne, ihrem jüngsten Kinde — dem hinderlichsten in ihrer Buhlerei — allein in dem Hinterzimmer befand. Augenblicklich schien ihr die Zeit zur Vergiftung gelegen; und ohne zu schwanken reicht sie dem Kinde, auf Kuchen von der Begräbnißfeier seiner Großmutter, den Arsenik mit Butter festgeschmiert.

„Bei Johanne hatte ich einen großen Schreck;“ lautet eine schriftliche Mittheilung der Inquisitin, „um 5 Uhr (Nachmittags, bald nach dem Genusse des Gifts) wurde sie unwohl. Den Abend 8 Uhr saß Gottfried bei mir und erquickte die Kleine mit Wein und Wasser, wo sie ordentlich etwas ruhig durch wurde; gegen 10 Uhr geht Gottfried zu Bette, und als es 11 Uhr schlägt, sehe ich in die Wiege — ach Gott! da war sie todt. Ich rufe

Gottfried und gehe gleich zu einer Nachbarfrau. Ach Gott, denke ich, sollte dein Vater auch wohl etwas merken, daß du den Arsenik genommen hast?... Diese Angst hatte ich so lange, bis das Kind beerdigt war."

Dieser erste Kindesmord geschah am 10. Mai. So leicht und glücklich hatte die Mörderin sich seine Ausführung nicht gedacht. Wie vom Teufel durch Freude darüber begeistert schritt sie nun schnell weiter. — Ihr ältestes Kind, Adeline, war seit acht Tagen krank gewesen, als es, drei Tage nach dem Tode der kleinen Johanne, die Erwartung der Mutter, daß es sterben werde, täuschte und beinahe genesen aus dem Krankenzimmer zur Mutter auf deren Wohnstube kam. Diese gestand im Verhöre: „Wie ich sie (die Adeline) darauf in meiner Stube bei mir hatte und sie von ihrer Unpäßlichkeit beinahe genesen war, gab ich ihr den Butterkuchen (mit Gift) und sie starb nach einigen Tagen." (18. Mai.) Im Todesschmerze umklammerte das Kind seine Mutter. Sie blieb dabei ruhig.

Kaum war es eine Leiche, so suchte die Mörderin, vor den Leuten unter vielen Thränen, das oben (S. 79) erwähnte Oelgemälde des Englischen Mädchens hervor. „Je älter meine Adelheid wurde," lautet ihr Geständniß, „desto mehr wurde sie dem Bilde ähnlich. Wie sie nun starb, ließ ich einen schönen Rahmen darum machen und ehrte und nannte es immer meine Adelheid."

Inzwischen nahete auch Vater Timm's Ende heran. Sprechend sind hier die Geständnisse der Mörderin.

„Nach dem Tode der seligen Mutter besuchte Vater sehr oft das Grab und kehrte immer sehr gestärkt zurück." (Dies war ihren Wünschen widrig und im Contraste mit Folgendem:) „Wenn er mich besuchte, hörte ich, daß er

erst 1 Uhr zu Bette gegangen sey, aus der Ursache, wenn der liebe Gott ihn zu sich nähme, daß ich alles in Ordnung fände. Dann konnte er auch wohl mal sagen: „„ob wohl mein Versprechen erfüllt wird, bald bei Mutter zu seyn?““

„Wie er meine anderen beiden Kinder hatte zu Grabe begleitet, sagte er: „„bei deinem dritten Kinde ist dein Vater nicht mehr da!““ oder: „„deinen Dritten begleite ich nicht zum Kirchhofe.““

Nach solchen, der Mörderin immer vorschwebenden Aeußerungen des Vaters faßte sie, zwei Wochen nach Adelinen's Tode, an einem Sonnabend, den Entschluß zur Vollbringung des Vatermords. Sie holte auf's Neue aus dem Pakete des elterlichen Schrankes einen Vorrath Arseniks und harrete der ersten besten Gelegenheit. Diese bot schon Tags darauf sich dar.

„Mein seliger Vater kommt Sonntag Abend zu mir und ich gebe ihm Suppe, worin ich ihm G. gethan hatte. Als er selbige verzehrt, sagt er: „„wenn du mich so pflegst, wirst du deinen Vater noch lange behalten.““ Da erschrecke ich vor dem Wort: Pflege — und begleite ihn zu Hause; bleibe bei ihm, bis er sich zu Bette legt.“

„Die Nacht entkleide ich mich nicht, in der Angst, wenn ich gerufen würde. Vier Uhr des Morgens wurde angeklopft: es ist Jemand von Bolten. „„Vater sey niedergefallen und verlange nach mir.““ Wie ich hinkomme sagt mein Vater: „„gehe nicht von mir wieder weg.““ Ich bleibe auch. Den andern Tag ließ er Herrn Kramer zu sich, mit dem er sich eine Stunde unterhielt. Zu diesem Herrn hatte mein sel. Vater viel Vertrauen. Und die kommende Nacht 1 Uhr wird er so unruhig....“

(Zeugen, die ihn haben leiden sehen, schildern seine Schmerzen entsetzlich. Eine Zeugin, Hinnbeck Ehefrau, bewahrheitete: „die Gottfried war beinahe froh bei der Krankheit des Vaters," eine andere, Bleydorn Ehefrau, sagt, dieselbe sey lustig gewesen.) „Auf einmal fällt mir ein, daß die selige Johanne nach Wasser und Wein so ruhig geworden; ich gehe die Nacht nach meinem Hause und hole Wein. Dieses Beben und Angst kann ich nicht beschreiben... Wie ich wieder zurück komme — ach Gott! sitzt mein Vater an der Erde! ich helfe ihm in's Bett und er trinkt eine Tasse Wein; ach, und ich glaube der hat ihn betäubt; denn nicht lange nachher sprach er irre. Dann aber sagte er: „„eben seh' ich deine Mutter auf meiner Bettdecke mir freundlich zulächeln, als wolle sie sagen: bald sind wir wieder vereint."" Nun schläft er eine ganze Stunde.... Wie er erwacht zeigt er mir einen Kasten, sagt: „„wenn ich sterbe, so nimm ihn gleich mit nach deinem Hause, du wirst Alles darin in Ordnung finden, dafür bin ich die Nächte aufgeblieben. Und laß meine Leiche gleich nach deinem Hause tragen."" Zwei Stunden darauf starb der Brave." (28. Juni.)

— — „Ach! es drückt mich jetzt sehr, ich erinnere mich gar nicht, meinen Vater im Sarge gesehen zu haben. Sonst müßte ich mich doch etwas davon zu erinnern wissen. Auch habe ich ihn nicht ausgekleidet, viel weniger ein Papier gefunden; [32]) ich möchte beinahe behaupten, der Sarg sey schon in meiner Eltern Hause zugenagelt."

Nach der Beerdigung des Vaters, als alles glücklich und ohne Verdacht zu erwecken abgelaufen war, nahm die Erbin auch das Paket Ratzenkraut mit dem Reste seines Inhalts zu sich; gleich nach Timm's Tode hatte eine Zeugin,

die damals bei ihm sich aufhaltende kleine Marie D......, es noch mit Schrecken vor der Aufschrift im Schranke liegen sehen.

Nur das letzte Kind, der Knabe Heinrich, gerade fünf Jahre alt, war jetzt noch übrig. Seit zehn Wochen war der alte Timm beerdigt, als die unschuldige Frage dieses Kindes: „Mutter, warum nimmt dir der liebe Gott alle deine Kinder?“ der Mörderin einen Dolchstich in's Herz und damit zugleich die Kraft gab zur Ausführung des lange vorbereiteten Entschlusses. Sie reicht jetzt auch diesem Knaben Gift, dessen Wirkung mit furchtbarem Schmerz sich alsbald zeigte.

„Bei Heinrich bekam ich den zweiten Tag einen Schreck,“ lauten der Verbrecherin eigne Worte, „das Kind richtet sich ängstlich in die Höhe, und ich rufe Beta, sie solle mir geschwind Milch herein bringen — wenn in dem Augenblick eine fremde Person bei mir gewesen wäre, so hätte ich mich ja durch diesen Ausruf verrathen! denn Milch soll ja Gegengift seyn. Ob ich ihm (dem Heinrich) Milch gegeben habe, kann ich nicht behaupten; ich glaube er wurde (von selbst) ruhig.... Den dritten Tag verordnete ihm Herr Doctor O. ein Bad; wie er da heraus kam, ruhete er eine halbe Stunde. Auf einmal sagt er: „„O Mutter, wie lacht Adelheid! da steht sie auf dem Ofen.... da steht mein Vater.... bald bin ich im Himmel.““ — Nach Heinrich seinem Tode wurde ich krank.“

Nach unsäglichen Schmerzen war nun auch der Knabe (22. September) gestorben. In dem kurzen Zeitraume von Mai bis September hatte also die Entsetzliche Eltern und

Kinder, gleißend und in der Stille, einer Schlange ähnlich, weggemordet. Aber wie sehr sie auch bei ihren Umgebungen durch bitter vergossene Thränen und Erheuchelung „demüthigen Anbetens der dunkeln Wege der Vorsehung" jeden Verdacht von sich abzuwenden verstand: dennoch war die schnelle Folge so vieler Todesfälle zu auffallend, als daß die Mörderin von jeglichem Verdachte hätte frei bleiben sollen. Mit dem Tode dieses letzten Kindes verbreitete sich das Gerücht, es könne bei den Todesfällen im Miltenbergschen Hause nicht mit rechten Dingen zugehen, blitzesschnell, so daß die Freundinnen, mit theilnehmendem Kummer diese schändliche Nachrede der schwer Geprüften überbringend, sie aufforderten, des Kindes Leiche zur Auffindung der Todesursache seciren zu lassen, indem sie diese Rechtfertigung sowohl ihrer eignen Ehre, als ihren Freunden schuldig sey. — Schon zu sehr Meisterin in scheinheiliger Heuchelei, und schon zu abgehärtet gegen jede Furcht vor Entlarvung, willfahrete die Mörderin sofort jenem Verlangen; die Leiche des Knaben wurde geöffnet und jene hatte den Triumph, in Gegenwart vieler Zeugen, aus dem Munde des Arztes die Versicherung entgegen zu nehmen: „das Kind sey an einer Verschlingung der Eingeweide gestorben...." Eine Genugthuung, welche, nach allen Seiten listig verbreitet, bald kaum noch bei Einzelnen einen Schatten des früheren Argwohns zurück ließ.

So schien Alles gegen eine Unterbrechung der blutigen Laufbahn unserer Missethäterin sich verbündet zu haben. Vergeblich traf nach diesem letzten Kindesmorde eine schmerzliche Krankheit die Mörderin: sie erkannte darin keine warnende Vergeltung; das Maaß ihrer Unthaten war noch nicht voll. —

Die nun glücklich vorüber gegangene Gefahr selbst witzigte wiederum die Mörderin, der Möglichkeit eines künftigen ähnlichen Gerüchts kräftiger, als bisher, entgegen zu arbeiten: sie fügte jetzt zu der bisherigen Heuchelei und Freigebigkeit in Geschenken eine werkheilige Wohlthätigkeit. Wo sie von Armen hörte, da suchte sie als hülfreicher Engel des Himmels zu erscheinen, Kranken und Wöchnerinnen bereitete sie Speisen und erbot sich zur Pflege; ja welcher Wunsch eines Bedrängten ihr Ohr erreichte, den suchte sie zu erfüllen, zu übertreffen.

In dem Heiligenscheine solcher Gesinnung konnte sie denn auch nicht umhin, das Erbtheil ihres Vaters, in einem Stücke Landes bestehend, welches dessen bedürftige Schwestern immer noch in Besitz hatten, denselben auf Verwendung ihres Landsmannes Dörbaum unentgeldlich zu überlassen; eine den Ruhm ihres guten Herzens bedeutend erhöhende Uneigennützigkeit.

Geld fesselte das Herz der Verbrecherin nicht; hatte doch ihr Leichtsinn darauf nie großen Werth gelegt! war sie doch mit leichter Mühe zur Erbschaft der Ihrigen gekommen; da mochte es auch um so eher leichtfertig zerrinnen. Auch betrachtete sie die Kosten ihres Wohlthuns an Arme als nothwendigen Tribut, den sie ihrem mörderischen Handwerke schuldig sey; gleich wie mit reich dotirten Staatsämtern oft ein unvermeidlicher Aufwand verknüpft ist. Außerdem wußte sie sich fortwährend ohne viele Mühe Geld zu verschaffen: bald durch Anleihen, deren Erstattung in weitem Felde, bald durch listig für sich bewirkte Geschenke ihres anhänglichen Freundes Kassow. Sie spiegelte demselben die Ahnung ihres baldigen Todes vor, als eine Folge ihrer unglaublichen Leiden; und indem sie ihm

augenblickliche Verlegenheit um Geld zu dringenden Bedürfnissen vorlog, bestimmte sie ihn zu reichlicheren Spenden durch die beiläufige Zusage einstiger Erbeseinsetzung seiner Kinder.

Ihrem Ziele in Gottfried's Besitze stand jetzt, meinte sie, nichts weiter im Wege. Sie überredete sich, als freie unabhängige Person, als Erbin des Vermögens ihrer Kinder, werde ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit der baldige Sieg nicht fehlen. Ging doch die Raserei ihrer Eitelkeit, einem darüber in den Acten vorhandenen Zeugnisse zufolge, so weit, daß sie, gleich nach der Vergiftung ihres Sohnes, voll Entzücken über ihre nun wieder vorhandene Kinderlosigkeit, sich selbstgefällig die Aeußerung entschlüpfen ließ: sie könne doch jetzt wieder für eine Jungfrau gelten!

Allein mit Gottfried blieb's beim Alten. Er liebte nach wie vor ein gemüthliches Zusammenleben mit der Wittwe Miltenberg, bewies ihr Aufmerksamkeiten, selbst liebende Zuneigung bis zu einem gewissen Grade — aber von Eingehung eines ehelichen Bündnisses sprach er kein Wort. So war der Winter 1815 bis 1816 in stetem geselligen Verkehr Beider, aber in unbefriedigtem Verlangen der Wittwe, vergangen, als der nahende Frühling Gottfried wieder auf seine Geschäftsreise rief. Seine Abwesenheit hatte die Verbrecherin früher schon vorzugsweise zur Ausführung ihrer Mordthaten erwählt: auch diesmal sollte wieder, während er verreiset war, ein unglückliches Opfer fallen; es war ihr Bruder.

Zur größten Betrübniß seiner Eltern hatte sich derselbe, vermuthlich im Jahre 1812, im Münsterschen als Stellvertreter verkauft, war bei dieser Gelegenheit — so lautete wenigstens das Gerücht — zur katholischen Religion über-

gegangen und Husar geworden. Nach Jahren ging er nach Paris und ließ dann so lange nichts mehr von sich hören, daß man ihn zu Bremen allgemein für todt hielt. Diesem Gerüchte zufolge hatte seine Schwester kürzlich seine wenigen Habseligkeiten, welche sich im elterlichen Nachlasse vorgefunden, als alte Kleidungsstücke und dergl., nach vorgängiger Rücksprache mit einem Freunde ihres verstorbenen Mannes, verkaufen lassen, als er auf einmal, höchst unerwartet, im Mai 1816, zerlumpt und krüppelhaft in ihrem Hause erschien. Gern hätte die Schwester ihm den Eintritt verwehrt, wenn es, der Leute wegen, thunlich gewesen; kalt und unfreundlich wurde ihm ein ordentliches Zimmer abgeschlagen, indem man den unwillkommenen Gast in eine schlechte Kammer verwieß. — Ohne ihre widrige Empfindung über solche Rückkehr im Mindesten zu verbergen, theilte die Verbrecherin sofort jenem Freunde Miltenberg's die Neuigkeit mit: „denken Sie, mein Bruder ist wieder da! die Leute sagten alle, der wollte nicht wieder kommen; nun ist er ja doch wieder da!"

Der Grund dieses Widerwillens lag theils in der zerlumpten Gestalt des Krüppels, dem beide Füße im Kriege gegen Rußland erfroren sein sollten, und dessen die vornehme Dame sich schämte, theils in deren Besorgniß, von ihrem Bruder wegen Theilung des elterlichen Vermögens angesprochen zu werden, theils endlich in der unbestimmten Furcht, daß derselbe auf irgend eine Weise ihrer Verbindung mit Gottfried hinderlich werden könne.

Ihr Entschluß war somit schnell gefaßt: an einem Freitage oder Sonnabende — die Aussagen der Zeugen weichen hierin von einander ab — war ihr Bruder angelangt, am Sonntag Mittag wurde er mit einer Mahlzeit

Schellfisch vergiftet. Nach Tische geht er noch mit einem Jugendfreunde, R., zum Thore hinaus in ein Wirthshaus; allein bald überfällt ihn dort die tödtliche Wirkung des Arseniks, entsetzliches Erbrechen, bei den fürchterlichsten Schmerzen im Leibe, läßt kaum eine eilige Rückkehr des Unglücklichen nach Hause zu, wo höchst verwundert seine Schwester ihn empfängt.

Von den schriftlichen Mittheilungen der Verbrecherin über den Brudermord stehe hier nur Folgendes.

„Armer Johann! noch sehe ich dich in deinem Kittel zu mir treten: „„wie geht es dir, Schwester?““ — Ach, um dein Bischen Vermögen nahm ich dir das Leben. Du hattest mich noch nicht einmal gefragt, ob Vermögen da sey.... und ich, zwar mir unbewußt, so wohlhabend, konnte dich ganz versorgen, und wärest du der Ungesundeste gewesen. Es war ja die letzte Bitte meiner sel. Mutter, dich nicht zu verlassen.“

Da ein Par Jugendfreunde des Kranken häufig an seinem Bette erschienen, so hielt auch die Mörderin, um jedem etwaigen Verdachte zu begegnen, sich dort fleißig auf, mit sorgsamer Pflege zärtliche Liebe erheuchelnd. In ruhigeren Augenblicken erzählte er ihr dann, was sie weiter berichtet: „Nun ging er unter's Militär, wurde Husar und sehr schwer verwundet; und kommt in Lyon in's Hospital.... Viel Gutes hat er mir erzählt, wie die Nonnen ihn gepflegt haben.... Wie er von Lyon abreiset, haben alle Nonnen ihm Taschengeld gegeben. Wenn er nicht ein guter Junge gewesen, würde man dieses wohl gethan haben? Ein Verführer war mein Bruder nie; ach, wäre ich ihm hierin ähnlich geworden....“

„Auf seiner Reise von Lyon nach Bremen hat er größtentheils unter freiem Himmel geschlafen: man hat ihn nicht einnehmen wollen, weil er den Franzosen gedient. Er zeigt seinen Schein, daß er nicht mehr dienstfähig sey, demungeachtet will man sich nicht erbarmen.... Wie haben sich wohl meine verklärten Eltern gefreut, wie sie dort ihren Johann umarmt haben!...“

Mitten in seiner Krankheit mußte der schwer Leidende sich einen Transport aus seiner schlechten Stube in die höchste Dachkammer gefallen lassen, eine Grausamkeit, zu deren Entschuldigung die Inquisitin dem Verfasser schrieb: „....Nie habe ich dieses Ihnen jetzt Mitgetheilte sagen wollen; aber ich will es Ihnen anvertrauen.“ (Einleitung zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit.) „Als mein seliger Bruder zwei Tage krank gewesen, pflegt ihn Frau Arnold. Da kommt sie zu mir heraus, sagt, mein Bruder habe zu ihr gesagt, mit seinem Willen sollte ich nie Gottfried heirathen.... Gottfried ist in dem Augenblick auf der Reise und ich erwarte seine Zurückkunft. Denke, er müßte dich bei seiner Zurückkunft umarmen und dies sähe dein Bruder.... Da ich nun oben an drei andere Herrn vermiethet hatte, so mußte ich meinen seligen Bruder eine Treppe höher betten, was mir jetzt gewiß sehr wehe thut, wenn ich daran denke. W a r u m ich den Seligen o b e n bettete, werden Sie ohngefähr sich erklären —“.

„Eines Morgens sitze ich vor seinem Bette. „„Ach,““ sagt er, „„in Lyon kommen die Kranken nach dem Brunnen und baden!““ darauf frage ich ihn, ob er das wohl möchte? „„ja gerne,““ ist seine Antwort. Denselbigen Nachmittag fahre ich mit Herrn Ruhräh (seinem Freunde) nach Lilienthal zu Eberleins, (einer kleinen Badeanstalt) mache Alles

in Ordnung. Wie ich den Abend zu Hause komme, geh' ich vor sein Bette und will ihm die Nachricht bringen. Da reicht er mir die Hand, ruft: „„Herr Lieutenant! das ist gut, das Sie da sind! mein Pferd ist schon gesattelt!““ und nun sein Kopfkissen geküßt, laut gerufen: „„meine Jenny, meine Jenny!““ und dann: „„vive l'empereur!““ Ich schicke zu Herrn Doctor D. — und die Hirnwuth war dazu gekommen, und den andern Abend war er todt. (1. Juni.) Herr Doctor D. hat ihm die letzten Tage seinen Schmerz sehr erleichtert, und ich fürchte, dessen ärztliche Bemühungen nicht belohnt zu haben. Aber der liebe Gott läßt keine gute That unbelohnt.“ (!)

„Die gute Arnold, welche sich ihrer Hände Arbeit nähren muß und nur einen schwachen Körper hat, hat mir in Krankheiten treu beigestanden und meinem seligen Bruder die Augen zugedrückt.“

Die giftige Schlange war so klug, bei den häufigen Krankheitsfällen in ihrem Hause sowohl mit Aerzten, als Krankenpflegern, stets zu wechseln; selten, oder nie, behandelte ein Arzt zwei von ihr Vergiftete nach einander.

Alles, was nach der Wittwe Meinung Gottfried von einer Verbindung mit ihr hätte abhalten können, war jetzt weggeräumt, bis auf das von ihr bisher fortgesetzte Sattlergeschäft. Dies Handwerksmäßige aber glaubte sie, könne dem Kaufmanne ebenfalls anstößig seyn, und da sich die dabei nothwendige Thätigkeit der Hausfrau ohnehin schon längere Zeit in einer nach und nach eingetretenen Arbeitsscheue verloren hatte, so war der Entschluß, den Nahrungszweig des Sattlergewerbes aufzugeben, leichtsinnig gefaßt, übereilt ausgeführt. Bisher hatte die Führung des Geschäfts der Mörderin neben dem

Verdienste doch noch einigermaaßen einen äußeren Halt gegen die Stürme ihres höllischen Innern gegeben: auch diese morsche Stütze zerfiel jetzt, nicht unempfunden von der Verbrecherin, wie ein Geständniß beweiset. „Nach dem Tode meiner Eltern und Kinder und Bruders gab ich mein Geschäft auf, mein Haushalt wurde kleiner. Ich kam dadurch außer Thätigkeit — wie glücklich macht die Arbeitsamkeit! — jetzt war ich mir allein überlassen!" —

Jetzt war sie der Gewalt des bösen Geistes, der sich ihrer ganz bemächtigt hatte, völlig anheim gegeben. Es war nun die Zeit der gehofften Erndte gekommen, um derentwillen sie das blutige Tagewerk der Vernichtung ihrer Familie unternommen: aber anstatt des gehofften Besitzes, floh er, je näher sie ihm zu kommen wähnte.

Gottfried hielt seine Freundin, wie sie es denn auch war, für eine wohlhabende Frau. Seine eigenthümliche Neigung, auf Kosten Anderer zu zehren, fand bei ihr die beste Befriedigung, wie er denn, wie die Inquisitin betheuerte, oftmals zu ihr gesagt haben soll: „wenn ich dich eher gekannt hätte, so würde ich jetzt 3 bis 400 Rthlr. reicher seyn." Selten, oder nie, besuchte er noch Clubbs oder öffentliche Wirthshäuser; ohnehin meistens auf Reisen, behagte ihm mehr ein gemüthliches Daheimbleiben, um sich mit Gesang, Spiel oder Lectüre die Zeit zu verkürzen. Seiner Hauswirthin zuvorkommende Gastlichkeit sagte seinen Finanzen zu; ihre Liebkosungen mußte er sich theils aus Erkenntlichkeit gefallen lassen, theils schmeichelten dieselben seiner Eigenliebe.

Als er im Sommer 1816 von seiner Geschäftsreise, während welcher der Brudermord geschehen war, zurückkehrte,

wurde er von der Mörderin mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit empfangen und bald ausdrücklich zur Eingehung einer Ehe mit ihr aufgefordert. Allein wenn er hierzu bisher nie geneigt gewesen, so empfand er jetzt, sey es im Vorgefühle einer nahe bevorstehenden schweren Krankheit, oder in dunkler Empfindung eines gewissen, von Vielen verspürten, Grauens vor der Frau, eine noch entschiedenere Abneigung, und allerlei Gründe vorspiegelnd suchte er sie von ihrem Verlangen mit Freundlichkeit abzubringen. Welche Empfindung dieses Weigern in der Selbstsüchtigen erweckte, die sich als unabhängige, jungfräulich-kinderlose, erbschaftsreiche Wittwe unwiderstehlich hielt und im Geiste so lange schon nach Gottfried's Person, seinem (vermeinten) Vermögen und vornehmeren Stande die gierige Hand ausgestreckt hatte, läßt sich leicht ermessen und geht aus einem merkwürdigen Geständnisse hervor.

Gottfried erkrankte nämlich jetzt, und über diese Zeit führte die Verbrecherin häufig, als etwas ihr selbst beinahe Unglaubliches, an: „denken Sie, damals hatte ich Gift in der Commode, und doch fiel es mir nicht ein, Gottfried etwas zu geben!"

Es fiel ihr nicht ein, denn sie hoffte noch die Erreichung ihres Ziels durch List. Sie sorgte für eine eigne bewährte Krankenpflegerin (Frau Arnold), unterzog sich selbst jeder Dienstleistung, die die äußere Schicklichkeit erlaubte, und scheuete kein Geld, gleich als lebte sie bereits mit dem Leidenden in Gemeinschaft der Güter. Hierher gehört das Geständniß: „als Gottfried krank war, bedurfte er plötzlich des Geldes und bat mich darum. Ich erinnerte mich, ein Bremisches Staatspapier zu haben von 150 Thaler; ich schickte Beta noch Abends um drei-

viertel auf Zehne zu dem jungen Herrn B—dt auf der Obernstraße; sie möchte nur dafür bringen, was sie bekommen könne. Sie brachte 75 Rthlr., wovon ich 50 an Gottfried gab."

Dem endlich glücklich Genesenen, für so viel Liebesbeweise ihr dankbar Verpflichteten stellte sie jetzt ein Netz der Verführung über das andere, wodurch sie ein Zwangsmittel zur Ehe erhalten könne; doch erst der Sylvesterabend 1816, wo sie die Sinne des Geliebten mit starkem Getränke zu berauschen verstand, brachte sie zum Ziele. „Nun kam Sylvesterabend," lautet ein heuchlerisch beschönigendes Geständniß, „welcher unter den mehrsten Familien froh zurück gelegt wird. Dies war auch bei uns der Fall. In meiner Wohnstube saßen wir auf dem Sopha — tranken Punsch — und auch auf diesem Platz verließ uns die Tugend. Wie es zwölf Uhr schlug und das alte Jahr zurück gelegt war, ging der Selige in seine Wohnstube und ich in mein Bette. Wie ich den andern Morgen erwachte, ergriff mich eine traurige Ahnung. Es vergingen vier Wochen, wo nichts verbotenes geschah. Auch der zweite Monat verging unschuldig. Da wurde mein Befinden unwohl und ich entdeckte mich Gottfried und fing an heimlich zu brauchen," (abortus procuratio) „that schwere angreifende Arbeit; aber was Gott bewahrt, ist wohl bewahrt. Es kam bei mir der Gedanke: Gottfried liebt dich nicht, weil du dich so vergessen hast, und Vermögen hast du auch nicht.... So kämpfte ich immer mit mir selbst. Ich muß es Ihnen bekennen, Herr Doctor, daß ich dem Seligen viele bittere Vorwürfe gemacht habe. Da ich doch die einzige Schuldige war; denn der Selige war jung und unerfahren, und ich hatte fünf Kinder

gehabt und wußte, was aus solchem Umgange für Folgen entstehen. Da der Selige mir nie die Ehe versprochen hatte, so mußte von meiner Seite mehr Sittlichkeit beobachtet werden. Während vier Monate meiner Schwangerschaft machte der Selige mehrere kleine Reisen, die wohl drei bis vier Wochen anhielten. Oft kam ich auf den Gedanken: nun müßte Gottfried nicht zurückkommen und dich verlassen! — Da ich Ihnen, Herr Doctor, meinen damaligen Zustand schildere, so kann ich Ihnen mit Wahrheit sagen, daß ich keine Nacht in der ganzen Schwangerschaft bei dem Seligen verlebt habe, mich nie vor ihm entkleidet [33]), und, den Sylvester mitgerechnet, nur zweimal unter uns ein solcher Umgang Statt fand. Denn der Selige war kein Wollüstling; und ich glaubte mich noch immer selbst zu retten."

Zwischen Gottfried und unserer Verbrecherin entstand nun, wie es schon aus Obigem hervorleuchtet, doch anderweit näher bewahrheitet ist, eine wirkliche Zwietracht. Er war innerlich der Ueberzeugung, daß nicht er, sondern nur Kassow des Kindes Vater seyn könne; eine dunkle Ahnung geheimer Gräuelthaten mochte vielleicht seine Abneigung gegen die eheliche Verbindung verstärken, welcher er sich jetzt entschlossen widersetzte. — Die Wittwe, äußerlich wie eine bedauernswerthe Unglückliche in Thränen schwimmend, fühlte sich innerlich zu lebendigem Hasse entflammt. Gottfried's Person, als ihrer Sinnlichkeit nicht nach Wunsche dienend, war ihr schon gleichgültig; aber sein Rang und sein Vermögen — denn sie wähnte ihn reich, — Güter, um derentwillen sie so Furchtbares vollbracht hatte, sollten ihr nicht entgehen. Hinzu kam, daß die Furcht, unverehelicht Mutter zu werden, sie auf's Aeußerste ängstigte.

Drohete ihr doch darin der Verlust ihrer bei aller inneren Scheußlichkeit so glücklich bewahrten äußeren Ehre, und eben damit der bedeutendsten Schutzwehr gegen jede böse Verdächtigung. — Allein unerbittlich stellte Gottfried dem Gejammer über die Einbuße ihrer Ehre nur den Rath entgegen, daß sie „unten im Lande," wo er genaue Verbindungen hatte, heimlich die Wochen halten möge! Nun suchte sie mit Gewalt die unschuldige Frucht ihrer Sünde vor der Geburt zu tödten; doch vergeblich. Sie sah sich daher zu andern Mitteln genöthigt und vertrauete sich, Ströme von Thränen über ihr unglückliches Schicksal vergießend, in Gottfried's Abwesenheit einigen von dessen besten Freunden (Herrn ... ger und .....r) an, damit diese ihn zur Ehelichung bewögen. Und in der That vermochten die anhaltenden dringenden Vorstellungen dieser von Mitleid für die unglückliche Wittwe belebten Männer endlich über Gottfried die Kundmachung seines Verlöbnisses.

Doch hatte er kaum mit seiner Braut, deren Zustand schon sichtbar in's Auge trat, die gewöhnlichen Visiten gemacht, als sein Widerwille gegen die Heirath verstärkt erwachte. Er trat zurück. Die Braut lief nun abermals zu seinen Freunden; und wenn er gleich dem einen derselben mit Festigkeit entgegnete: „ich kann und will sie nicht zur Frau haben!" so erreichte doch zuletzt, zwölf Wochen vor der erwarteten Niederkunft, der andere das Ziel seiner unermüdlichen Vermittlung. Herr ...ger selbst besorgte Ende Juni 1817 die schleunige Proclamation seines Freundes, zweimal an einem Sonntage.

Unterdessen hatte die Weigerung Gottfried's das böse Gewissen der Mörderin mit der Angst gefoltert: „er könne

vielleicht etwas von ihren Thaten ahnen und sie deshalb nicht heirathen wollen.“ Dann dachte sie auch: „er liebt dich nicht, er nimmt dich jetzt nur gezwungen; du wirst doch nicht glücklich mit ihm.“ Jede dieser Befürchtungen war für sie ein hinreichender Grund, sich von seiner Person durch Gift zu befreien, ein Entschluß, der längst in ihrer Seele gereift, nur einer passenden Gelegenheit zur Ausführung bedurfte. Ob dazu auch schon eine neue Liebesneigung zu einem Herrn X., [34]) einem hübschen und reichen Manne, der bald eine bedeutendere Rolle in dieser Geschichte einnehmen wird, mitgewirkt habe, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Doch bekannte die Verbrecherin, daß dieser Herr schon seit zwei Jahren ihr durch Vorschüsse von Geld heimlich gefällig und daß er Gottfried stets ein Dorn im Auge gewesen. —

Sobald die Proclamation geschehen, war der passende Zeitpunkt gekommen: wenn irgend, so konnte doch gerade jetzt, wo sie ein, wie man wußte, lange ersehntes glückliches Eheleben zu beginnen im Begriff stand, Niemand die Braut einer mörderischen That gegen ihren Bräutigam beargwöhnen! Andererseits vermochte sie gerade jetzt, wo kein bürgerliches Hinderniß der ehelichen Verbindung weiter im Wege stand, dieselbe jeden Augenblick, und zwar vermöge einer durch Gift herbeigeführten gefährlichen Krankheit des Verlobten, um so schneller zum Vollzug zu bringen.

Was somit von dem aus des Vaters Schranke nach dessen Tode genommenen Arsenik noch übrig war, wurde jetzt mit vollkommener Seelenruhe Tags nach der Abkündigung dem Bräutigam eingerührt. „Auf dem Stadthause

war meine Aussage, als habe ich meinen Gottfried am Sonntage vergiftet. Es ist am Montag Morgen geschehen. Während er sich unwohl befindet, läßt er sich Mandelmilch holen. Wenn ich nicht irre, wollten wir den Nachmittag auf's Land fahren." (Listig! damit die plötzliche Krankheit desto unerwarteter erscheine.)

Erbrechen und Diarrhoe fanden sich in wenigen Stunden mit furchtbarer Gewalt ein. Man schickte zum Arzte, Herrn Doctor D., aber das Uebel nahm zu und der Tod nahte mit Riesenschritten heran. Da sorgte die Mörderin schleunig für einen Prediger zum Vollzug der Trauung mit dem Sterbenden. „Auf Gottfried's Sterbebette mußte ich ihm versprechen, mich nicht wieder zu verheirathen. Nein, Gottfried, das werde ich auch nicht thun. „„Dann sterbe ich ruhig."" Das war nach der Copulation." Die Nacht darauf, so wird in den Acten bezeugt, als unerhörte Schmerzen des Unglücklichen sich zur Raserei steigerten, soll er den Trauring mit wüthendem Ingrimm gegen die Erde geschleudert haben. Die Verbrecherin leugnete dies, unter der Behauptung eines zufälligen Abgleitens des Ringes vom Finger. „Frau Arnold war zugegen, als der Trauring von Gottfried's Finger fiel. Der Ring war vor acht Tagen, in gesunden Tagen, nach Maaße gemacht; Gottfried wurde aber in drei Tagen so mager wie ein Gerippe! — Sollte Gottfried auch von meinen früheren Thaten etwas geahnet haben, so weiß ich doch gewiß, er ist ohne Groll von mir geschieden. — Er wurde gar nicht fleckigt. Die gute Arnold hat ihn die Augen zugedrückt." — Am 2. Juli hatte die Trauung mit Gottfried Statt gefunden; am 5. starb er.

Die Wittwe geberdete sich untröstlich. Aller Mitleid wurde rege. Ihr Arzt versuchte theilnehmend mit der Hoffnung ihr Trost in's Herz zu sprechen: „was Sie an Gottfried verloren, werden Sie an Ihrem Kinde wieder finden!"

V. Abschnitt.

Leben seit Gottfried's Tode bis zur nächsten Vergiftung, ihres Verlobten, Paul Thomas Zimmermann. (1817...1823).

So waren Gatte, Eltern, Kinder und Bruder hingemordet, um den Besitz Gottfrieds, — und auch dieser liegt jetzt entseelt da, ein Opfer gräulicher Selbstsucht. — Wägt man die Größe eines Verbrechens nach den Rücksichten auf die Gewalt des dazu anreizenden leidenschaftlichen oder lasterhaften Triebes, so wie auf die Stärke der zwar widerstreitenden, jedoch übertäubten Stimme besserer Gefühle, — so erscheint unverkennbar in dem Innern unserer Verbrecherin ein Wachsthum der Höllenmacht, eine immer eisigere Erstarrung irgend wohlwollender Empfindungen.

Und gerade hieran wird uns diese Geschichte auch ferner, bis zur Verhaftung der Verbrecherin, wie ungeheuer dieselbe auch schon vor uns steht, ein stetes Zunehmen ihrer Entmenschung, man möchte sagen, ihrer Verteufelung, erkennen lassen; indem jede blutige That ihr in der Folge immer gleichgültiger, und selbst der kleinste Beweggrund ihr dazu hinreichend werden wird.

In dieser, wie auch noch in anderer Beziehung, ist der Abschnitt dieser Geschichte bei der Vergiftung Gottfried's in dem Leben der Verbrecherin selbst scharf

bezeichnet. Alles, was so lange ihre Furcht und Hoffnung genährt hatte, war jetzt vernichtet. Auch Kassow, der langjährige Getreue, zog sich gänzlich zurück, und ein neuer, fast sechsjähriger Zeitraum, frei von Mordthaten, beginnt. Zu Anfang desselben gewahren wir unwillkührliche Rückblicke der Verbrecherin in die Vergangenheit; ihren Seufzer: „was hat es mir nun Alles geholfen!" eine Art von Reue in dem eigensüchtigen Schmerze über den, trotz aller Opfer, verfehlten Zweck. Mehrere glaubwürdige Bekenntnisse der Verbrecherin deuten darauf hin.

„Reue über den Verlust meiner Kinder habe ich, seit mein Heinrich nicht mehr war, oft genug empfunden. Ich schloß mich oft auf meiner Bodenkammer ein und weinte unbeschreiblich. Einmal sah mich dort, vom Hofe aus, die Frau des .... so heftig weinen und rief zu mir herauf, was mir fehle? Ich trat schnell tiefer ins Zimmer um mich zu verbergen und that, als hätte ich nichts gehört." —

„Seit meiner Kinder Tode habe ich keinen Freimarkt besucht; ich konnte es nicht sehen, wenn den Kindern von ihren Eltern Geschenke eingekauft wurden und wich dem Schmerze aus."

„Wenn in der Nachbarschaft bei Herrn Sch.... die Kinder aus der Schule kamen, mußte ich immer wegblicken."

„Seit dem Silvesterabend 1816 habe ich niemals wieder einen Silvesterabend anders, als einsam auf meinem Zimmer, zugebracht. Ich dachte betrübt nach über die Vergangenheit. Die Einladungen meiner Freunde und Freundinnen lehnte ich ab mit der Erklärung, daß ich an diesem Tage lieber stille für mich allein bleiben möchte."

„Oft im Mondscheine saß ich im Garten; und wenn dann das große schöne Erbe vor mir da lag und ich mich darüber freute, dann durchfuhr mich oft der Gedanke, was für eine Person ich sey, der das gehöre! dann schämte ich mich.“

„Wie oft hat mich im Gärtchen bei Mondscheine der Gedanke zu Thränen gerührt: wie glücklich wärst du, wenn du reich genug wärst, allen Unglücklichen wohl zu thun“ (— um, einem ausdrücklichen Bekenntnisse zufolge, ihre Sünden damit wieder gut zu machen —) „und selbst ohne Sorgen zu leben!“

„Zuweilen schämte ich mich, wenn alle Menschen, womit ich Umgang hatte, immer so aufrichtig gegen mich waren.“

„Wenn ich bei der D....n auf dem Walle zum Besuch war, wünschte ich mir immer ihre Wohnung, weil die Aussicht dem Tempelberge gegenüber ist, und die Erinnerung an Miltenberg.... Oder die Gegend, wo die Blumenschule ist. Aber wie hätte ich so viel Miethe verwohnen können, um an diese schöne Gegend zu denken.“

„Um diese Zeit war es, wo ich mich oft einem Prediger anvertrauen wollte; aber die Furcht hielt mich ab.“

„Zuweilen schlug ich wohl einmal ein gutes Buch auf; aber dann dachte ich: pfui, schäme dich! kannst du in solchem Buche lesen! und ich legte es schnell wieder weg.“ —

Es war die auch im verruchtesten Missethäter nie ganz ersterbende, gegen die Herrschaft der unbefriedigenden Sünde sich auflehnende Macht des Bessern im Menschen, welche, wenn auch nur leise anklingend, im Inhalte jener Bekenntnisse sich kund gab. Es war der Ruf des

so lange geknechteten Gewissens, der sich darin, wie in ähnlichen Empfindungen während der Jahre 1817 und 1818 zuweilen vernehmen ließ; der jedoch — bald darauf statt durch Buße, durch genußsüchtige Zerstreuung zum Schweigen gebracht — nur tiefere Versunkenheit nach sich führte.

„Das Packet mit Arsenik aus dem Schranke meiner Mutter reichte bis zu Gottfried's Tode.“ So weit auch wirkte nur die mächtigste aller Leidenschaften, die geschlechtliche, als Triebfeder zu den Giftmorden der Verbrecherin mit. Andere, schwächere Beweggründe sollten in Zukunft dazu hinreichen: Genußsucht im Allgemeinen und ängstliche Sorge für ihr Auskommen.

Suchen wir die Herrschaft dieser beiden, sich widerstreitenden, im Herzen der Sünderin in einander verschlungenen Gewalten am Faden der Geschichte jetzt näher kennen zu lernen.

Nach der Beerdigung Gottfried's war die erste Sorge der Wittwe, sich in den Besitz des gehofften Nachlasses zu setzen. Allein wie groß war ihr Schrecken, als sie gewahr wurde, daß, statt des Reichthums, nicht unbedeutende Schulden das Erbtheil ausmachten. An 300 Rthlr. hatte sie für verschiedene Rechnungen zu bezahlen, und statt nach Gottfried's früherer Versicherung bei seinem Principale, Herrn .... W., ein Guthaben von 600 Rthlr. erheben zu können, verschuldete der Verstorbene dort ungefähr eine solche Summe. Die ziemlich bändereiche elegante Bibliothek, eine goldne Uhr, einige Kleidungsstücke und Kupferstiche, endlich eine Guitarre nebst Kleinigkeiten war Alles, was der Wittwe dagegen zu Theil wurde.

Ihr damaliges Benehmen und Treiben macht uns ein Auszug aus der bereits oben (Seite 52) erwähnten schriftlichen Darstellung des Herrn Magister R. lebendig anschaulich, ein Zeugniß, zu wörtlicher Mittheilung in mehrfacher Rücksicht interessant genug.

„Im Jahre 1817" (nicht 1818, was nur ein Schreibfehler seyn kann) „trat die Gottfried zum erstenmale nach ihrer Verheirathung, am 6. März 1806, in unser Haus, und ihre Klagen und Thränen dem ungetreuesten, ausschweifendsten und verschwenderischesten Gatten aller Gatten — so nannte sie Miltenberg — nachrufend und nachweinend, erschien sie als das unglücklichste und schuldloseste Weib unter den Weibern, dem selbst ein sehr hartes und gefühlloses Gemüth seine Theilnahme nicht hätte versagen können. Wirklich hatte sie durch eine ganz kunstlose Darstellung ihrer bestandenen, höchst seltsamen Erduldungen meiner Frau und mein Mitleid so stark erregt, daß ich ihr die darauf folgende Bitte nicht versagen konnte, den seligen Consul R. um 100 Rthlr. Vorschuß anzugehen, die sie denn auch erhielt und pünktlich wieder bezahlte. Gleiche Gewissenhaftigkeit zeigte sie im Abtrag der 200 Rthlr., von der Jungfrau Meyer geliehen, mit welcher ich in dieser Sache gleichfalls correspondiren mußte. Auch gefiel mir ihre Gewissenhaftigkeit in Abtragung kleiner, durch Gottfried gemachter Ehrenschulden so sehr, als ihre nicht gemein scheinende Zuneigung gegen eine Freundin im Auslande, deren oeconomische Beschränktheit sie, während ihres Hierseyns, sehr unterstützt haben soll und auf deren Geburtstag ich mehrmals kleine Aufsätze verfertigen mußte. Desfalls schlug ich ihr in der Folge die Bitte nicht ab, für sie Briefe, die sie dann abschrieb, nach Regensburg

aufzusetzen, um ihr durch solche Gottfried's noch rückständiges Erbtheil zu verschaffen. Die von dorther zweimal uns gewordenen Antworten der Brüder Gottfried's waren sehr schmeichelhaft und brüderlich abgefaßt. Doch als man von einer sehr reich gewesenen, aber arm gewordenen Schwester des seligen Gottfried schrieb, welcher der kleine Vermögensrückstand mehr, als der lieben Frau Schwester in Bremen, nützen könne, so ward ich zu keiner Correspondenz weiter aufgefordert. Dafür verlangte sie, daß ich den Herrn .... W. um Gottfried noch zukommenden Gehalt von 500 Rthlr. angehen sollte. Der Brave nahm mein Gesuch mit vieler Artigkeit auf; lobte meine Verwendungen für die, durch so viele Schicksale geprüfte Wittwe; nur beklagte er ihres sel. Mannes ungetreues Gedächtniß, oder auch durch ein anderweitiges Vorgeben zu dem kleinen Differenz-Irrthume veranlaßt worden zu seyn: denn laut Büchern debitire Gottfried ihm noch die genannte Summe, was jedoch die leidende Wittwe nicht in Verlegenheit setzen solle." —

Hieran schließt sich ein schriftliches Bekenntniß der Verbrecherin: „Nach meines sel. Gottfried Tode besucht mich Herr Doctor R." (der obige Herr Magister) „verschiedenemal. Wir unterhalten uns von Allem. Ich erzähle ihm, daß der Selige noch Vermögen in Regensburg habe und ich noch für denselben etwas zu zahlen hätte und Herr Aeltermann W. mir versicherte, die Rechte lauten, wer nur 24 Stunden verheirathet (gewesen), müsse als Nachgebliebener für Alles aufkommen. „„Das muß Ihnen werden,"" antwortete Herr Doctor; schrieb mir einige Briefe, die ich abkopirte. Sollten diese Briefe eingehändigt sein, so werden Sie beim Durchlesen finden, da

Sie mich jetzt kennen, daß ich nicht fähig war, solche Briefe zu dictiren. — Auswärtige Schulden, versicherte er mir, nur zu bezahlen, wenn Gottfried's Handschrift darunter stände."

„Nach des sel. Gottfried Tode waren meine Hände bloß und ich verkaufte einige von seinen Büchern an Herrn M—r, nahm aber Herrn Doctor (Magister) R. mit in Rath. Der sel. Gottfried las viel in Klopstock's Messias und Klopstock's Oden. In meiner Gefangenschaft, wo ich so manches schöne Buch erhalte, finde ich, daß diese beiden Bücher die schönsten Werke gewesen sind. Ich habe sie verkauft; ich kannte ihren Inhalt nicht." —

Die Antworten der Familie Gottfried's zu Regensburg, namentlich seines Bruders, die größtentheils zu den Acten gekommen, bezeugten der unglücklichen Wittwe die herzlichste Liebe und Achtung mit großer Höflichkeit; baten jedoch, daß sie als wohlhabende Frau nicht auf Aushändigung eines unbedeutenden Erbtheils bestehen möge, den eine verarmte Schwester des Verstorbenen schmerzlich entbehren würde. Natürlich machte die Rolle der milden Gesinnung, welche die Verbrecherin spielte, ihr jedes weitere Bestehen auf die kleine Erbschaft unmöglich.

Um desto eher Geld geliehen zu erhalten, gab sie jetzt vor, im Ganzen **3200** Thaler für Gottfried bezahlen zu müssen, brachte dabei eine schon nach ihres Vaters Tode benutzte Lüge, daß er mit einem Mädchen zu thun gehabt habe, der sie zur Ehrenrettung des Verstorbenen bedeutende Summen zahlen müsse, auch hinsichtlich Gottfried's in Umlauf, und hatte nebenbei die Freude, von mancher Freundin ihre Herzensgüte deshalb gepriesen zu hören. — Verschiedene Darlehne, unter Andern eins von **300** Rthlr.

von Herrn X., ein Anderes gleicher Summe von dem Gläubiger, welcher das früher in ihren Immobilien haftende Geld hergeliehen hatte, und manches andere erlistete halfen ihr für's Erste mehr als aus der Noth.

Auch ihre Niederkunft, wovor sie einigermaßen gezittert, ging am 2. Oct. (1817) glücklich von Statten. Doch das Knäblein war todt. „Ich erinnerte mich der guten Worte von Herrn Doctor D., ... ach, selbst raubte ich diesem kleinen Engel das Leben!" —

Ihr zartes weich-weibliches Wesen, mit erhöhetem Reize des heuchlerisch durch unterdrückte Thränen sich verrathenden Schmerzes, ihr vertraulich-gemüthliches, wohlwollendes Benehmen, der Ruf ihrer Wohlhabenheit, alles dieses zog gleich nach Gottfried's Tode mehrere Männer an sie heran, deren Zuneigung, mit Unterdrückung des Andenkens an die Vergangenheit, das selbstsüchtige Innere der Mörderin völlig ausfüllte. — So übertrug der Freund Gottfried's, welcher denselben endlich zur Heirath vermocht hatte, seine ganze Freundschaft auf die reizende Wittwe; sie schenkte ihm eine, vor einem Jahre an Gottfried gegebene, silberne Cigarrendose, als Andenken an den Verstorbenen, und bewieß ihm eine solche Geneigtheit, daß ihre Freundinnen diesen jungen Mann wirklich eine Zeitlang für ihren erklärten Liebhaber hielten. — Doch eher möchte dies, nach folgender Erzählung der Verbrecherin, der oben schon erwähnte Herr gewesen seyn.

„Herr X. hatte mir mehreremal erzählt, er habe mich schon als Mädchen von sechszehn Jahren gerne leiden mögen. Wie er auf Reisen geht, schreibt er meinem Vater diese Worte: „„Sie haben eine Pflanze, die bewahren Sie für mich, wenn ich zurück komme, sie zu besitzen."" Bei

seiner Ankunft in Bremen geht er gleich zu Vater und hört, daß ich seit drei Monaten verheirathet bin. Erschrickt sich: und geht gleich wieder aus Bremen. Von allem diesen hat mir mein Vater nie etwas erzählt. Ich weiß auch nicht, daß ich als Mädchen Herrn X. schon gekannt habe."

„Nach dem Tode meiner Eltern und Kinder lieh mir Herr X. die Gelder zu den Begräbnißkosten. Ich kam immer tiefer in Schulden hinein; der Segen konnte ja nicht darauf ruhen. Einige Monate zuvor, ehe ich mit Gottfried verheirathet war, lasse ich Herrn X. zu mir bitten und ersuche ihn um **300** Thaler; sage, mein Bruder habe auswärtig Schulden gemacht, die wollte ich damit tilgen. Er gab mir dieses Geld und ich zeichnete eine Obligation; und blieben dabei entfernt von einander."

„Nun stirbt der sel. Gottfried und ich lasse es den Nachbarn anzeigen durch meine Beta, welche nun beim Zuhausekommen sagt: Herr X. ließe mich bitten, wenn er mir dienen könne, solle ich ja sprechen."

„Bald nach Gottfried seinem Tode kommt Herr X. zu mir und freut sich, daß ich so bedeutend geerbt habe. Ich fange an zu weinen und sage: das Gegentheil! Er tröstet mich mit den Worten: „„da ist ja Rath dazu!""

„Den andern Tag, zwei Uhr, kommt er zu mir, sagt: er wolle sich meiner annehmen und Gelder besorgen, wenn ich ihm versprechen wollte, nicht zu heirathen. Vor Freuden umarme ich ihn und sage ja! und denke gleich an mein Versprechen, was ich Gottfried gegeben hatte. Und bittet mich, eines seiner Kinder, seine Tochter —e, zu mir zu nehmen, theils zu meinem Troste, theils damit seine Besuche bei mir nicht so auffielen. Besorgt

vor seiner Frau, konnte ich mich noch nicht gleich entschließen. Schicke ich eine Freundin (Frau Gr.) hin, um die Gesinnung der Frau zu erfahren, und höre, daß sie ganz zufrieden (damit) ist. Den Sonntag werde ich bei X. eingeladen, wo wir Karpfen aßen und in dem seligen G. seiner früheren Wohnstube waren. Wie ich da so saß, denke ich an G. und M., wie unschuldig und froh die wohl in dieser Stube gewesen sind! — — —

„Darauf kommt Herr X. zu mir, sagt: „„ich habe für Sie ein Andenken so eben von Rohte gekauft und dabei gesagt: wenn ihr das Tuch tragen seht, sagt ihr nichts!““ Es war ein Tuch (Shawl) zu 35 Thaler. O, denke ich, welche Unvorsichtigkeit! nehme es zu Danke an; gebe es ihm den andern Tag zurück, unter dem Vorwand, da ich in tiefer Trauer sey, könnte ich erst in zwei Jahren Gebrauch davon machen. Er solle seine Frau damit erfreuen.“ — (Man sieht, wie sorgfältig die Scheinheilige über ihren Ruf wachte; wie gern hätte ihre Eitelkeit mit dem kostbaren Shawle glänzen mögen; doch die Furcht, dadurch den jungen Leuten des Verkäufers als Geliebte des Käufers bekannt zu werden, siegte darüber nach kurzem Kampfe.)

„Nun erhielt ich immer, bei kleinen Summen, (25, 50, 100, 200 Rthlr.) Gelder von X., jeden Monat vier Comödienbillets und so manches andere Geschenk. Jeden Sonntag mein Essen und so manchen Tag in der Woche, und ich fing an, von neuem zu leben. Einen Weihnachtsabend (vermuthlich 1818) kommt er zu mir und sagt, er wolle mir ein Geschenk machen, und nimmt die Obligation, 300 Rthlr. groß, die ich vor G. seinem Tode von ihm genommen habe, und vernichtet selbige.... Meine

innige Freude und Liebe zu X. in diesem Augenblicke mag der mit mir empfinden, dem ein Aehnliches geschehen. „„Und““ sagt er, „„so lange Sie Wittwe sind, sollen Sie mir keine Zinsen geben.““

„Da sage ich eines Tages zu ihm: Herr X., Sie sind Familienvater und ich stehe allein. Da Sie keine Zinsen haben wollen, so wünsche ich doch, daß Sie etwas Schriftliches von mir haben, um Leben und Sterben. Aber, sag' ich dabei, thun Sie aber auch, als ob ich Ihnen Zinsen bezahlt hätte: denn wenn Sie stürben und ich sollte an Ihre Erben alle Zinsen zahlen, so wäre ich höchst unglücklich.[35]) „„Ach,““ giebt er zur Antwort, „„das findet sich!““ — Ja, ich gestehe es, durch den Umgang und die Aufmerksamkeit von X. vergaß ich alle meine Vergehungen, und ich gestehe es, ich konnte seinen Umgang nicht entbehren und fing an, ihn zu lieben und glaubte die Glücklichste auf der Welt zu seyn.“

Die Glücklichste auf der Welt! — Ihr Glück erhöheten aber zu selbiger Zeit noch andre Huldigungen. „Einen Monat ist mein seliger Gottfried todt, kommt Herr Doctor (Magister) N. zu mir, reicht mir die Hand, mit den Worten: „„ein vortrefflicher Mann wünscht Sie zu heirathen, ein schöner Mann! seine Umstände und alle seine Sachen auf's Schönste; Wittwer und ohne Kinder!““ Damals hatte ich noch acht Wochen, ehe ich mit Gottfried seinem Kinde niederkam. Ach, antwortete ich, wer weiß, ob ich das Leben behalte! frage nicht nach dem Namen dieses jungen Mannes, und die Sache blieb stille. Vierzehn Tage nachher kommt Herr Doctor zu mir, mit dem Vorschlage, mit ihm und seiner Frau diesen Herrn einen

Abend zu besuchen, mich selbst von seiner schönen Umgebung zu überzeugen. Ach, sagte ich, wie möchte ich das wohl thun, und nehme diesen Antrag nicht an."

„Durch Gottes Hülfe glücklich entbunden" — 2. Oct. 1817 — „und vierzehn Tage vom Kindbette zurück gelegt, besucht mich Herr Doctor R. wieder, mit den Worten: „„der vortreffliche Mann schickt mich zu Ihnen, bittet um Ihr Herz und Hand."" Nennt mir diesen Mann und ich kenne ihn.... und erinnere mich, vor meiner Entbindung ihn sehr oft vor meinem Hause vorüber gehen gesehen (zu haben) und sehr viel in mein Haus herein sehen.... Auf einmal sagte Herr Doctor R.: „„ich habe ein Kästchen mit einem Par Brillant-Ohrgehängen und einem Brillant-Ringe Ihnen zu überreichen, wenn Sie sich entschließen wollen, ihn zu heirathen."" Ich bitte ihn, mir das Geschenk nicht zu zeigen und sage ihm ganz offen: nein, Herr Doctor, diesen Mann kann ich nicht glücklich machen; auch habe ich mich entschlossen, nie zu heirathen."

„Ohngefähr, es muß ein Jahr nachher seyn, kommt Herr Doctor R. zu mir wegen eines andern jungen Mannes, auch ein Wittwer... Schildert mir dessen gute Verhältnisse; bemerkt dabei: „„Sie haben doch erzählt von des seligen Gottfried seinem Singen und Spielen: diese Eigenschaften besitzt dieser junge Mann auch; manchen Abend höre ich ihn singen."" Ich sagte ihm aber ganz offen, nie zu heirathen und bitte ihn, mir nicht den Namen dieses jungen Mannes zu sagen."

„Ein Jahr später kommt er wieder zu mir, in Auftrag eines Mannes, welcher drei Kinder hat, und sehr

wohlhabend, ein bedeutendes großes Lager, und ein sehr geachteter Mann. Ohne nach dem Namen zu fragen, schlage ich es ab."

Solche, durch das sie so sehr beglückende Verhältniß zu Herrn X. bedingte, Entsagungen wurden ihr um so weniger schwer, da dieser Herr ihr übrigens in der Wahl ihres Umgangs ziemlich freie Hand ließ. So erwuchs denn auch gar bald neben dem Verkehr mit Herrn X. eine neue Leidenschaft der Verbrecherin zu einem andern jungen Manne, dem Commissionär Johann Mosees, der, als nachmaliges Schlachtopfer der Mörderin, jetzt unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

„Nach des seligen Gottfried Tode wurde ich ersucht, seinem Freunde, dem jungen Herrn Gieseke, damals in Condition bei Herrn K—r, als einem Kranken, Gottfried's Zimmer zu leihen und ihn zu pflegen, weil K—r's Wohnung zu beschränkt war. Er starb, und, Gott sey gedankt, ich bin an seinem Tode unschuldig." (Die Acten haben keinen Grund ergeben, die Wahrheit dieser Versicherung zu bezweifeln.) „Während dieser Zeit wohnten oben in unserm Hause Herr Th...., Herr Ste..., Herr N......r. Letzterer zog aus und Herr Mosees bekam dieses Zimmer, die Aussicht nach dem Garten. Dieses Zimmer hat er drittehalb Jahr bewohnt."

„Mosees trat in des seligen Gottfried Fußstapfen: sorgte gleich für meinen kleinen Garten, — wenn ich mein Haus und Zimmer mit meiner Beta des Sonnabends in Ordnung machte, arbeitete Mosees im Garten — machte mir manche kleine Freude; wenn er ein gutes Buch hatte, blieb er bei mir des Abends; ging an

manchem Sonntage mit mir auf's Land, — kurz, in jeder Hinsicht gefällig. Dabei sehr religiös. Er schenkte mir ein Stammblatt, wenn Sie dieses lesen, Herr Doctor, so können Sie sich schon seinen Character denken; es ist das beste in meinem Stammbuche. — — Während dieser drittehalb Jahre wurde sein jüngster Bruder confirmirt. Ach, das war eine schöne Zeit! acht Tage zuvor betete er jeden Nachmittag mit seinem Bruder, um ihn zu dieser feierlichen Handlung vorzubereiten. Wenn ich dann im Garten saß und es anhörte, regte sich in mir ein Gefühl von meinen Sünden, was ich mir selbst nicht sagen kann. Ach, wäre ich damals zu einem Prediger geeilt, ihm meinen Herzenskummer mitgetheilt! denn durch diesen jungen Mann konnte ich wieder gut werden. Wenn er des Sonntags in die Kirche ging und ich ihn sah, dachte ich oft: wenn nun dein Heinrich da so ginge! und, denken Sie, Herr Doctor, selbst diesen jungen Mann fing ich an zu lieben, ohne den großen Unterschied von Jahren zu berücksichtigen. — Ich lebte damals mit meinen Hausgenossen sehr glücklich, einig und zufrieden."

Eben so wußte sie um diese Zeit ihre freundschaftlichen Verhältnisse zu wohl einem Dutzend Bekanntinnen neu zu beleben. Manche Freundin, welche sich seither mehr oder weniger von ihr zurück gezogen hatte, wurde jetzt durch das Interesse ihrer unerhört traurigen Schicksale näher heran gezogen und erhielt auf ihre theilnehmende Frage: wie sie all das Unglück ertragen und noch so ruhig seyn könne? gewöhnlich die Antwort: „Ach ja! der liebe Gott legt mir ein schweres Joch auf! aber er macht mich auch stark!" Der Bitte einer Freundin, ihr einen Band von Dräseke's Predigten zu leihen, willfahrete sie nur mit

dringender Warnung, das Buch ja nicht zu verlieren, indem sie, obgleich sie niemals ein Blatt darin gelesen, hinzufügte: „denn das ist es, was mich einzig erhält!"

Einer andern Bekanntin starb deren Busenfreundin bald nach Gottfried's Tode. Madam Gottfried, wissend, wie nahe jene beiden sich gestanden, eilt zu der Trauernden, tröstet, beschenkt sie, und gelobt vollkommenen Ersatz des erlittenen Verlustes durch ihre Freundschaft.

Je scheußlicher sie sich selbst erscheinen mochte, desto eifriger strebte sie, sich Liebesbeweise von Anderen zu erkaufen, z. B. durch Geschenke an Geburtstagen. Die Inquisitin bemerkte: „1819 bekam mein Geburtstag für mich einen besonderen Werth! vorzüglich, da ich meinen Namen im Calender fand, und so feierte ich ihn zum erstenmale mit meinen Freunden." Zu den ihren zahlreichen Freundinnen zu machenden Geschenken flossen ihr ja reichliche Gelder durch Herrn X. zu, und kam sie damit zu kurz, so mußten andere Bekannte ihr Darlehne anschaffen, was, bei dem Rufe von Reichthum der Madam Gottfried, unter deren Vorspiegelung, als bedürfe sie des Geldes plötzlich zur Tilgung einer ihr bisher völlig unbekannten Ehrenschuld Verstorbener, selten fehlschlug.

Um diese Zeit wurde die Verbrecherin nun auch mit den zu den Untersuchungsacten gekommenen, auf den ersten Blick zu bedeutsam erscheinenden Traumbüchern bekannt. Zwei ihrer Freundinnen hatten ihr einst geäußert: „wenn uns was träumt, so haben wir ein kleines Buch, da gucken wir hinein." Darauf ließ nun anfangs auch die Gottfried, wenn sie einmal einen Traum gehabt, bei jenen Freundinnen deshalb nachfragen; bis sie sich später selbst ein gleiches

durch den Lehrburschen Rolfs in einem Keller am Markte kaufen ließ. Bemerkend, daß es von gröberem Drucke, als das ihrer Freundinnen sey, ließ sie letzteres zur Vergleichung holen und behielt es aus Nachlässigkeit, so daß es bei der Verhaftung mit zu den Acten gekommen. „Obgleich bei allen meinen schweren Sünden," bekannte sie, „mir der liebe Gott sanfte Ruhe geschenkt hat, so traf es sich doch einzeln, daß ich Träume hatte. — Ich leugne nicht, die Traumbücher gebraucht zu haben, vorzüglich wenn sie mir etwas Gutes sagten. Vorzüglich die letzten zwei Jahre war ich sehr dafür. Oft kam eine Freundin zu mir, um darin nachzusehen; denn ich hielt es nicht geheim." — Auf die Giftmischerei haben diese Traumbücher keinen directen Einfluß gehabt; ihre Wirkung war nur Nahrung des Aberglaubens.

Wenn die Verbrecherin oben ihr Leben bald nach Gottfried's Tode, in Ansehung ihres Verhältnisses zu Herrn X., als das glücklichste auf der Welt gepriesen, so fehlte es doch im Verfolg auch nicht an Störungen dieses Glücks. Herr X., ein schlauer Mann, besonders scharfsichtig in Geldangelegenheiten, war ein zu guter Finanzier, als daß ihm die offenbare Verschwendung seiner Freundin hätte verborgen bleiben können, wenn er gleich nicht durchschaute, wozu sie alles Geld verwandte. „Eins muß ich Herrn X. zum Ruhme nachsagen," lautet ein Bericht der Inquisitin, „daß er mich oft zur Sparsamkeit ermahnt hat und die Wahrheit zu reden." (Er ist der Erste, welcher die Aufrichtigkeit der Heuchlerin in Zweifel zog und dieses ihr aussprach; deshalb empfand sie seitdem in seiner Nähe stets eine Furcht vor seinem Scharfblicke, die ihr das vergnügliche Leben mit ihm arg verkümmerte.) „Einst (im

Jahre 1819) sagt er: „„„schreiben Sie auch Alles (was Sie von mir erhalten) an?““ Nein, sage ich. Schwer fallen mir diese Worte auf's Herz.... Ein andermal soll ich sagen, an wen ich bezahlt habe, und ich Unglückliche sage: ich habe tausend Thaler an Herrn .... W. (Gottfried's Principal) bezahlt. Den andern Morgen kommt Herr .... W. mit Herrn X. zu mir — ach! nie habe ich solchen Schreck empfunden! Bei'm Eintreten fragt Herr .... W.: „„„haben Sie an mich Gelder bezahlt?““ weinend sage ich: nein, ich habe Ehrenschulden damit bezahlt. Herr .... W. schlug mich auf die Schulter, sagte: „„„ich will nichts wissen!““ bleibt noch eine Weile und verläßt mich ganz freundlich. In dem Augenblick fühlte ich, wie sehr ich in den Augen dieses achtungswerthen Mannes verloren hatte. Ich ging in meinen Speisekeller und ließ da meinen Thränen freien Lauf, bis X. auch weg war. Da klagte ich meiner Beta es, welche mit mir weinte. Den Nachmittag kam X. wieder, sagte, er habe sich übereilt. Ach, und ich war ihm gleich wieder gut. Bald nachher schenkte er mir einen Brillant-Ring mit seinem ganzen Namen. Ach, diesen Ring hätte ich so gerne behalten; aber aus Furcht vor meinen Freundinnen, weil sein Name darin war, gab ich ihn zurück.“

„Nun merkte ich, daß er anfing besorgt zu seyn für seine Gelder. Da gebe ich ihm ein Papier von 1250 Rthlr. aus meinem elterlichen Hause und bitte ihn so sehr, er solle mir doch einige Jahre die Zinsen schenken. Er scheint es nicht gern zu wollen und ich denke auch gleich an seine Kinder.“ —

Während so das Verhältniß der Verbrecherin zu Herrn X. besonders dadurch, daß er nicht hinter die Wahrheit

kommen konnte, wozu seine Freundin die ungeheuern Summen Geldes verbrauche, vielleicht nicht ohne Antheil von Eifersucht, zuerst einigermaßen getrübt wurde, erreichte übrigens ihre scheinheilige Heuchelei in gesteigerter Wohlthätigkeit, ihr Eifer, Kranken und Wöchnerinnen persönlich Hülfe zu leisten, im Publicum die höchste Anerkennung. Und wenn man erwägt, was sie dem Verfasser in einer Stunde religiöser Erschütterung eingestanden hat, daß sie mit Wohlthaten und guten Werken an Armen und Kranken eben so wohl die auf ihrer Seele lastenden Mordthaten wieder gut zu machen, als vor den Leuten einen Heiligenschein zu erlangen trachtete; so darf man sich nicht wundern, wenn im Jahre 1819 der von ihren Freundinnen und armen Schützlingen ausgegangene allgemeine Ruf die Frau zum Engel des Lichts, zum Vorbild frommer Duldung und thätiger Liebe machte.

Vermöge dieses Rufes wurde sie nun einem eben noch nicht bejahrten Wittwer, Herrn Leber,[36]) von seinen Freunden zur zweiten Frau empfohlen. Derselbe machte ihre Bekanntschaft, streckte ihr auf ihre Bitte 200 Rthlr. vor und gewann bald so viel Neigung zu der Frau, daß er eines Tages unerwartet in ihr Zimmer trat, den folgenden Brief zu überreichen und sich dann schnell wieder zu entfernen.

„Liebe Madam!

Entschuldigen Sie mich gütigst, daß ich so frei bin, Ihnen eine Veranlassung zu geben, mich zu sehen; mein angelegentlichster Wunsch ist, Ihnen nicht zu mißfallen.

Die Liebe ist die freundlichste Lebensblume; ihr verdankte ich meine schönsten Freuden; ich bin so empfänglich für die süßen häuslichen Freuden, daß ich gerne wieder

an der Hand eines geliebten Weibes in Hymens Tempel einzöge, wo mir so wohl war.

Ueberlegen Sie, meine Gute, ob Sie meinem innigsten Wunsch genügen können.

Ich will es Ihnen ganz leicht machen: darf ich einige Hoffnung haben, so nehmen Sie mich Morgen Nachmittag um 3 Uhr (wo ich ohnfehlbar bei Ihnen vorkomme) gütigst auf, eine nähere Bekanntschaft mag denn bei Ihnen entscheiden, ob ich Ihrer Liebe werth bin, ob Sie glücklich mit mir seyn können.

Darf ich gar keine Hoffnung haben, so lassen Sie sich verleugnen; denn sehen Sie, ich könnte selbst nicht glücklich seyn, wenn Sie nicht so recht glücklich wären; so schwer es denn auch meinem Herzen werden mag, will ich Sie in keine weitere Verlegenheit setzen.

Bei dieser Ungewißheit werden Sie gütigst mein Gefühl ermessen. Wir Menschen hoffen gar zu gern die Erfüllung unserer angenehmsten Wünsche, und so wage ich es denn auch, mich der süßen Hoffnung zu überlassen, Sie werden mich wieder in mein verlornes Paradies einführen.

Auf alle Fälle aber bitte ich, Sie wollen überzeugt sein, daß nie aufhören wird, Sie hochzuschätzen Ihr Sie verehrender Freund

Leber."

Als Tags darauf der Freier erschien, ließ sich die Geliebte zwar nicht verleugnen; allein sie schützte doch der Bitte um ihre Hand den festen Entschluß vor, nie wieder zu heirathen. Dennoch wurde die Sache von beiden Seiten nicht sofort als gänzlich abgethan betrachtet. Der im Untersuchungsverfahren selbst als Zeuge abgehörte Herr Leber

deponirte unter Andern: „ich trug ihr meine Hand an. Auf eine sehr artige Weise schlug sie meine Hand aus. Ich sagte dies meiner sechszehn und ein halbjährigen Tochter, welche mir antwortete: „„Vater, ich denke mir, daß die abschlägliche Antwort blos von mir herkommt; ich will selbst mit ihr sprechen.““ Sie ging darauf zu ihr und stellte ihr vor, daß sie sie, die Gottfried, als ihre Mutter stets ehren und lieben würde; sie möchte sich daran nicht stoßen, daß sie bereits so weit erwachsen sey; sie wolle gern das Haus verlassen, wenn ihre Gegenwart der Gottfried anstößig sey. Die Gottfried hatte jedoch auf ihrer abschläglichen Antwort beharret. — Wie sie meine Hand ausschlug, sagte sie mir unter Anderem: „„lieber Herr Leber, Sie sind für mich viel zu gut!““

Daß diese letztere Aeußerung nichts weiter, als scheinheilige Heuchelei, und nichts weniger, als demüthige Selbsterkenntniß gewesen, sieht man zwar auf den ersten Blick; wie hätte unsere Heuchlerin diesen wichtigen Schritt thun können, ohne ihm ein edeles, Achtung und erhöhete Liebe bringendes Motiv unterzulegen, zumal die Lüge der Wahrheit so nahe lag! Dennoch schien diese Resignation auf die Hand eines wohlhabenden, so beharrlich bittenden Mannes, der Actenanlage zufolge, merkwürdig genug, um den Verfasser noch zu besonderen Nachforschungen deshalb zu veranlassen. Sie ergaben das nachfolgende Bekenntniß und anderweitig dessen volle Glaubwürdigkeit.

„Ich hatte wirklich große Achtung vor Herrn Leber; Sie glauben nicht, wie sehr der Mann im näheren Umgange gewinnt; er ist nicht hübsch, aber wenn man ihn näher kennen lernt, muß man ihn immer lieber haben. Als ich ihm sagte: Sie sind für mich viel zu gut! war

dies wirklich mein Gefühl; allein seine Hand ausgeschlagen habe ich aus diesem Grunde nicht. Ich will Ihnen nun einmal ganz offen gestehen, wie es eigentlich zusammen hing: es war blos wegen Herrn X., dieser war dagegen. Er rieth mir immer aus allen Kräften ab und hatte allerlei auf Leber zu sagen. Dieser setzte dennoch seine Bewerbung fort und kam namentlich deshalb einstmals zu einem Besuche auf mehrere Stunden, wo er mich fast flehentlich bat. Während der Zeit kam Herr X., und als er hörte, daß Leber da sey, ging er wieder weg. Nach einer Stunde etwa kam er wieder. Meine Beta sagte ihm, daß Herr Leber noch da sey. Darauf sagte er zu dieser: „„Sage Sie an Madam, wenn sie Leber heirathe, dann beraube sie neun Kinder ihres Vaters!““ Als Leber weg war, kam Beta und erzählte mir dies, und bat selbst flehentlich, ich solle es doch nicht thun, daß ich Leber heirathe, „„ach Gott, Madam! Herr X. holt so vål up se, he bringt sick gewiß um!““ — Da faßte ich den festen Entschluß, Leber nicht zu nehmen. Ach, hätte ich es doch gethan! wie viel Unglück weniger wäre geschehen! ich hätte dann ohne Sorgen leben können und wohl nie wieder an Vergiftungen gedacht!“ —

Ein anderes, auf diese Zeit bezügliches Bekenntniß lautet:

„Eine falsche Handschrift habe ich mir 1819 zu Schulden kommen lassen. Als mich in dem Jahre Herr Leber besuchte, half er mir mit 200 Rthlr. Da ich mich zu der bewußten Sache nicht entschließen konnte, wurde ich für diese Gelder besorgt und konnte mich an Keinen, als an Herrn X. wenden. Aus Furcht, X. möchte mir nicht glauben, schrieb ich einen Schein und bat einen meiner Nachbarn, selbigen

für mich zu copiren. Denn Herr Leber hatte damals von mir keine Unterschrift verlangt. — Als ich diesen Schein an X. gezeigt, habe ich ihn gleich vernichtet."

In einem andern Berichte über ihr Verhältniß zu X. führte die Verbrecherin an: „Nun traf es sich mit dem guten, braven Leber, dem ich entsagte. Da sagte ich mal zu Herrn X.: wenn ich alt werde und Sie keinen Gefallen mehr an meinem Umgang finden, wollen Sie mich dann auch verlassen? „„Nein,"" sagt er, „„Sie sind noch lange nicht alt.""

„Nun wünschte er noch eine Obligation von 1500 Rthlr. gezeichnet zu haben.... Da werde ich so sehr traurig. Mit bebender Hand gebe ich dem Lehrburschen die Obligation unterzeichnet zurück.... Einige Tage später kommt X. zu mir und sagt: „„Sie haben die Obligation gezeichnet: jetzt sollen Sie von mir ein Papier haben, wovon Sie gewiß zufrieden sind!"" Ich habe es nicht erhalten. — Auch dachte ich immer: er ist Familienvater."

Allmählig verursachte der freundschaftliche Verkehr zwischen Herrn X. und der Madam Gottfried ein, besonders für den guten Ruf der letzteren, immer nachtheiligeres Gerücht, und wenn schon vielleicht keine ihrer Freundinnen ihr etwas Schlechtes zutrauen mochte, so hatte sie doch von denselben heftige Vorwürfe über ihren Leichtsinn anzuhören, dringende Warnungen zur Beendigung dieses Umgangs. Ihre Antwort war: daß sie leider ihrer Geldangelegenheiten wegen Herrn X. noch nicht entbehren könne und deshalb schon noch gezwungen sey, gegen ihn „die Katze zu spielen."

„Ich hörte," heißt es in dem erwähnten Berichte weiter, „daß durch den Umgang mit X. man mich sehr tadelte;

ich fühlte aber, welchen großen Dank ich X. schuldig war. Auch mußte ich oft hören, von meinen Bekannten: „„warum nimmst du nicht ein Kind von armen Eltern? X. kann seine selbst groß machen!““ Ach, dachte ich, dürfte ich euch doch sagen, wie er sich meiner angenommen hat!“ —

„Wie mein seliger Vater stirbt, giebt er an Herrn Kramer (siehe S. 159) eine Hypothek von 2800 Rthlr. groß, aus Vorsicht wegen meines Bruders; warum Vater dies gethan, kann ich mir nicht erklären. — Nach Vater seinem Tode kommt Herr Kramer zu mir, sagt: „„Sie sind mir nichts schuldig.““ Ich bitte ihn, mir 600 Rthlr. zu geben, ich müßte für meinen sel. Vater so viel noch bezahlen. — Auf einmal kommt Herr X. zu mir, sagt: „„ich habe die 600 Rthlr. bei Herrn Kramer bezahlt und die Hypothek da weggenommen. Wie können Sie solche Papiere Jemandem in Händen lassen! der Mann ist alt, kann sterben, was wollten die Erben sagen! das ist ja gefährlich!““.... Mein Gott, sage ich, was denkt der gute Herr Kramer von mir! ohne das Geld zu kündigen! und ein Mann, der meinem seligen Vater so viel Liebe erzeigt hat! — Ich gehe zu Herrn Kramer, treffe aber seine Frau, sage, daß ich von der ganzen Sache nichts wisse und ganz unschuldig sey. Sehr unfreundlich sagt diese, sonst so gute, Frau zu mir: X. habe gesagt: was ich wohl brauchte in einem solchen Hause zu wohnen! ich könnte auf ein Zimmer ziehen; ich könnte es lange nicht mehr gut machen. Traurig und beschämt verließ ich die Frau, und Herr Kramer hat seit der Zeit mein Haus gemieden.“

Der Stolz, die Ehrliebe der Frau fühlten sich tief verletzt. Lange schon hatte sich eine gewisse, mit behaglicher Zuneigung unverträgliche Furcht vor X. ihrer bemächtigt. Er war ihr zu klug, zu scharfsichtig und wagte zu eigenmächtige Eingriffe in ihren Wirkungskreis: ihre Furcht stieg zur Angst vor X. Sie suchte sich von ihm los zu machen, so viel es in ihren Kräften lag. Wäre sie nur durch die Gewohnheit seines persönlichen Umgang, seiner Freundschaftsbezeugungen, an ihn gebunden gewesen, es dürfte ihr gelungen seyn.

Denn als seine Besuche jetzt, 1821, bei ihr weniger wurden, war fortwährend ihr Miethsmann, der junge Herr Mosees, an ihre Person gefesselt, unter täglichen Beweisen herzlicher Anhänglichkeit. Ihre Beta, die aufopferndste Liebe selbst, wurde wie von selbst durch ihre große Theilnahme an dem Schicksal der Herrin zu deren Freundin erhoben und wäre für sie in den Tod gegangen. Wollte dennoch eine unerklärliche Furcht sich zuweilen des Gemüths der heimlichen Sünderin bemächtigen, so bediente sie sich dagegen jetzt eines eigenthümlichen Trostmittels: des Umgangs und der Liebe junger Mädchen.

Schon seit 1820, wo, wie die Gottfried selbst es nannte, die ersten „Geld-Trubel" zwischen ihr und X. vorfielen, hatte ein banges Gefühl ihren Blick in die Zukunft zuweilen umdüstert. Sie suchte es sich durch folgende Ueberlegungen klar zu machen. Du hast jetzt Freunde und Freundinnen, weil du noch jung bist, wohlthun kannst u. s. w. Sorge dafür, auch im Alter nicht allein zu stehen: schließe Bündnisse mit jungen Mädchen, die dich einst nicht verlassen! — Mit solchen Gründen vereinte sich ihr Bedürfniß nach Zerstreuung und Auf-

heiterung von Außen, und nach der Erfahrung, daß ein fröhlicher Verkehr mit unschuldigen Kindern selbst dem Ausbruche des Wahnsinns heilsam entgegen zu wirken vermag, fühlte sie ein immer lebhafteres Bedürfniß nach der Gesellschaft junger Mädchen. Daß ihr Ruf durch den Anschein kindlicher Gesinnung, durch das eben so leicht bestochene, als schwatzhaft weiter verbreitete Urtheil der Kleinen nur gewinnen werde, waren Nebenvortheile. In diesem Sinne ist denn auch wirklich ihr Umgang mit jungen Mädchen, ihre Liebhaberei für Kindergesellschaften von einer Menge Zeugen in den Acten dargestellt worden. Aus den Papieren der Inquisitin selbst gehört Folgendes hieher.

„Die auf 1819 folgenden Jahre, bis zu meiner Verhaftung, habe ich meinen Geburtstag mit Kindern angenehm verlebt. Damals junge Mädchen von 10 bis 12 Jahren, größtentheils Nachbarkinder, die wohl eine Gesellschaft von 12 Personen ausmachten. Oft sagte ich zu diesen Kindern: wenn ihr nun groß seyd und ich alt bin, dann erinnert euch oft dieser frohen Tage und vergeßt mich nicht! Ach, dann faßten sie mich um den Hals, küßten mich, mit den Worten: „„nie! nie!""

„Die letzten drei Jahre unterließ ich es, sie einzuladen; demohngeachtet erfreueten sie mich doch mit kleinen Geschenken, welches ich den Sommer wieder gut machte und mit ihnen auf's Land fuhr. Diese Freude, mit Kindern auf's Land zu gehen, habe ich mir oft gemacht."

„H.s war die einzige (meiner Freundinnen) welche diese Freude mit mir theilte."

„Wenn wir des Abends zurückfuhren und den Kirchhof vorbei, dann sagte mir mein Herz: deine Kinder, die mit Recht diesen Tag feiern durften, ruhen im Grabe;

und es wurde so still in mir. So klopfte oft das Gewissen an; aber ich gab kein Gehör."

„Diese Kinder sind größtentheils schon junge Christinnen. Mit welchem Abscheu mögen die jetzt an mich denken! — Ach, wie glücklich ist der Mensch, der einen frohen Kindessinn hat!"

Doch nicht blos die Gewöhnung an Herrn X. vertrauten Umgang, welcher durch jenen Verkehr mit Kindern nur einigermaßen ersetzt wurde, auch das Schuldverhältniß der Verbrecherin zu diesem reichen Manne, ihr fortdauerndes und unabsehbares Geldbedürfniß, endlich ihre Furcht vor einer Entzweiung mit ihm — alles dieses waren unauflösliche Bande.

Mit diesem Verhältnisse hängt vielleicht, wie die Verbrecherin wohl andeutete, doch nie bestimmt aussprechen wollte, ihr im Herbste 1821 gefaßter Entschluß zusammen, ihr Haus zu verlassen und sich an einer der schönsten und lebhaftesten Straßen der Stadt, der Obernstraße, einzumiethen, ein Entschluß, den sie stets bejammerte als mittelbare Veranlassung aller ihrer späteren Gräuelthaten. — Sie beabsichtigte, aus Herrn X. Nähe wegzukommen oder doch die Verheimlichung seiner fortwährenden Besuche vor den bisherigen mit ihren Freundinnen bekannten Nachbarn. Vielleicht bedurfte sie auch der Zerstreuung einer lebhafteren und freundlicheren Wohnung jetzt um so eher, da unlängst ihre treue Beta mit einem braven Manne, dem Matrosen und Küper Friedrich Schmidt, sich verlobt hatte, mithin deren Verlust, der Verlust jener stündlichen Liebesbeweise und Lobpreisungen bevorstand, wozu die ehrliche Seele sich immer gedrungen fühlte und woran die Verbrecherin

selbstgefällig zur Beschwichtigung ihres unseligen Innern so sehr gewöhnt war.

Sie bezog also einige Zimmer an der Obernstraße bei Herrn Sch—k—g, wo sie einige Monate mochte gewohnt haben, als Kassow's alte Zärtlichkeit, der sich seit 1817 fern gehalten, noch einmal gleichsam aufloderte. Das Factum, wie die Verbrecherin es mittheilt, ist anderweitig außer Zweifel gestellt worden. „Nach Gottfried seinem Tode haben meine Augen den seligen Kassow nur einmal wieder gesehen. Ohngefähr drei Monate vorher, ehe ich bei Eckerlien einzog, kommt Kassow zu mir, und wie er eine Viertelstunde bei mir gewesen, bittet er mich, ihm doch ein Andenken zu schenken. Ich, der früheren Freundschaft gedenkend, stehe auf, gebe ihm einen goldnen Ring mit zwei kleinen Steinen. Er schien sich sehr zu freuen, blieb noch eine Viertelstunde, küßte mich und ging weg. — Bei diesem Besuche, kann ich schwören, ist nichts Verbotenes vorgefallen; und ich habe ihn seit dem Tage nicht wieder gesehen."

Nach einem halben Jahre, um Ostern 1822, verließ die Verbrecherin ihre neue Wohnung wieder, um in das benachbarte Haus des Herrn Eckerlien zu ziehen, dessen freundliche mittlere Etage ihrem, steter Aufheiterung von Außen bedürftigen Gemüthe so sehr zusagte. Doch sie fand keine Ruhe: immerwährende Furcht, wenn sie allein war, zehrte an ihren Körperkräften, und in schändlicher Heuchelei klagte sie diesen Zustand ihren Freundinnen als die Folge der Erduldung schwerer göttlicher Prüfungen.

So kam es, daß sie von einer theilnehmenden Freundin zu Stade dringend um einen Besuch, eine Erholungsreise dorthin gebeten wurde, deren auch der oben abgebrochene Bericht

des Herrn Magister R. wie folgt erwähnt. „Doch die mannigfaltigen Aufträge der Gottfried sollten damit ihr Ende noch nicht erreicht haben; sie hatte hier eine sehr vertraute Freundschaft mit einer Jungfrau R—sch—ch geschlossen, die in der Folge der Regierungsschreiber H. zu Stade heirathete. Sie erhielt oft von ihr Briefe, deren Beantwortung sie mir gleichfalls zuschob und diese dann abschrieb. Der letzte Brief der H. enthielt Manches, was mir nicht gefiel, besonders ihre und ihres Gatten zu warme Einladung, nach Stade zu kommen und dort mit ihnen einen Garten der Vorstadt zu bewohnen, den Stader jedes Standes täglich frequentirten. Statt der abermals darauf zu verfertigenden Antwort erhielt die Gottfried meine schriftliche, sehr offene, Bedenklichkeit und Warnung bei und vor der Annahme der ihr gemachten Offerten. Dies nahm sie so schlecht auf, daß ich den erbrochenen und gelesenen Brief wieder erhielt."

Nichts konnte der an stetem Außengenuß gewöhnten, oft durch Gewissensbisse gequälten Sünderin gerade jetzt willkommener seyn, als eine solche Reise mit alle den Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten des so lockend ausgemalten Aufenthalts zu Stade. Entbehrte sie doch gegenwärtig nicht nur den Umgang des Herrn X. und ihrer sie vergötternden Beta, sondern, da sie die alte Wohnung verlassen, selbst der zärtlichen Aufmerksamkeiten Mosees.

Die Papiere der Verbrecherin enthalten über diese Reise manches Interessante. „Nun reisete ich (Sommer 1822) nach Stade. Ach, meine Beta, des Morgens 4½ Uhr war sie schon bei mir, um mir zu helfen. Nie habe ich die Selige so weinen sehen, als den Morgen. Ich selbst blieb traurig bis 12 Uhr, unterwegs."

„Des Morgens sechs Uhr fuhr ich vor bei Helene R—sch—ch;" (der Schwester ihrer Freundin, welche mit nach Stade reisete) „beim Einsteigen zu mir in den Wagen sagte sie diese Worte: „„dem Glück entgegen!"" — Oft habe ich an diese Worte gedacht! — Unterwegs konnte ich gar nicht froh seyn. Um nicht albern zu scheinen, enthielt ich mich der Thränen. In dieser Stimmung blieb ich bis 12 Uhr. Ich sprach mit Helenen, scherzte wohl; aber das Herz war anders. — Da trat die Sonne schön hervor und ich wurde ganz froh."

„Bei der Abreise des Morgens begegnete uns auf der Heerstraße, um 10 Uhr, ganz einsam und allein ein Handwerksbursche.... in dem Augenblick erinnerte ich mich meines sel. Bruders, mit dem Gedanken: ach, so einsam kam der zu seinen Eltern zurück, und traf eine leere Stelle." —

In Stade wurde sie aufgenommen, gehegt und gepflegt wie ein theures Familienglied, dessen langjährige bittere Leiden man gern auf einmal möchte vergessen machen. Ihr nachstehender, von dort aus geschriebener Brief an ihre Freundin Marie ist characteristisch und in mehr als einer Rücksicht interessant.

„Stade, den... ich weis nicht! [37])

Meine liebe Marie!

In meinem letzten Briefe vergaß ich, Dich zu bitten, den weißen Kopf auf meinem Wohnzimmer umzutauschen und 2 andre zu besorgen; nur wünsche ich sie gerne etwas kleiner zu haben und so billig, wie möglich. Hast Du in diesem Augenblick nicht die Auslage, so bitte deine Freundin G.; bei meiner Zurückkunft will ich es Dir wieder geben.

Grüße doch Frau Dreyern von mir und bitte sie, daß mein Ofen abgeputzt wird. —

Was machen meine Vögel und Blumen? stelle sie doch fleißig in die Luft und mache mein Stübchen recht niedlich! Drei Tage vorher bestimme ich Dir meine dortige Ankunft, wo wir uns denn wieder herzlich umarmen wollen, und viel, recht viel, mit einander plaudern können. — Denke doch auch zuweilen an die kranke Remling, und grüße meinen Wirth, und laß mich doch mal wissen, ob die Wohnung schon an Jemand vermiethet ist.

Ich trinke seit einigen Tagen Bitterwasser, und so hat sich das Übel, welches sich bei allen Unannehmlichkeiten vorgefunden, wieder gelegt. Recht oft wünsche ich Dich in meine Nähe; ich bin in einem schönen Garten, wo morgen eine Hochzeit von 250 Personen gegeben wird. Wärest Du doch hier! Denn obgleich man mich auf alle mögliche Art sucht zu erfreuen, so kann ich doch, wenn ich alleine bin, nicht vergnügt seyn. Ich muß oft weinen, ohne daß ich die Ursache weiß. Es ist ja wohl das Heimweh.... Gestern fuhren wir nach Agathenburg, vorgestern nach dem Alten-Lande; heute sind wir bei dem Regierungsrathe, morgen bei Doctor Fr—d—ls. Manchmal denke ich bei mir selbst: wie will das werden, du wirst verwöhnt! in Bremen bin ich im ganzen Jahre nicht mehr ausgegangen, als hier in drei Wochen. — Mein Strohhut, liebe Marie, hat unterwegs sehr gelitten und ich mußte ihn hier gleich ändern lassen; er sitzt aber so, daß wenn ich zurück komme, du ihn nur gleich ändern kannst.

Grüße herzlich Nordsieks und die liebe S—l, und geh' doch auch zur W—n und H—chs, ich habe es

mehreremale vergessen, sie grüßen zu lassen, und auch zu der Köppen. Und laß mich doch mal wissen, ob Du deinem Versprechen nach schon auf meinem Zimmer Kaffee getrunken hast? Wenn ich zurück komme, will ich es so einrichten, daß es am Sonntag Abend ist. Dann, liebe Marie, mache mir die Freude, da ich über Hastedt in's Osterthor komme, mir mit der Köppen und mehreren Bekannten entgegen zu kommen; keine größere Freude könntest Du mir bereiten.

Es schließt und küßt Dich herzlich Deine

Gottfried.

Adresse: Herrn Revisor H—g.
Beckerstraße.
Grüße Beta M.

Das aus diesem Briefe hervorleuchtende großartige oder vornehme Leben der Briefstellerin zu Stade ist actengemäß; der vornehmen Rolle, die man sie spielen ließ, mußte sie nun auch in allen Dingen gemäß auftreten, namentlich in einer nach allen Seiten durch Freigebigkeit sich äußernden Wohlhabenheit. So fand sich aber, ehe sie sich's versah, zu ihrem Schrecken ihre Casse erschöpft. An dem fremden Orte mochte sie diese Verlegenheit Niemandem gestehen, dagegen sträubte sich ihr Stolz, und selbst X. würde ihr kein Darlehn gesandt haben, wenn sie die Bitte darum nicht ganz besonders begründet hätte. So fällt sie auf den Gedanken des Vorgebens, daß ihr dort Geld gestohlen sey, paßt einen gelegenen Augenblick ab, um das Schlüsselbund ihrer gastlichen Freundin zu ergreifen, dreht den Bart eines Schlüssels in ihrem Commodenschlosse ab, wirft die Schlüssel weg — macht

Lärm. Die Commode wird geöffnet, das Gefürchtete bestätigt sich: sie ist bestohlen!

Zum Unglücke war die Frau des Hauses ohnehin mit ihrem Dienstmädchen nicht sehr zufrieden, als dieser vermeinte Vorfall dieselbe sofort dem dringendsten Verdachte aussetzte und eine strenge Criminal-Untersuchung herbeiführte, deren Beginn, zur Feststellung des Thatbestandes, die eidliche Bekräftigung nöthig machte, daß der Diebstahl überhaupt wirklich Statt gefunden.

An eine solche Nothwendigkeit, ja auch nur an die ernste Richtung der Folgen ihrer leichsinnigen Lüge hatte Madam Gottfried nicht entfernt gedacht, als schon die gerichtliche Behörde in der Wohnung des Herrn H. erschien, um jenen Eid von ihr entgegen zu nehmen. Daß es in diesem Augenblicke der stolzen, ehrsüchtigen Verbrecherin, wie wir sie kennen, unmöglich war, zurück zu treten, sich, die so sehr geachtete Dame, in den Augen ihrer gastlichen Freunde und der Gerichtspersonen durch das Geständniß der Wahrheit zu beschimpfen, liegt am Tage. Sie bekannte hierüber dem Herausgeber: „die Herren kamen plötzlich zu mir mit ihren Büchern u. s. w. und ich verstand die ganze Sache nicht und schämte mich in dem Augenblick, als ich schwören sollte, die Wahrheit zu bekennen." — Die Mörderin war jetzt auch eine Meineidige geworden. Doch drückte dies ihr Gewissen damals nicht, obgleich die arme verdächtige Magd, eine Fremde, aus Furcht die Flucht ergriff und am Ende eines weitläuftigen Untersuchungsverfahrens nur mit genauer Noth unbestraft blieb. Erst später, als der Arm der Gerechtigkeit unsere Verbrecherin ergriffen hatte, werden wir sie sehen, unter der Last dieses Meineids bis zum Wahnsinn geängstigt.

Eine Vergnügung drängte damals die andere, das Unangenehme des vermeintlichen Diebstahls zu verwischen; Madam Gottfried, mit neu gefüllter Casse, allenthalben beliebt und geehrt, konnte nicht wegfinden aus diesem Kreise der Lust. Endlich, als schon vor vier Wochen Helene R—sch—ch abgereiset war, mußte auch sie Stade wieder verlassen und kehrte heim in lustiger Zerstreuung. Darauf bezieht sich eine auf einem besonderen Zettel bedeutsam ihren Papieren mit Zwirn angeheftete Notiz: „als ich von Stade abreisete, in dem Augenblick, als der Fuhrmann kam, ersuchte er mich, ob ich wohl erlaubte, daß er einen Herrn mit nach Bremen nähme? Da dieser Fuhrmann lange krank gewesen und viele Kinder hatte, gönnte ich ihm gern diesen kleinen Verdienst. — Ein junges Mädchen aus Bremen hatte ich zum Vergnügen mit."

Von Stade zurück gekehrt, ihrer einförmigen Unthätigkeit überlassen, wird nun aber die Verbrecherin immer mehr ein Raub quälender Sorge um die Zukunft. — Mehrere tausend Thaler verschuldete sie bereits Herrn X., und mit jedem Tage merkte sie deutlicher, daß seine Bereitwilligkeit zu neuen Geldvorschüssen nicht mehr die alte war. Ihre Immobilien, im Jahre 1817 noch erst mit 2500 Rthlr. belastet, waren seitdem durch die Vorschüsse des Herrn X. demselben nach und nach um 2 bis 3000 Rthlr. tiefer verschuldet, und nun schienen sie ihm zu keiner weiteren Sicherheit genügend. „Herr X. hat mir oft versichert," schrieb die Gottfried in Bezug auf diese Zeit, „Niemand gebe mir noch 100 Rthlr. in mein Haus, und würde es verkauft, so käme das nicht dafür, was darin sey, und wovon ich denn leben wollte? — Sonst hätte ich gleich so

viel Geld genommen.... Meine Angst damals ist gewiß Gott bekannt. Und wem sollte ich diese Sache anvertrauen? — Unzählige Male hat mir X. gesagt, keine **100** Rthlr. könne ich noch in mein Haus bekommen. So hatte ich die größte Angst vor ihm und vor seiner gedroheten Kündigung."

„In meiner Gefangenschaft," schrieb die Inquisitin ein andermal, „habe ich sehr oft gedacht: hätte dein sel. Vater dich doch mit Documenten und Handfesten bekannt gemacht und dir deine Vermögensumstände mitgetheilt! Wenn ich es aber von der andern Seite ansehe, so hat mein seliger Vater die besten, edelsten Absichten gehabt. Der Selige wußte, daß ich eine große Eitelkeit besaß und hat gewiß gedacht, bei reiferem Alter sey es noch immer früh genug, da würde ich es besser zu schätzen wissen."

Daneben hat gewiß auch der betrügerische Accord, welchen der alte Timm nach Miltenberg's Tode für die Wittwe abschloß, deren Blick über den Werth ihres Immobiliarvermögens für eine lange Folgezeit getrübt, das Gefühl der Abhängigkeit von X. verstärkt, worunter sie jetzt nicht selten seufzte.

Aber dieses Band war es nicht allein, wodurch sie sich an denselben geknüpft fühlte: es kamen dazu die Reize des freundschaftlichen Verhältnisses zu dem lebenskräftigen Manne, persönliches Wohlgefallen an ihm. So stand sie da, als anfangs **1823** sie wiederum die Blicke eines Freyers auf sich zog: es war der Stiefsohn Eckerlien's, ihres neuen Hauswirths, der Modewaarenhändler Paul Thomas Zimmermann.

„Als ich nun von Stade kam und einige Monate an der Obernstraße gewohnt (hatte), machte mir Herr

Eckerlien den Antrag mit seinem Stiefsohne Zimmermann; meine Antwort war damals, ich sey entschlossen, unverheirathet zu bleiben. Zimmermann kam selbst zu mir; ich fand, daß er ein braver Mann sey."

Sie erkannte, daß, wenn auch eine Verheirathung mit einem ihr innerlich gleichen Manne denkbar gewesen, doch eine Ehe mit Herrn Zimmermann Sache der Unmöglichkeit für sie war. Ihr ganzes Wesen war ja geistig und körperlich nur eine große Lüge, ein Schein ohne Wesen, unfähig den durchschauenden Blick täglicher, eng vertrauter Beobachtungen eines Ehegatten zu ertragen. Ihr Körper, mit übertünchten Wangen, elfenbeinernem Gebiß, falschem Busen und einer durch zehnfache Kleidung erkünstelten Wohlbeleibtheit, worunter sich ein sündenabgezehrtes Gerippe verbarg, stand, möchte man sagen, mit ihrer Seele im Wetteifer der Heuchelei, zur Verbergung des Wahren steter Aufmerksamkeit bedürftig. Aber noch schwerer, ja unmöglich, war der Verbrecherin die bei täglichem ehelichem Zusammenleben erforderliche Spannung zur heuchlerischen Verbergung ihres wahren Innern. Hier hatten ihre lichtscheuen Thaten längst eine drohende Scheidung aufgethürmt zwischen ihr und der Menschheit.

Doch war ihr der Heirathsantrag willkommen und setzte ihre Seelenkräfte in Thätigkeit, um daraus mit vampyrischem Durste für ihr theures Selbst alle möglichen Vortheile zu ziehen: sie konnte dadurch einen erhöheten Schein von Werth in den Augen ihrer Bekannten und — eine gefüllte Casse von dem Heirathslustigen erlangen.

Heuchlerisch bescheiden kleidete sie ihre obige abschlägige Antwort so ein, daß der Bewerber nur desto eifriger seine Hoffnung verfolgte. Sie ließ sofort Herrn X. zu sich kommen, mit kaum versteckter Selbstgefälligkeit den ihr gewordenen Antrag ihm mitzutheilen, in der Erwartung einer ihr schmeichelhaften Abmahnung. Allein X. fand sich dazu nicht bewogen; ruhig äußerte er nur: Herr Zimmerman sey ein braver Mann. „Darauf sage ich — so lautet die Erzählung der Verbrecherin —: Herr X., Sie haben bis jetzt keine Zinsen von mir genommen; ich freue mich, durch diese Verheirathung Ihnen gehörig die Zinsen zahlen zu können; aber bitte! kündigen Sie uns doch nicht die Gelder, damit Zimmermann nicht gleich in Verlegenheit geräth...."

„Aber, sage ich, mein Leinenzeug ist nicht ganz besonders, und ich möchte es doch gern ordentlich am Hochzeitstage beisammen haben; wollen Sie mir wohl **300** Rthl. geben? — Er giebt es mir! und früher hatte er mir kleinere Summen gegeben, und ich zeichne ihm eine Obligation von **600** Rthlr."

So hatte die Listige, wenn auch nicht die gehoffte Steigerung eines persönlichen Interesses, doch bereits wichtige Vortheile bei Herrn X. durch obiges Ereigniß zu erlangen gewußt. Sie war einstweilen vor der gefürchteten Kündigung sicher und hatte wieder über eine bedeutende Summe Geldes zu verfügen. Diesmal wandte sie dieselbe klug genug an: sie wußte damit, anscheinend ganz ungesucht, in den Augen der alten ehrlichen Eltern Zimmermann's einen Schein von Wohlhabenheit, ja Reichthum zu erkaufen, der ihre Hand für den Freier, wie man's zu nennen pflegt, als die beste Parthie erscheinen ließ.

Als daher Zimmermann, seine Bewerbung fortsetzend, das auch ihm entgegen gestellte angeblich Gottfried gegebene Versprechen durch seine Bitten beseitigte, stellte die Wittwe ihm, ebenfalls wie ein Hinderniß der Heirath, vor, daß sie noch Schulden habe und gerade gegenwärtig 200 Rthlr. bezahlen müsse. Zimmermann, von dem Reichthume seiner Geliebten überzeugt, hielt dies, gerade wie jene es gewünscht hatte, nur für einen Prüfstein seiner Liebe und händigte ihr sogleich diese Gelder als Darlehn ein! — Nicht genug! immer war die Schuld Gottfried's bei Herrn .... W. noch unbezahlt; und wenn gleich letzterer in Rücksicht auf die unerhörten Leiden der Wittwe dieselbe nie mahnte, so fürchtete sie doch immerwährend die Geltendmachung dieser Forderung. Von dieser Furcht wollte sie befreit seyn. Sie ließ Herrn .... W. zu sich bitten, stellte ihm ihre Aussicht vor, sich zu verheirathen, wenn er ihre Bitte erfüllte, auf seine Forderung zu verzichten. „Herr .... W. versicherte, es sey nicht möglich und er wünsche doch lieber, daß es vor der Hochzeit entrichtet würde." Jetzt entdeckte sie auch diese Verlegenheit Zimmermann, und derselbe, in dem Wahne wie oben, war sogleich auch diese 600 Rthlr. vorzustrecken bereit. — Nach so bestandenen Proben konnte natürlich die Wittwe nun nicht länger umhin, dem Liebenden um den Hals zu fallen, mit dem Gelöbnisse ewiger Gegenliebe.

Hiernächst lag es der Heuchlerin besonders am Herzen, die gute Meinung, welche ihre Freundin Marie H. von ihr hegte, und welche durch das Verhältniß zu X. gelitten hatte, bei dem anscheinend bevorstehenden neuen Lebensabschnitt wieder zu heben. Sie stellte sich entzückt, durch die Heirath aus dem für ihren guten Ruf so beklagens-

werthen Geldverhältnisse zu X. erlöset zu werden, pries Zimmermann's Frömmigkeit, dessen liebste Lectüre die Stunden der Andacht seyen und der ihr ein „so religiöses Stammblatt gegeben, mit dem tröstlichen Verse:

Die Güte, die mich werden hieß,
Die den Bedrängten nie verließ,
Die wird mich nie verlassen!
u. s. w. u. s. w.;"

sie dankte Gott, daß der ihr nun wieder Eltern schenke, mit denen sie könnte zum Abendmahl gehen, welches sie so lange versäumt habe, und bat ihre Marie, dieses mit ihr zu feiern" und „war innig vergnügt."

Ihre Freundin vernahm alles mit herzlicher Theilnahme, freute sich besonders über die Beendigung des Umgangs mit X. und empfing darüber nochmals eine heilige Versicherung.

Inzwischen hatte Zimmermann einem Freunde, dem Herrn M—ll—r, entdeckt, daß er die Gottfried zu heirathen willens sey und sich dessen Meinung hierüber erbeten. „Ich sagte," deponirte derselbe im Verhör, „ich wisse nicht, ob ich ihm Glück wünschen solle. Sein Leben schwebe bei der Person in Gefahr. Männer und Kinder seyen ihr abgestorben und man behaupte, daß sie etwas an sich habe, das ihrer näheren Umgebung schädlich sey. Wenn er jedoch diesen Glauben auch nicht habe, so sey doch das zu bedenken: X. habe einen Umgang mit der Gottfried, der ihm, als Ehemann, nicht anstehen werde. Er habe alle Geschäfte der Gottfried besorgt und stehe mit ihr in Geldangelegenheiten so verwickelt, daß es Schwierigkeiten haben werde, ihm das Haus zu weisen; sein häufiges Kommen

und langes Verweilen werde aber dem künftigen Ehemanne nicht angenehm seyn. — Zimmermann sagte der Gottfried dies wieder, und namentlich, daß er X's Umgang nicht länger werde dulden können. Dies hatte dann Streit gegeben, und es kam so weit, daß X. mir in's Haus kam und mich zur Rede stellte. Ich sagte ihm geradezu, daß es eine bekannte Sache sey, daß er 5 bis 6 Stunden bei der Gottfried und mit ihr allein sey, und ein Weiteres, als dies Factum, hätte ich nicht gerügt."

So entstand, was die Inquisitin weiter berichtete: „Einige Tage nachher wurde Zimmermann stille, ging zu seinen Eltern, kam nicht zu mir herauf. Darauf fragte ich nach der Ursache, welche er mir aufrichtig gestand: Nachtheiliges von mir mit X. gehört zu haben. Ich erschrak. — Dazu wurde mir gesagt: Herr L—ch—g, ein Vetter seiner ersten Frau, habe gesagt: was er dazu beitragen könne, sollten wir nie zusammen!". (nie uns heirathen.)

In dieser drohenden Gefahr, den Verlobten wieder zu verlieren, ehe sie die gehörige Beute bei ihm gemacht, bewies sich jetzt die Verbrecherin wiederum als eine Meisterin in der Verstellungskunst. Wohl bekannt mit der psychologischen Wahrheit, daß ein fliehendes Gut den Reiz darnach vermehrt, spielte sie die durch die Äußerung jenes ihr nachtheiligen Gerüchts tief Verletzte; erklärte sich weinend für ein Opfer der „dunkeln, unerforschlichen Wege der Vorsehung," entschlossen, keinen Glücklicheren in ihr trauriges Loos zu verknüpfen, welches doch noch nicht unglücklich genug sey, um nicht noch schändlicher Verläumdung Raum zu geben, und sagte sich endlich von dem Verlöbnisse freiwillig, unter vielen Thränen, wieder los.

Wie hätte aber solche Kunst auf das arglose, biedere Gemüth des ehrlichen Zimmermann ihre Wirkung verfehlen können! „sein Herz neigte sich," wie die Gottfried sich ausdrückte, „wieder zu ihr," und wenn bald hernach sie auch, durch abermalige Warnungen, welche Zimmermann's Freunde gegen denselben ausgesprochen, zu Wiederholung ihrer obigen Schauspielerei sich genöthigt sah, so „kam es doch immer wieder zum Guten," und ihre Gleißnerei behauptete im Herzen des Liebenden das Feld.

Gleichwohl wurde es ihr durch solche Mißhelligkeiten klar, daß sie mit der Ausführung des schrecklichen Vorsatzes nicht säumen dürfe, welcher längst, gleichsam von selbst, wie durch die Umstände geboten, in ihrer Seele sich gebildet hatte; so, daß die Inquisitin im Verhöre über die Motive zur Vergiftung Zimmermann's mit Wahrheit versichern konnte: „ich kam dazu, ich weiß nicht wie!" „ich kann nicht angeben, wie mir zuerst der Gedanke kam." So wie auch ihre desfalsige Erklärung: „ich dachte, ich wollte diesen Versuch mal machen!" (nämlich mit Mäusebutter zu vergiften) ein entsetzliches Licht auf den Zustand ihres Herzens wirft. Zum Hinwegräumen eines Menschen, wenn ihr dies Vortheil brachte, bedurfte sie keines besonderen Vorsatzes mehr: es folgte schon aus ihrer bleibenden, natürlichen Gesinnung. Nur ein äußerer Reiz brauchte zu entstehen; wie wir unwillkührlich ein widriges Insect von der Hand schleudern! —

Jeder Tag konnte, so sprach die Stimme ihres bösen Gewissens, neue Warnungen vor das Ohr ihres Verlobten bringen; er konnte ihr ungeheures Schuldverhältniß zu X. erfahren, unwiderruflich zurück treten, sie unglücklich machen, durch Einforderung seiner Darlehne.

Eine Heirath, haben wir gesehen, war, nach der Persönlichkeit der Verbrecherin, ihr unmöglich. Aber es reizten dazu auch nicht einmal eigennützige Triebfedern. Zimmermann hatte zwar seit einiger Zeit sein Modewaarengeschäft mit glücklichem Erfolge betrieben; allein große Reichthümer konnte er noch nicht erworben haben, wie sich leicht nachrechnen ließ. Dagegen hatte die Verbrecherin erst bei Gottfried das Trügliche der Beerbungen, wozu auch Schuldenlasten gehören, erfahren, und so stellte sich ihren Sinnen nichts vortheilhafter dar, als der Erwerb von Geldern durch den Tod des Verlobten vor der Hochzeit.

Gerade als sie die obigen Darlehne von Zimmermann erhalten hatte, war ihr Auge beim Lesen der wöchentlichen Nachrichten auf ein Gift gefallen, welches (am Markte bei L......u) zum Verkauf ausgeboten wurde, die sogenannte Mäusebutter [38]). Sogleich hatte sie gedacht: ob das auch wohl so gut, wie der Arsenik, auf Menschen wirke? und durch ihre täglich zu ihr kommende Beta eine Kruke davon holen lassen, vorgebend, daß sie sich vor Mäusen nicht bergen könne. Sie hatte das Gewünschte wie einen Lebensbalsam für ihr Ich mit doppelter Freude erhalten, da nicht einmal nach dem Namen der Käuferin gefragt worden war.

Als nun, gegen das Ende Aprils 1823, ihr Verlöbniß mit Zimmermann durch möglichste Erheuchelung von Liebe und Scheinheiligkeit am festesten begründet schien, reichte sie ihm an einem Sonntag Abend, unter traulichen Gesprächen und der Verabredung, daß am andern Morgen Verlobungsvisiten gemacht werden sollten, auf Zwieback die erste Gabe Mäusebutter. Der Unglückliche durfte jedoch nicht schnellen Todes sterben; denn eine vorhergehende

schmerzliche Krankheit sollte erst zur Bewährung der Treue seiner Braut, in Schmerz und Leid, in Hoffnung und tausend Liebesbeweisen und, was von diesem allen der heimliche Zweck war, zu Vermächtnissen des Sterbenden an seine Braut, Gelegenheit geben.

Zugleich mit ihm sollte aber der „Versuch mit Mäusebutter" auch an der Freundin Marie H. gemacht werden. Sie hatte sich zu häufig und entschieden gegen den Umgang der Gottfried mit Herrn X. erklärt, zu mancherlei schlechte Gerüchte darüber vernommen, die wohl bei verändertem äußern Lebenswandel der Wittwe, doch schwerlich bei der Fortdauer des verhaßten alten Verhältnisses weggeheuchelt werden konnten. Wahrscheinlich auch sollte diese vertraute Freundin während Zimmermann's Krankheit von Besuchen abgehalten werden bei der Braut, welche sich der Verstellung ihrer Freude über die Wirkung der Mäusebutter in den Schmerz einer von dem seltensten Unglücke Verfolgten, gern überhoben sah; vielleicht auch beabsichtigte die Verbrecherin schon damals nebenbei einen hülflosen elenden Zustand ihrer Freundin, um daran heuchlerische Liebeswerke zu vollbringen, die Freundschaft der Leidenden zu beleben. [39]) — Genug, als eines Tages, es war drei Wochen vor dem Pfingstfeste 1823, die genannte Freundin bei der Gottfried einsprach, in schwermüthiger Stimmung wegen der Armseligkeit eines mühevollen Lebens freundlich-tröstender Zusprache bedürftig, ward ihr diese zwar zu Theil, doch in der zugleich gastlich dargebotenen „Erquickung für den Körper" eine starke Dosis des obigen Gifts.

Bei beiden so Vergifteten zeigte sich die Wirkung der Mäusebutter fast unmittelbar nach dem Genusse. Die

Freundin bekam sofort Diarrhoe nebst Erbrechen, welches drei Tage und zwei Nächte anhielt, zuletzt in Bluterbrechen überging und späterhin dickes Aufschwellen der Hände und Füße, ja deren völlige Lähmung nach sich zog. Da jedoch auf diese Weise die Leidende an ferneren Besuchen bei der Gottfried sich verhindert sah und nun für's Erste keine neuen Gaben zu sich nahm, so behielt ihre gute Constitution den Sieg über den Tod.

Auch Zimmermann's starke Gesundheit schien der zerstörenden Kraft anfangs siegreich zu widerstehen, und es bedurfte der wiederholten Vergiftung. „Etwa acht Tage blieb er krank," so bekannte die Inquisitin, „und wurde dann wieder besser, so daß er, wie ich glaube, mich in derselben Woche wieder besuchte und zwar zu verschiedenen Malen. Er freuete sich, daß ihm wieder wohler sey, klagte jedoch über die Beine. Ich weiß nicht, wie lange nachher, so erbrach er sich wieder, nachdem ich ihm an einem Sonntage oder Montage ein gebratenes Küken mit Pflaumen geschickt hatte. Das Küken hatte ich bei dem Koch Dorje braten lassen; die Pflaumen hatte ich selbst auf meinem Theecomfoir oben auf meiner Stube gekocht. Auf die Pflaumen machte ich eine Messerspitze voll Mäusebutter und streuete darüber Zucker." — „Als mein sel. Zimmermann sich schwach fühlte, rief er mich an sein Bette, mit der Frage: „„willst du Erbin meines Vermögens seyn?"" ich lehnte es von mir und erinnerte ihn an seinen B r u d e r. Darauf war seine Antwort: „„so sollst du, was ich dir gegeben (geliehen) habe, als Geschenk annehmen, aber versprich mir, daß du gleich nach Hannover reisen willst, zu deinem Cousin; denn wenn ich todt bin: was wollen die Leute mit dir machen!""

Finden Sie, Herr Doctor, dieses nicht merkwürdig?" — Zimmermann, bekannt mit mancherlei nachtheiligen Gerüchten über seine Verlobte, sah darin bloß Verläumdungen und war voll liebender Besorgniß, die unglückliche Braut möge durch seinen Tod auf's Neue, wie früher, gekränkt werden; ein Beweis seiner Arglosigkeit sowohl, wie der zauberartigen Gewalt des lügenhaften Weibes.

„Während dieses letzten Anfalls der Krankheit bin ich die mehrste Zeit bei ihm gewesen und zwar auch zwei Nächte. Er hatte Erbrechen und Durchfall und phantasirte sehr stark. Er griff auch oft mit den Händen umher und flog in die Höhe." Unter entsetzlichen Beängstigungen gab er am 1. Juni seinen Geist auf.

Der Schmerz der verwaiseten Braut schien grenzenlos; ihn ertragen zu können, ließ sie denjenigen Prediger ihres Kirchspiels, welcher die meisten Zuhörer hatte, um eine öffentliche Fürbitte um Trost von oben ersuchen; kein Argwohn wurde laut, nur Mitleid regte sich.

Wie hätten die ehrlichen Eltern und Geschwister des Verstorbenen nicht arglos ein gleiches Gefühl theilen sollen! Hatten sie doch längst der Scheinheiligen für deren heuchlerisch-liebende Sprechweise von Vater, Mutter, Bruder, mit dem zärtlichen Namen Tochter, Schwester, wirkliche Eltern- und Bruderliebe geschenkt! — So fiel es Niemandem ein, die Wahrheit oder Gültigkeit des von der Trauernden behaupteten Vermächtnisses zu bestreiten; ja, man zahlte ihr noch mehr aus und ließ es mit Freuden geschehen, daß sie, wie zur Zerstreuung in ihrem Leiden, nach Beerdigung der Leiche den Ausverkauf des Modewaarenlagers ihres verstorbenen Geliebten übernahm.

Ein solches Gelingen ihrer Speculation übertraf ihre kühnsten Wünsche; eine ähnliche Gelegenheit, zum Rauben war ihr noch nicht vorgekommen, und nicht unbenutzt ließ sie dieselbe vorbei. Um schnell mit den Waaren zu räumen bewog sie sofort einige junge Mädchen, die sie wie geliebte Freundinnen behandelte, zur Mithülfe bei dem Verkaufe, setzte die Preise der Waaren bedeutend herab und hatte in wenigen Tagen das Lager veräußert und — ihre Casse durch Unterschlagung bedeutender Summen gefüllt. Verschiedene Geständnisse besagen dies. „Nach dieser Untreue (dem Diebstahl aus Gottfried's Pulte) kann ich mit Wahrheit sagen, hat mich der liebe Gott bewahrt,“ (die strenge Untersuchung damals hatte sie furchtsam gemacht,) „bis ich mit Zimmermann versprochen war. Hier bot sich eine Gelegenheit, wo ich sollte Treue und Aufrichtigkeit beweisen; ach, hier, bekenne ich, das Gegentheil gethan zu haben.“ u. m. A. —

Tiefschwarze Trauerkleidung umhüllte jetzt den Körper der einsamen Braut; aber mit bunten Farben malte sie sich die Freuden des nahenden Sommers aus, mit lüsternem Blick auf das Mittel dazu, das erbeutete Blutgeld.

VI. Abschnitt.

Die letzten fünf Jahre vor der Verhaftung. (1823...1828).

Dieser letzte Zeitraum wird uns die vollendete Scheinheilige vorführen, bei vollendeter Sünde; die reife Frucht des Verderbens, die gleichsam sich selbst nicht mehr trägt, sondern abfallen muß, wenn auch die Welt sie noch nicht auswirft. Denn auch die Kraft, in der Sünde zu leben, hat ihr Ziel und ihr Maaß.

„Nach seinem (Zimmermann's) Tode durch das von ihm an mich Geschenkte und was ich dem Seligen veruntreuet hatte, wurde ich" — so fährt eine Erzählung der Verbrecherin fort — „in die Lage gesetzt, daß ich Geld in meinen Händen hatte, um eine kleine Reise vorzunehmen: meine erste Reise nach Hannover."

„Bei Herrn Scharnhorst bestellte ich den Wagen, nahm die Tochter meiner Freundin M—vr—r mit, damals 15 Jahre alt."

„Als wir 6 Stunden von Bremen waren, hielten wir in einem kleinen Dorfe an, wo gerade die Schulstunde vorbei war.... und lauter kleine Knaben an unserm Wagen kamen. Wir machten ihnen eine kleine Freude und so verließen sie uns. Als ich die kleine Heerde über die Wiese laufen sah, erinnerte ich mich meiner seligen Kinder und fühlte, was ich entbehrte."

„In Hannover wurde ich von meinem Cousin (Temme) und seiner Frau sehr liebreich empfangen. Ich logirte zu Montbrillant; der Herzog war verreiset und mein Cousin hatte die Pflege von dem Obristen R—t übernommen.“

„Meine Verwandten suchten Alles hervor, mir den dortigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; ich wurde oft sehr überrascht, denn nie hatte ich etwas so Schönes gesehn und nie (war ich) in einem solchen schönen Garten gewesen.“

„Herr Kleine, ein Freund meines Cousins, besuchte uns oft, und so lernte ich diese guten Leute kennen.“

Das sanfte, geschmeidige und gemüthliche Wesen, worunter die Schlange ihr Inneres zu verbergen wußte; ihre aus Zimmermann's Lager auf das Reichste und Vollständigste angeschaffte Kleidung, wodurch sie sich wie eine vornehme Dame darstellte, ihr seltenes Leiden, eine affectirte noch seltenere religiöse Kraft, es zu ertragen: alles dieses öffnete ihr die Herzen ihrer neuen Bekanntschaften. Den guten Eindruck zu verstärken war sie unerschöpflich in Erdichtung einer Menge freundschaftlicher Beziehungen, mit Erzählungen von zahllosen Beweisen rührender Sorgfalt und Liebe für sie. Eben so erdichtete sie, ihren Werth bei den Bekannten daheim zu erhöhen, in ihren Briefen an dieselben eine Menge von Umständen und kleinen Geschichten, alle berechnet, die Anerkennung ihres Werths im Auslande kund zu thun, und die gute Meinung der Freunde in Bremen zu bestärken. —

Ihrer Gehülfin beim Verkaufe des Zimmermann'schen Lagers schrieb sie u. A.: „Ach! lebte Zimmermann doch noch! nicht wahr Metchen, siehst Du nicht ein, wie glücklich wir gewesen wären? Du und auch Marie wäret gewiß

ewig bei uns geblieben. Wir müssen zufrieden seyn; er ist uns vorangegangen. Wir athmen in einem Himmel mit unsern Lieben! — Laß mich aufhören, sonst möchtest auch Du traurig werden."

— — — „Ich lernte hier eine Familie kennen, die mich so lieb gewannen und meinen Cousin baten, mich doch drei Wochen bei ihnen zu lassen. Diese guten Menschen wissen nicht, wie sie mich erfreuen wollen. Ich wollte Du sähest es oft; es macht mich oft so traurig, so liebevoll behandelt zu werden." — — —

An die von ihr vergiftete und noch immer schwer leidende Freundin Marie richtete sie folgendes Schreiben.

Hannover, den (10.) August (1823.)

„Endlich ein Brief! höre ich Dich, meine liebe Marie, sagen. Wenn ich dir aber sage, daß ich aus guter Absicht nicht gleich schrieb, um dir desto mehr mittheilen zu können."....

„Recht angenehm war unsere Reise; das Wetter sehr schön, und um 6 Uhr kamen wir hier an. Mein Cousin empfing mich so herzlich und innig und konnte sich des Weinens nicht enthalten. Da der Herzog verreiset ist, wohnen wir nicht in der Stadt, sondern zu Montbrillant, im Herzogl. Hause. O, Marie, dieses Schöne kann ich Dir nicht beschreiben! ich wollte, Du könntest es mit mir theilen. Zweimal führte mich Herr H—pe nach den Seiltänzern; zweimal bin ich mit einer Familie nach dem Brunnen gefahren, eine Stunde von Hannover; morgen fahren wir, wenn ich wohl bin — denn ich bin seit drei Tagen krank — vier Stunden von Hannover, und um

(über) acht Tage reise ich mit meinem Cousin nach Nenndorf, wo gebadet wird. Obgleich ich hier so manches Vergnügen genieße, ist mir doch mitunter so unwohl und ich kann mich noch gar nicht an Hannover gewöhnen. Ich hoffe aber, wenn ich mich erst wohler befinde, wird das Andere auch kommen." — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ende dieses Monats hoffe ich wieder in Bremen zu seyn; dann können wir, hoffe ich, noch manchen vergnügten Tag haben."

„Wie geht es mit Deiner Gesundheit und was macht Metchen? und G—l? grüße sie herzlich von mir! auch vergiß nicht Vater (Eckerlien) zu grüßen und die beiden jungen Herren und Herrn H—k—t und Lena! Und wenn Du kannst, so erfreue mich mit einem kleinen Briefe."

„Lebe wohl und bleibe wohl und vergnügt! suche Dich so viel wie möglich aufzumuntern und denk zuweilen an Deine

Gottfrieden.

Adresse:
Herrn Temme, im Hause des Herzogs
von Cambridge in Hannover."

Die Papiere der Verbrecherin erzählen weiter: „Als der Herzog zurück kam, bezog mein Cousin seine eigne Wohnung, die nur klein war. Und Kleine's baten mich, bei ihnen zu logiren. Als ich vierzehn Tage bei ihnen gewesen war, wünschte ich gerne wieder nach Bremen. Herr Kleine suchte es immer wieder zu verhindern. Zuletzt sagte seine sel. Frau zu mir: ich sollte doch noch bei ihnen bleiben; ihr Mann solle mich ganz nach Bremen begleiten.

Dieses Anerbieten nahm ich gerne an, da die Tage anfingen zu kürzen. Dies erste Mal blieb ich 16 Wochen in Hannover."

Während dieser Zeit machte sie in diesem ihr bisher völlig fremden Kreise sich immer beliebter. Sie wußte kindlich-naiv, heiter, lustig, lebensfroh, sanft, gefühlvoll und, abwechselnd Theilnahme erregend, schwermüthig zu thun; war vornehm, freigebig, die Güte und Liebe selbst. Der junge Herr Kleine hatte einen Freund, P—ch—l, der damals jeden Abend Kleine's besuchte. „Wenn wir dann im Garten saßen," erinnerte sich die Verbrecherin, „dann sang er diese Arie:

> Eingehüllt in Dunkel sind die Wege,
> Gott, die du uns führst!"

Madam Gottfried, durch die Musik wirklich erweicht, affectirte große Wehmuth, wollte kein tröstlicheres Lied je gehört haben, kein so ganz auf ihr Schicksal passendes, und bat um eine Abschrift, die sie später nach Bremen gesandt erhielt. Durch solche Künste wußte die Heuchlerin ihr lichtscheues Wesen, wovon auch folgendes Beispiel zeugt, zu verbergen. „Einst saßen wir in Kleine's Hause und tranken Caffee, da kam ein dicker Mann, der allerlei zu verkaufen hatte, auch Mäusebutter. Ich kaufte eine Kruke und gab sie dem jungen Herrn Kleine zur Aufbewahrung. Herr Kleine packte es mir auch ein, [40]) und so brachte ich es hierher." (Die Heuchlerin wollte nicht wagen, das schreckliche, als ob ihr völlig unbekannte, Mittel gegen Mäuse auch nur anzurühren.)

Um auch für Trennung und Zukunft allenthalben ihre Herzensgüte besser im Andenken zu erhalten, schrieb sie schön klingende Verse und Denksprüche auf Stammblätter, womit sie nah und ferne ihre Bekannten beschenkte.

So hatte sie der mehrgenannten Metchen F. kurz vor ihrer Abreise nach Hannover „zum Andenken" den Vers geschrieben:

Die Gottheit führe deine Jugend
Selbst auf den steilen Pfad der Tugend,
Umstrahle Dich mit ihrem Licht!
Sie lass' Dich in dem Lauf von Jahren
Der Weisheit stilles Glück erfahren,
Verlass' Dich auch im Alter nicht!

Von deiner mütterlichen Freundin
Gesine Gottfried.

Einige Wochen später schickte sie derselben brieflich abermals ein Stammblatt, characteristisch wie folgt beschrieben:

Hast Du eine Freundin gefunden:
Die hege und pflege, wie eine zarte Pflanze,
Die viel Wartung und Aufmerksamkeit
Erfordert. Sie ist mehr, als ein Schatz:
Ein Trost des Lebens!

Symbol.
Gleich der Sonne hellem Blick
Umstrahle Dich stets reines Glück.

Um ein gütiges Andenken bittet
Deine entfernte Freundin
G. Gottfried.

Hannover, den 22. Aug. 1823.

Einen Brief der Freundin Marie beantwortete sie wie nachstehend.

Hannover, den 28. Aug. 1823.

Liebe Marie!

Recht wehe thut es mir, daß Du noch nicht ganz wohl bist, und sogar noch für die Folgen besorgt bist. Marie, glaubst Du, daß noch einige Bäder dir nützlich sind, so nimm sie doch! wenn ich zurückkomme, will ich Dir das Geld wiedergeben. Verzage doch nicht! Dein

Brief machte mich recht traurig; Du lerntest ja schon so Manches ertragen. Dein religiöser Sinn ehrt gewiß die dunkeln Wege der Vorsehung, die doch immer unser Bestes will; und wir Kurzsichtigen, sehen wir nicht auch oft ein, daß alles zu unserm Besten geschieht? Laß uns Ihm glaubend vertrauen. Er ist unser bester Vater.... Wegen meiner Cousine kann ich Dir nur alles Gute mittheilen. Sie ist ganz, was ich erwarten war, eine recht angenehme Frau, und gutmüthig. Seit 8 Tagen bin ich nicht mehr bei meinem Cousin, als bloß die Nacht, weil das Gut so wunderschön ist, und ich schon seit 14 Tagen Brunnen trinke. Vor einigen Tagen fuhren wir mit mehreren nach dem Brunnen, wo ich Gelegenheit hatte, eine vortreffliche Familie kennen zu lernen; wie wir den Abend zu Hause kamen, baten sie meinen Cousin, mich doch einige Wochen bei ihnen wohnen zu lassen, welches er durch vieles Bitten erlaubte. Da ich nun einmal bei ihnen bin, wollen sie mich durchaus behalten, bis zu meiner Abreise. Die Tochter, Louise genannt, ein herrlich gutes Mädchen! bittet mich, doch den ganzen Winter zu bleiben; dieses mußte ich ihr abschlagen, und wenn ich vom Bald-wegreisen spreche, oder für die kurzen Tage besorgt bin, dann sagt Vater, ich sollte mich nicht beunruhigen. Er will ganz mitfahren und sich einen Tag in Bremen aufhalten und mit demselben Wagen zurückfahren. Dann, Liebe, lernst du diesen guten Mann kennen. Er nennt mich immer seine Tochter. Vor 4 Tagen kam sein Sohn von Lübeck zurück; da hatten wir einen recht frohen Abend. Zweimal vorige Woche bekam ich schöne Nachtmusik; es machte mich sehr traurig, an einem fremden Ort so viele Freundschaft zu genießen. Seit ich nun bei

dieser Familie bin, fahre ich jeden Morgen mit in's Bad und bade mich zum Vergnügen mit, welches mir sehr wohl bekömmt. Anfangs konnte ich die Luft und das gute Essen nicht vertragen; aber jetzt ist mir sehr wohl und habe großen Appetit, gehe aber jeden Tag in die Luft. Künftige Woche reisen wir nach Braunschweig; vorige Woche lernte ich Herr und Madam S—r beim Brunnen kennen, heute wurde ich von ihnen eingeladen nach dem Thiergarten zu fahren. Sag' doch zu Nordsieks, ich hätte oft an sie gedacht, vorzüglich zu der Reise nach Braunschweig. Heute, wo Du diesen Brief empfängst, fahren wir nach Nenndorf und kommen Dienstag wieder zurück. Ein niedliches Geschenk bekam ich dieser Tage, Du wirst es bei meiner Zurückreise zu sehen bekommen, wozu ich mich doch oft recht innig freue, wo ich Dich wieder so recht herzlich umarmen kann. Wann ich werde zurückkommen, kann ich noch nicht bestimmen; einige Tage vorher erhältst Du ein Par Zeilen von mir; ist dann das Wetter günstig, so komm' mir doch mit Nordsieks einige Stunden entgegen, oder kannst Du nicht so weit gehen, so bleibe bei W—ken; wir kommen in's Buntethor. Grüße Alle in deinem Hause, und vergiß nicht unsere gute Metchen und G—b—ln zu grüßen! lebe recht wohl, meine gute Marie, versäume ja nicht mit den Bädern! Du bist überzeugt, ich meine es gut und was ich sage, ist aufrichtig gemeint. Deine wahre

G. Gottfried.

Grüße herzlich Knochen von mir!"

Auf das in diesem Briefe erwähnte Geschenk hat folgendes Geständniß Bezug. „Als ich das erste Jahr in Hannover war, schaffte ich mir einen schönen Oberrock

und Kleid an; schrieb an meine Bekannten, es sey mir von meinem Cousin geschenkt. Warum ich dieses that, werden Sie, Herr Doctor, schon errathen können. Indessen bin ich sehr mit Geschenken erfreut, die ich Ihnen, wenn Sie es wünschen, alle nennen kann. Denn mein Cousin war sehr gutmüthig; der würde mich nie verlassen haben! wenn der lebte und ich im Kerker: gewiß würde er mich besuchen und bedauern."

Erst im November 1823 trat die Verbrecherin ihre Rückreise nach Bremen an. „Auf der Reise nach Bremen zurück lernte ich in Hoya B—d—s kennen, wo wir den ersten Abend abstiegen und da schliefen. Ach, hier wurde ich so liebreich empfangen! diese vortreffliche Frau vergesse ich nie. Von der erfuhr ich, daß sie einen Sohn auf T.... Apotheke hatten, an den sie mir auch einen Brief mitgaben. So entstand die Bekanntschaft mit dem jungen Herrn B—d—s; ein sehr gebildeter Mann; manchen Abend ist er mit der sel. Meyerholz bei mir gewesen, wo sie mit einander musicirten."

Mit der Zurückkunft von Hannover, wo die Verbrecherin sich in steten Vergnügungen möglichst zerstreut und ergötzt hatte, trat nun daheim eine Zeit, so voll banger Furcht und Angst für sie ein, wie nie vorher.

Daß sie sich wegen einer ziemlich bedeutenden Schuld aus der Zeit ihrer ersten Ehe, die sie wegen vorgeblich durch ihren Vater deshalb abgeschlossenen Accords nicht bezahlen wollte, verklagt sah, kümmerte sie noch am wenigsten, da es dem Gegner an Beweismitteln fehlte und sie, die bereits zu Stade einen Meineid geschworen, jetzt wenigstens einen leichtsinnigen Eid zu leisten kein Bedenken trug. Ein Quell größerer Aengstigung waren ihre

frühere Buhlschaft mit Kassow und ihre Geldverhältnisse mit X.

Kassow mochte während seines langjährigen Umgangs mit der Verbrecherin, getäuscht durch die Hoffnung, daß sie sich nicht wieder verheirathen und einst seine Kinder zu Erben einsetzen werde, ihr nach und nach wohl eine Summe von **500** Rthlr. geschenkt haben, als er Ausgangs **1823** durch die Verlobung seiner Freundin mit Zimmermann belehrt, daß dieselbe doch noch zu heirathen gedenke, jene leichtgläubige Freigebigkeit lebhaft bereuete. Er wandte sich deshalb an den Herrn Magister R., dessen eigne mehr erwähnte und fragmentarisch mitgetheilte „gewissenhafte Darstellung" hierüber also lautet.

„Vor vier Jahren besuchte mich in meinen Krampftagen der sel. Kassow. Mit einem Auge voll Thränen klagte er mir, an seiner guten Frau — er nannte sie seine Krone — und an seinen, ihm so werthen drei Söhnen sich versündigt zu haben: weil er durch die Bitten des sel. Miltenberg und der nachmaligen Gottfried zu Geldvorstreckungen sich habe verleiten lassen, welche letztere, deren Versprechungen er getraut, daß seine Söhne sie beerben sollten, weshalb er sich von ihr keine Documente hätte geben lassen, nun nicht wieder erstatten wolle. Er bäte mich, den gewesenen Lehrer seines ältesten Sohnes, daher, einen Versuch zu machen, der die Gottfried zum Abtrage der ihm zukommenden **500** Rthlr. vielleicht bewegen dürfte.... Mir war... die Gottfried bei den für sie gehabten Verwendungen, und in Hinsicht dessen, was ich von ihrer Mildthätigkeit gegen verarmte Freundinnen gehört hatte, längst als eine Frau von hohem Ehrgefühle und edlem Stolze erschienen.... Ich

tröstete den Reuigen und Betrübten mit der Hoffnung, daß es ja nur eines Briefes von mir an die Gottfried zur Wiedererstattung der 500 Rthlr. bedürfen werde. Doch ich.... ich — hatte mich in meiner guten Meinung von der Gottfried schrecklich getäuscht! Sie wollte von keinen Vorschüssen, sondern nur von Geschenken wissen...."

Kaum hat etwas im Leben der Verbrecherin ihr Gemüth so anhaltend geängstigt und so sehr zur Vollendung ihrer scheinheiligen Heuchelei beigetragen, als die Bemühungen des Herrn Magisters für Kassow um jene Gelder und die deshalb geführte Correspondenz, woraus daher wenigstens einige Stellen hier nicht fehlen dürfen.

An den obigen Vermittler war u. A. folgendes gerichtet:

„O, bedenken Sie mal, wie wehe Sie meinem Herzen thaten, das Sie nie kränkte, sondern Ihnen immer mit bittern Thränen mein Schicksal klagte. Nie, nie bin ich so beleidigt, so tief gekränkt, als durch Sie! Gott mag es Ihnen vergeben! Aber Sie denken, ich stehe allein in der Welt; wehe aber dem, der einer Wittwe Ruf und Ruhe nimmt: dieses haben Sie gethan! ja, ich gesteh' es mit Thränen, zu einer der schlechtesten Frauen haben Sie mich in Ihren Briefen gemacht; verbieten mir sogar, nicht Ihre Schwelle wieder zu betreten! Ich will es verhindern, zu Ihnen zu kommen; ehe aber die Sache ganz in Ordnung ist, müssen Sie beide mit mir sprechen. Meine Sache nennen Sie ekelhaft: O! Herr Doctor, für mich wird sie jetzt wichtig. Lange ertrug ich Ihre kränkenden Briefe, jetzt habe ich an meinen Onkel in Hannover geschrieben, [41]) ihn um Gelder zu dieser Sache gebeten, auf dessen Antwort wird alles entschieden, und

in Ihrem und Herrn Kassow's Beisein ein Geschenk zurück gegeben, was mir durch Sie manchen Kummer gemacht hat.

Sie schreiben mir, Herr Kassow habe meine Briefe an Sie gegeben: die verlange ich durchaus! denn dieses ist eine unedle Handlung. Sie haben mir selbst deren Inhalt geschrieben. Noch vor drei Jahren kommt Herr Kassow an der Obernstraße auf mein Zimmer, bittet mich um ein Andenken, ich gebe ihm einen Ring von 3 Ld'or und gab ihn gerne. Und was sprach sein Mund zu mir! O! Gott, wenn ich sprechen dürfte — errôthend stände er vor mir! und wer trägt jetzt den Ring! — doch nein, ich will noch schweigen, bis ich meiner Ehre wegen durchaus sprechen muß und werde. — Würde ich wohl ohne Magd meine Arbeit selbst thun, wenn ich nicht dächte, rechtlich durchs Leben zu gehen? fragen Sie meinen Wirth, wie eingezogen und eingeschränkt ich lebe; ich brauche mir keinen Vorwurf zu machen, und wohl dem Menschen, wenn er sagen kann, ich that meine Pflicht! ruhig kann er dann allen Stürmen des Lebens entgegen sehen."...

„Alles, was Sie in der Sache thun, stelle ich Gott anheim: handeln Sie, daß Sie sich beruhigen können!... bewahren Sie aber ja die Briefe, die Ihnen Ihr Freund gegeben hat; ich habe auch einen Brief von Kassow, welchen ich bei dem Portrait erhielt: er sagt Vieles, er sagt Alles. — Nochmals beschwöre ich (es) Ihnen, meine sel. Mutter hat es (das Portrait) vernichtet.... —

— Mein alter Onkel, ein kluger Mann, will durchaus mit Ihnen sprechen; selbst unser Nachbar, wenn die Sache zur Sprache kommt, kann bezeugen, daß Herr Kassow mich mehrmals gebeten, dahin zu kommen, wenn er

mich sprechen wollte; ich bin hingegangen, ich habe alles gethan, was er gewünscht; wie meine Freundin am Wall wohnte, zu dieser mußte ich immer kommen, auch dieses that ich. — Was er wünschte, habe ich ihm geschenkt; noch vor 3 Jahre bat er mich um ein Andenken, ich habe es auch gethan, mit der größten Aufopferung; wie er aber eine andere Freundin fand, galt ich nichts mehr; ich bin ganz ruhig bei seiner Handlung, und wenn ich auch arm durch Sie beide werde: frei kann ich mein Auge aufschlagen. — Ich war damals jung, ließ mich blenden und glaubte seinen glatten Worten, und bin so schrecklich betrogen. In Ihren Willen stellt alles

eine unglückliche Wittwe.

Wüßten Sie, Herr Doctor, meine Lage, so würden Sie mich nicht so tief kränken; aber Gott, der gerecht ist, der unsern frühern Umgang sah, wird mir beistehen.... O, Herr Doctor! wünschen Sie doch nie unsern Umgang zu erfahren, er wird noch Thränen kosten; Sie aber sind an allem Schuld; ich mußte so handeln, denn Sie haben meine Ehre gekränkt, und ich verlange gerechtfertigt zu werden; ich kann Zeugen unseres früheren Verhältnisses bringen, welches in 8 Tagen geschehen wird; ehe mein Onkel abreiset." —

„Schon heute drohen Sie mir zum zweiten Male, mich persönlich in Druck setzen zu lassen; o, Herr Doctor!... Gott wird mich jetzt stärken; auf alles bin ich gefaßt; mit gutem Gewissen erscheine ich, wo Sie es wünschen, die Wahrheit soll und darf der Mensch reden.... Ihre Briefe haben meine Gesundheit geschwächt, denn ich trug sie allein und im Stillen. Gott der All-

mächtige ist mein Zeuge; keinem Wesen habe ich mich anvertraut: aber dieses bekenne ich Ihnen, daß ich mich am Sonntage meinem Beichtvater anvertrauen werde; mein Herz will jetzt einen Kläger haben"....

„Ich bin nicht reich — aber ehrlich und redlich durchs Leben gehen, ist mein Vorsatz."

„O wie leicht irrt man in der Beurtheilung des menschlichen Herzens!! — Wie empfindlich der Schmerz ist, von Andern verkannt zu seyn und sich bei dem besten Willen hämisch beurtheilt zu sehen, davon hat wohl keiner mehr Ursache, als ich bei Ihren mir zugesandten Briefen."

„Was würden Sie aber von mir denken, wenn ich es jetzt wagte, vor Ihnen zu erscheinen, vor einem Manne, der mich schildert was ich nie war und gewiß nie werden kann. O, könnten Sie in mein Herz sehen! — Sie haben eine Wunde geschlagen, die nie zu heilen ist."

„Herr Kassow versicherte mir, ein treuer Freund mir und meinen jetzt Gottlob versorgten Kindern zu seyn."

„So unedel, wie Sie mich schildern, bin ich nicht; bloß unglücklich. Wer hat mehr Thränen der Verzeiflung geweint, als ich — und lebe dennoch! Glück giebt es nicht auf dieser Welt voll Mängel und Trübsal. Wer aber wahrhaft glaubt, wird und soll nicht untergehn."

„Mit Beschämung wird gewiß mancher Verläumder bereuen, mir wehe gethan zu haben. Reue bleibt nicht aus. Ich habe brünstig zum Himmel gebetet, und der Lenker der Welten und Herzen wird sich meiner erbarmen.“

„Können Sie mir eine unedle Handlung beweisen? Eine unglückliche Ehe war mein Loos; aber Vertrauen zu dem lieben Gott ließ mich alles ertragen“....

„Selbst die Bemerkung, die Sie über meine Person machen — was kann ich dafür, daß ich gesund bin? Ich gebe gewiß keinem Schmeichler Gehör; was nützt die Schale, wenn der Kern nicht taugt?“....

„Dem Reinen ist alles rein!“

„Gott ist Zeuge meiner unglücklichen Lage. Ach, Herr Doctor, welch ein schönes Gefühl, nach Eltern und Mannes Tode so zu handeln, wie ich that! Daher verzeiht gern eine Unglückliche Ihre so tiefen Kränkungen und Schmähwörter“....

„Da ich am Sonntag zum heil. Abendmahl gehe, so werden Sie die Kürze meines Briefes verzeihen; indem mein Geist mit der heil. Handlung zu sehr beschäftigt ist. So gewiß ich dieses Mahl empfange, rede ich die Wahrheit.“

Stellen aus Briefen an Kassow selbst wegen des fraglichen Streits sind folgende.

„Der funfzig Thaler, lieber Herr Kassow, die Sie mir schenkten, wie Sie von Berlin zurück kamen, erinnere ich mich noch recht oft, und bitte, daß Sie es nie vergessen mögen. Wünschen Sie dieses Geld von mir wieder, nämlich die funfzig Thaler, so muß ich bitten, doch jetzt um Nachsicht, ich kann es wirklich nicht entbehren. Ehren Sie mein aufrichtiges Geständniß, ich spreche Wahrheit, denn ich habe nicht geerbt, nein, ich trat ganz in eine sorgenvolle Lage hinein, wo ich glaubte herausgerissen zu werden. Nie würde ich an Heirathen gedacht haben, wenn ich zu leben hätte; aber warum soll ich nicht gegen Sie offen sprechen, Gott ist Zeuge, und wohl bedürfte ich einen Freund, aber jetzt stehe ich allein und verlassen in der Welt. Lassen Sie sich dieses zu Herzen gehen und fühlen Sie Mitleid mit einer unglücklichen Wittwe, die in ihrem Herzen nie undankbar gegen Sie war. Aber, lieber Herr Kassow, Sie sind Gatte, sind Vater; was ich damit sagen will, werden Sie gewiß verstehen; die Pflicht winkt Ihnen von mir, Sie sind gewiß glücklich, ich aber unglücklich, leider von meinem 19ten Jahre an. Doch ehre ich die dunkeln Wege der Vorsehung, die doch immer nur unser Bestes will, und wir Kurzsichtigen, thun wir nicht auch am besten, unser Schicksal in die Hand des besten Führers glaubend und trauend zu legen?

Ich habe etwas, was ich Ihnen so gerne überreichen möchte; auch bitte ich, daß Sie sich zuweilen an Heinrich erinnern."

....„Sie werden sich noch erinnern, wie Sie mir Ihr Bildniß schenkten, auch den schönen Zettel, welchen Sie mir dabei schrieben! Beide Theile habe ich als ein Heiligthum aufbewahrt, beide Theile sind Zeugen meiner Unschuld, darum thut es mir doppelt wehe, daß Sie eine Freundschaft so lohnen. Ich kann es beschwören, daß Sie als Freund gehandelt haben, daß ich aber nicht Ihre Schuldnerin bin, Sie haben mich beschenkt, aber ein Geschenk zurück nehmen, thut kein edler Mann von einer Wittwe. Wie oft habe ich gewünscht, Sie nur eine Stunde zu sprechen, muß aber leider hören, daß Sie es durchaus nicht wollen. Wären Sie so ganz mit meiner Lage bekannt, so traue ich Ihrem Herzen zu, Sie würden mich bedauern. Der sel. Gottfr. machte mich ganz unglücklich.... Zwar bin ich keine reiche Frau, und möchte doch gern ein reines Gewissen mit hinüber nehmen. Auch Sie, lieber Freund, kommen immer dem Grabe näher, beruhigen auch Sie ihr Gewissen und handeln Sie so, das Sie dereinst ruhig einschlafen können....“

Alles Drehen und Wenden, Heucheln und Lügen half nun aber der Verbrecherin nichts: ihre Angst vor dem, wenn auch noch so leeren Drohen mit gerichtlicher Klage nöthigte sie endlich zur Unterzeichnung eines Schulddocuments von **500** Rthlr. zu Gunsten Kassow's, mit der Verpflichtung zum jährlichen Abtrag von **50** Rthlr.

Zu dieser, in ihrer Lage höchst drückenden Schuldenlast gesellten sich jetzt X.'s immer dringendere Mahnungen.

„Als Zimmermann **14** Tage todt ist,“ lauten die auf X. bezüglichen Bekenntnisse der Verbrecherin, „kommt er (X.) und will die **600** Rthlr. von mir ausbezahlt haben,“

(worüber sie ihm als Braut von Z. eine Obligation ausgestellt hatte; siehe oben S. 212.) „Jetzt gestehe ich, noch nicht einmal so aufgeregt und böse gewesen zu seyn! ich weiß selbst nicht, was ich (ihm) alles gesagt habe. Nachher habe ich mich vor mir selbst geschämt; oft nachher zu X. gesagt: was haben Sie wohl von mir gedacht? und ihn um Verzeihung gebeten. Und von dem Tage an bin ich nie wieder in Heftigkeit gerathen. — X. war stille, sah mich bloß an, und hat gewiß gedacht: schweig! sie ist ein Frauenzimmer!"

„Um 8 Uhr des Abends verläßt mich Herr X. Ich, in dieser Stimmung, geh' hinauf zu Herr Eckerlien, klage ihm dieses, bitte ihn, ob er sich wohl als Bürge unter der Obligation unterschreiben wolle? Der gute Mann sagt gleich ja, und den selbigen Abend gehen wir beide zu Herrn X. Ich frage: ob er mit diesem Bürgen zufrieden sey? Er antwortet: ja."

Indessen diese Bürgschaft verdoppelte eher das Drükkende des Schuldverhältnisses, als daß dasselbe dadurch aufgehoben wurde. Bald jammerte der Bürge, aus Sorge, in Schaden zu kommen, bald drängte der Gläubiger, und wenn die Verbrecherin auch mit letzterem immer wieder sich aussöhnte: die drückendste Sorge um Geld ist seit dieser Zeit nie wieder von ihr gewichen.

Nachdem sie drittehalb Jahre auf der Obernstraße gewohnt hatte, zog sie, zur Oeconomie gedrungen, um Ostern 1824 wieder zurück in ihr Haus; zugleich zog ihr nach ihr Freund und früherer Miethsmann, Herr Mosees; der Lehrer, Herr Sp—t, miethete sich ebenfalls dort ein.

„Wie ich nun wieder in meinem Hause wohne," gestand die Inquisitin, „erhalte ich (von Herrn X.) ein

Billet, worin er um meine Freundschaft bittet; ich bekenne hier die Wahrheit: ich freute mich, denn ich war ihm gut und mit Thränen reichte ich ihm die Hand."

Ihr damaliges Leben schildert sie selbst in folgendem Geständnisse. „Zwei und ein halb Jahr hatte ich (an der Obernstraße) gewohnt. Nun zog ich in meine Wohnung, mit Herrn Sp—t und Herrn Mosees. Nun gab mir der liebe Gott einen Lehrer in meine Nähe, wo jeden Tag gebetet und gesungen wurde; alles dieses kam vom lieben Gott. Ach, wie oft hast Du deine Hand nach mir ausgestreckt! wenn ich hätte folgen wollen. Statt daß ich nun sollte anfangen, still und fromm zu leben (!), ach, that ich das Gegentheil. Ich fing an zu reisen, liebte geistige Getränke, lebte ungesittet, nachlässig, unordentlich, entwandte meinen Nebenmenschen das Ihrige, verläumdete, gab jedem Verläumder Gehör, las gerne Romane, tractirte, und wurde auf's Neue Mörderin. Alles dieses habe ich in den letzten fünf Jahren mir zu Schulden kommen lassen." —

Zu ihrem Unglücke fanden sich immer wieder neue morsche Stützen, die den Zerfall des Ganzen aufhielten. So jetzt wieder eine zerstreuende Vergnügungsreise nach Hannover.

„Im Frühjahre 1824 erhalte ich (von Hannover) einen Brief: Madam Kleine sey gestorben und (habe) in der letzten Stunde ihren Mann gebeten, es mir doch gleich zu schreiben und (mich) zu bitten, doch ja Louise zu besuchen, nämlich die Tochter. — Den Sommer (Ende Mai) besuchte mich die Tochter; als sie eine kurze Zeit bei mir gewesen war, kam ein Kaufmann aus Hannover mit

seinem eignen Wagen; mit diesem Herrn fuhren wir beide nach Hannover. Das war also meine zweite Reise."

„Als ich nun eine kurze Zeit da gewesen war, ging der Vater mit seinen Kindern zum Abendmahl. Während er mit ihnen aus dem Zimmer gehen wollte, wandte er sich zu ihnen mit den Worten: „„Wenn ihr euch einander beleidigt habt, so gebt euch die Hand zur Verzeihung!"" Als ich nun allein den Garten herunter ging, sagte mir mein Herz: Gott kann auf deinen Lebenswandel nicht mit Wohlgefallen herab sehen.... Ach, dieses war ein Ruf vom lieben Gott. Damals achtete ich nicht darauf; jetzt beim Lesen werde ich aufmerksamer."

Mit der Unruhe in dem schwarzen Abgrunde ihres Herzens wuchs der Lügengeist, der desto lieblichere Bilder über den Frieden ihrer Seele sowohl schriftlich als mündlich entwarf. Hiervon zeugt u. A. eins der vielen abermals von Hannover nach Haus an ihre Bekannten geschickten Stammblätter:

„Was braucht man mehr zur Lust, als eine stille Seele!
Was braucht man mehr zum Glück, als ein zufrieden Herz?
Im prächtigsten Pallast und in der tiefsten Höhle
Kann wahre Freude seyn, so gut, als wahrer Schmerz.
Der Seelen heil'ge Ruh — von Wenigen gefunden,
Von Vielen nicht gesucht, den Meisten unbekannt —
Ist nicht an einen Stand gebunden:
Nein, jede Gegend ist des Weisen Vaterland.

Symbol:

Dein Glück mein Wunsch,
Deine Freundschaft meine Bitte.

Bei diesen Zeilen erinnere Dich
Deiner entfernten Freundin
Gesine Gottfried."

Hannover,
den 28. Juli 1824.

Von der Reise brachte die Verbrecherin, statt der Ruhe, nur größere Schulden und Sorgen mit nach Hause, und immer mehr wuchs ihre Geldverlegenheit. Zwar gelang es ihr wohl noch hie und da, nicht unbedeutende Summen aufzutreiben, z. B. bei ihrem neuen Bekannten, B—d—s in Hoya, 100 Rthlr., bei dem alten Herrn Kleine in Hannover 800 Rthlr., angeblich um plötzlich in Erfahrung gebrachte Ehrenschulden verstorbener Familienglieder zu tilgen; allein diese Gelder zerrannen wirklich im Abtrag älterer nach und nach gehäufter Schulden, und was etwa davon übrig blieb, war sehr wenig im Vergleich mit den bedeutenden früher von X. erhaltenen und vergeudeten Summen.

Aus solcher Verlegenheit entstand nun binnen Kurzem abermals ein scheußlicher Mord, der der Musiklehrerin Anna Lucia Meyerholtz, einer langjährigen, durch mancherlei kleine Wohlthaten gewonnenen Freundin der Mörderin.

Wie sich nämlich die Meyerholtz schon früher für dieselbe bei X. um Erlaß der von Eckerlien geleisteten Bürgschaft verwendet hatte, so übernahm sie es jetzt, denselben Herrn durch ihre Bitten zu einem Darlehne von drei Louisd'or an ihre Gottfried zu bewegen; doch vergeblich. Als sie nun, dieselbe von dem fruchtlosen Bemühen benachrichtigend, X's geäußerte Weigerungsgründe berührte, zugleich gestand, seit Jahren die Begräbnißkosten für ihren alten Vater zusammengespart und auch die nächstens fällige Hausmiethe erübrigt zu haben, mit dem Erbieten, von diesen Geldern der Gottfried auf kurze Zeit die benöthigte kleine Summe zu leihen — da trat plötzlich der Gedanke, welche Vortheile der Tod der Freundin ihr bringen könne, in die Seele der Mörderin — und innerhalb 24 Stunden war jene vergiftet.

Wenn bei irgend einer Vergiftung der Verbrecherin das Motiv dazu zweifelhaft schien, so war es auf den ersten Blick hier der Fall. Nie hat nämlich die Inquisitin selbst sich eines eigenthümlichen Beweggrundes zu der That entsinnen können, und starkes Seufzen, heftige Thränen, mit dem Ausrufe: „ach, das mag Gott wissen!" waren Alles, was sie, deshalb befragt, erwiederte. Dennoch war, bei näherer Nachforschung, der Grund auch dieses Mordes wohl zu entdecken: ein, wenn auch nur geringer, ihr selbst nicht ganz klar gewordener egoistischer, gleichsam instinktartiger Reiz bei allgemeiner Versunkenheit.

Seit lange in Besitz von Gift, einer Gelegenheit zur ersprießlichen Benutzung desselben gleichsam auflauernd, hatte die Verbrecherin schon einige Wochen vor Pfingsten 1824 einer entfernten Verwandten, der Antoinette L—ch—g, Mäusebutter auf Weisbrodt gereicht, blos aus einer gehässigen Gesinnung; vor 6 Monaten, im Sept. desselben Jahres, hatte sie der sechsjährigen Tochter des zur Miethe bei ihr wohnenden Lehrers Sp—t Gift gegeben, bloß aus Haß gegen die Mutter, glücklicher Weise ohne erfolgte Tödtung. Auch ihr Freund und Hausgenosse Mosees hatte unlängst durch Mäusebutter erkranken müssen, damit die Hauswirthin unterdeß, das Schlüsselbund erhaschend, seine Vorräthe von Proviant bestehlen könne. Das Vergiften hatte alles Schreckliche für die Verbrecherin längst verloren; es war ihr ein Nahrungszweig geworden, und zugleich das damit verbundene Interesse die geliebteste Unterhaltung ihrer Seele. Denn schon kannte diese keine andere Thätigkeit mehr. Diesem gemäß bekannte sie selbst über die fragliche Zeit: „mir war gar nicht schlimm bei dem Vergiften zu Muthe. Ich konnte das Gift ohne die mindesten

Gewissensbisse und mit völliger Seelenruhe geben. Es war mir, als wenn eine Stimme zu mir sagte, ich müsse es thun; ich hatte gewissermaaßen Wohlgefallen daran. Ich schlief ruhig, und alle diese ungerechten Handlungen drückten mich nicht. Man schaudert doch sonst vor dem Bösen; allein das war nicht bei mir der Fall; ich konnte mit Lust Böses thun."

In dieser Verworfenheit war der Verbrecherin die Aussicht auf Erwerb einiger Thaler, verbunden mit der Furcht, X's nachtheilige Reden könnten auf ihre Freundin Eindruck gemacht haben, hinreichender Beweggrund zur Vergiftung.

„Mit der Meyerholtz," heißt es in dem Protocolle eines Verhörs der Inquisitin, „war ich am Mittwochen in der Comödie; es ward der Freischütz gegeben. Am Donnerstag Morgen gegen 10 Uhr kam sie bei mir, mit einem Notenbuche unter dem Arm und blieb eine halbe Stunde. Ich glaube, sie hat einen Zwieback bei mir gegessen, auch ein Glas Wein getrunken. Ich schnitt den Zwieback durch, während die Meyerholtz auf dem Sopha saß. Ich ging dann mit dem Messer an die Schubcommode, nahm die Mäusebutter und schmierte sie auf den Zwieback .... und dann die Butter überher. Ich schlug den Zwieback zusammen und so bemerkte sie nichts. Die Meyerholtz wollte von mir hingehen und Stunden geben. Den Nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr schickte ich hin, um etwas nachfragen zu lassen; ich wollte eigentlich wissen, wie es ihr gehe. Des Abends gegen 9 Uhr bekam ich Nachricht, daß die Meyerholtz sich unwohl befinde."

Schon eine Stunde nach dem Genusse des Zwiebacks bekam die Unglückliche auf der Straße starken Stuhlzwang

und bald darauf heftiges Erbrechen, so daß sie krank zu Hause gebracht werden mußte. Hier stieg ihre Beängstigung; die Hände schwollen an, sie schrie über Leibschmerzen „als wenn sie mit einem Schwerdt durchschnitten würde,“ vor wüthender Pein griff sie die Umstehenden an, schleuderte sie von sich und starb so, furchtbar entstellt, Montags darauf, am 21. März 1825.

Während dieser entsetzlichen Krankheit war die Gottfried ihre treueste Pflegerin gewesen und hatte sogar, wie sie dem, erst nach einigen Tagen herzugerufenen Arzte, Herrn Doctor L., versprochen, in der letzten Nacht bei ihr gewacht. Als die Leiche kaum erkaltet war, eilte auf die Trauerbotschaft eine Freundin der Verstorbenen, Madam M—v—r, dahin. Den Blick auf die Leiche gerichtet, eine Thräne im Auge, wie in Schmerz hingesunken, stand die Gottfried am Sterbebette. Und als nun die Eintretende ausrief: „Herr Jesus! die hat gewiß etwas eingekriegt!“ wandte jene sich ruhig um, kopfschüttelnd und mit den Worten: „M—v—r! da reißt Ihr lebhaftes Gefühl Sie nun einmal wieder hin! möchten Sie dem alten Vater diesen Schmerz anthun?!“ Darauf erinnerte sie an die heftigen Kopfschmerzen, worüber die Selige zuweilen geklagt, wußte jede frühere Unpäßlichkeit derselben bedeutsam hervorzuheben, und am Ende jeden Gedanken der M—v—r an einen unnatürlichen Tod zu entfernen.

Aber auch der Arzt, dem die Krankheitssymptome aufgefallen seyn mochten, verlangte die Oeffnung der Leiche vorzunehmen. Als er zur vorher bestimmten Zeit sich dazu einfand, kam ihm die Gottfried mit den Worten entgegen: er komme zu spät, die Leiche habe platzen wollen und eine schleunige Einsargung verlangt.

Verschiedene Bekanntinnen der Verstorbenen, die gestern zur Reinigung und Ankleidung der Leiche sich eingefunden hatten und durch Aeußerungen der Gottfried, als wenn eine solche Eile ihr Zartgefühl verletze, daran verhindert waren, erhielten heute dieselbe Antwort, als sie zu ihrem Erstaunen die Leiche schon im Sarge, den Sarg verschlossen fanden. —

Wie von Mitleid gedrungen, hatte die Mörderin sich des Haushalts des erblindeten achtzigjährigen Greises angenommen, der jetzt in der Tochter seine einzige irdische Stütze verloren hatte. Dagegen wurden im Nachlasse die von derselben zusammengesparten Gelder vermißt, die Leinenschränke leer gefunden, manche Kleinigkeit fehlte, und überdies behauptete die Gottfried, daß *sie* ihrer verstorbenen Freundin unlängst drei Louisd'or geliehen und noch nicht zurück erhalten habe. (42)

Seit drei Jahren hatte die Mörderin keine Kirche besucht. Unter ihren Papieren enthält eins, mit der Überschrift: „Wie oft ich die Kirche besucht habe," die Stelle: „Nach der sel. Meyerholtz Tode bin ich einmal in der Kirche gewesen, am Charfreitage." (den 1. April 1825.) „Seit der Zeit nicht wieder.... Hier muß ich etwas bemerken. Wie ich dies letzte Mal in die Kirche gehe, mich auf meinen Platz setze, sind die *Bretter schwarz*.... keine Nummer von Gesang darauf bemerkt.... ich erschrecke und schaudere. Frage eine neben mir Sitzende, welcher Gesang gesungen würde?"

„Herr Doctor Kottmeier predigte, führte in seiner Predigt mit ein: „„Besucht die Denkmäler, wo eure Verstorbenen ruhen!"" ach, und in dem Augenblick dachte ich an alle die Meinigen. Wie ich zu Hause kam und

darüber nachdachte, weinte ich stille Thränen und dachte: Herr Doctor Kottmeier weiß gewiß von deinen Sünden!"

„Ach, wenn ich doch umgekehrt wäre, Herrn Doctor Kottmeier gefragt (hätte) wegen des oben Bemerkten, und mich ihm anvertraut!"

„Aber leider, war mein Wille auch (einmal) gut, so verließ er mich bald wieder. Den lieben Gott anrufen und beten habe ich leider ganz unterlassen."

„Ich lebte schlechter, als ein Vieh; dieses ist doch noch dankbar. Ich dachte auch gar nicht im Geringsten an Unsterblichkeit, sondern, mit dem Tode sey Alles vorbei."

Um diese Zeit sah die Mörderin Shakspeare's Hamlet aufführen. Eine mitgenommene, später als Zeugin verhörte Freundin deponirte darüber: „Vor drei Jahren war ich mit ihr (der Gottfried) im Theater. Wir sahen Hamlet. Es wurde sehr schön gegeben: Kunst gab Gastrollen und machte Hamlet. Ich weinte und war sehr gerührt; sie hingegen blieb sich gleich und sagte: ich sollte doch denken, es wäre Comödie! — Bemerkt habe ich nichts an ihr."

Darauf folgte eine kleine Vergnügungsreise, worüber die Verbrecherin dieses anführte: „das andere Jahr (1825) ließen mich B—d—s in Hoya zu sich bitten, und der junge B—d—s brachte mich selbst mit einem kleinen Wagen hin und blieb einen Tag bei seinen Eltern, und ich blieb vier Wochen. Als ich 14 Tage da gewesen, reisete ein Freund von B—d—s mit seinem eigenen Wagen auf zwei Tage nach Hannover, und die B—d—s bat mich, ich sollte diese schöne Gelegenheit benutzen und Kleine besuchen; ich machte mir dieses Vergnügen und kam den zweiten Tag zurück."

„Von Hoya nach Bremen traf es sich, daß ein hannöverscher Kutscher zwei Herren nach Bremen fuhr und sich erbot, mich für ein Billiges mitzunehmen.“ —

Im Juni 1825 vergiftete die Giftmischerin Herrn Sp—t, weil dessen Frau ihr widerwärtig war; zum Glück ohne Tödtung.

So kam der Herbst des Jahres heran. Die Verbrecherin bestahl fortwährend, wo sie nur konnte, ihre Miethsleute, oft mehr um Schaden zuzufügen, Uneinigkeit zu stiften, oder eine sie interessirende innere Beschäftigung zu haben, als des Vortheils wegen; bis endlich dringende Geldgier abermals zu einem Morde trieb.

Mosees, seit einem Jahre schon an den Folgen wiederholter Vergiftung leidend, war nämlich durch die während der Zeit von der Gottfried erfahrene liebevolle Pflege, durch Geschenke und dergl. endlich so für seine Freundin eingenommen, daß er sie zu heirathen wohl geneigt wurde, als diese plötzlich eben deshalb seine Ermordung für zeitgemäß hielt. Mit tausend Schlangenkünsten versicherte sie sich nun erst, daß er ihr ein bedeutendes Legat hinterlassen werde, sorgte — anscheinend ohne alles eigne Interesse dabei — für Errichtung eines Testaments und gab nun unter Kuß und Thränen ihrem Geliebten im gewohnten Gifte eine baldige Befreiung von unsäglichen Qualen. Er starb, vor Schmerz rasend, am 5. Dec. 1825.

Die durch diesen Tod erlangten Vortheile zählte die Angeschuldigte selbst, außer dem Vermächtnisse von 300 Rthlrn., so auf: „die Rechnung, welche ich an Herrn Doctor A.“ — dem gerichtlich über den Nachlaß bestellten Curator — „gegeben, enthält mehrere unrichtige Posten. Eine kleine Auslage an den Arbeitsmann ist nicht gemacht;

auch nicht die an den Torfschiffer. Madam R—den zahlte an mich für einen Broden Zucker circa 3 Rthlr., welche ich nicht an Herrn Doctor A. abgegeben. Die Betttücher von dem seligen Mosees habe ich an die Lucie Block gegeben; auch hatte ich die Möbeln auf seinem Zimmer ihm schon früher geschenkt und behielt sie zurück, nebst dem Zucker und einigen Pfunden Caffeebohnen, die ich nicht genau bestimmen kann, nämlich wie viel Pfunde." — Ob Mosees schnell oder langsam dem Gifte unterliege, war ihr nur insofern wichtig, als dadurch ihre kleinen Vortheile sich etwa vermehrten oder verringerten, weshalb sie auch mit aller Wahrheit bekennen konnte: „wenn ich wieder auf den Gedanken kam, so gab ich ihm wieder etwas."

So theilnehmend die Gottfried bei Mosees Krankheit sich gestellt hatte, so wenig Mühe gab sie sich nach erfolgtem Tode zur Verbergung der kältesten Gleichgültigkeit. Eine Zeugin deponirte: „die Gottfried benahm sich während die Leiche (Mosees) über der Erde stand, sehr falsch und lügenhaft. Während sie auf der Treppe stand, wie die Leichenrede gehalten wurde, sagte sie zu mir: das sey nun die ein und zwanzigste oder zwei und zwanzigste Leiche, die sie begraben lasse, es komme ihr gerade vor, wie eine Hochzeit. Wie die Leiche weggetragen wurde und ich bei der Gelegenheit sagte, es gehe mir nahe, sagte sie obiges. Sie hatte früher gethan, als wenn sie auf meinen Schwager viel halte. Gegen meine Mutter und meines Mannes Schwester war sie sehr zuvorkommend, nannte Erstere Mutter, Letztere Schwester, und hinter ihrem Rücken lachte sie dieselben aus."

Speciell auf die Zeit dieses Mordes bezüglich bekannte die Verbrecherin noch über ihren Seelenzustand: „damals

habe ich die Folgen meiner Sünden empfunden. Ich wurde unachtsam gegen mich selbst, unordentlich in meinen Umgebungen; des Sonntags hatte ich nicht die Lust, mich anders anzukleiden, und wenn die Sonne schien und der Tag heiter war, so war ich traurig; wenn es regnete und stürmte, war ich heiter. Hatte ich mich mit einer Freundin verabredet, auszugehen, so freuete ich mich, wenn der liebe Gott Regen gab. Wenn mich niemand besuchte, so war ich froh, und oft schloß ich mich auf meinem Zimmer ein. — Einen Abend war ich einmal ganz traurig und überlegte, was ich noch an Gelde zu beseitigen hätte. Da denke ich, wenn der liebe Gott dir eine Krankheit zuschickt: deine Hände sind bloß! und wenn du stirbst: wovon willst du beerdigt werden! Dann war mein Trost meine Möbeln. Wenn ich in den Anzeigen las, daß Sterbende die Armen bedacht hatten, dann dachte ich: diese Freude kannst du in der letzten Stunde dir nicht machen," (die Sünden abzukaufen.) „Wenn ich einen Rückblick that; ach, wenn ich sagen sollte, was ich dann empfunden!... Aber nie bin ich auf den Gedanken gekommen, mir etwas Leides zu thun; im Gegentheil, ich mochte gern leben. Ueberhaupt habe ich immer ein sehr zufriedenes Herz gehabt! die kleinste Aufmerksamkeit machte mich so sehr froh!"

Aus ihrem Innern war alles Bessere, selbst in den leisesten Nachklängen, vertilgt, und in dieser entsetzlichen Leere war das Mittel, um welches sich seit zwölf Jahren ihre wichtigsten Lebensereignisse, Hoffnungen und Erwartungen gedreht hatten, das Gift, das einzige Interessante, Aufregende und Beschäftigende, ihres erstorbenen geistigen Lebens. Nicht als wenn sie jetzt aus Liebe zum Ver-

giften an sich vergiftet hätte: nein, die Spannung, worin sie durch die Erwartung der Folgen ihres Giftgebens gerieth — ähnlich dem Interesse eines leidenschaftlichen Spielers, — so wie die mit steigender innerer Schlechtigkeit wachsende Sucht, bei leidenden Menschen durch Mitleid, thätige Hülfe und Liebesdienste ihre Gutherzigkeit zu beweisen, — jene Spannung und diese Sucht eines teuflischen Selbst bewogen sie jetzt, eben so wohl ohne alle weitere Veranlassuug, als aus den unbedeutendsten Nebenbeweggründen, nach Gift zu greifen. Seit Jahren hatte sie dieses Spiel an ihrer Freundin Marie geübt, wobei ihre höllische Verstellung so weit ging, daß sie dieselbe einst, in Hinblick auf die durch den häufigen Genuß des Gifts in deren Gesicht entstehenden Flecken, mit dem Tone warnender Liebe fragte: sie genösse doch wohl nicht heimlich starke Getränke? — Nun gab sie Gift in nicht tödtlichen Portionen ihrer Dienstmagd Lucie Block, dem Kindermädchen des bei ihr im Hause wohnenden Lehrers Sp — t, Blandine Witzel, dem Dienstmädchen der ebenfalls bei ihr zur Miethe wohnenden Madam Hack, Sophie Luise Fetten, und mehreren anderen Personen. Sie bekannte gerichtlich über diese Zeit: „Ich gab es nicht mit Wahl der Personen, sondern den Personen, die der Zufall mir zuführte. Zuweilen war ich Monate lang von dem Triebe, etwas zu geben, frei; dann kam aber wieder eine Periode, wo ich mit dem Gedanken aufwachte: wenn die oder die Person kommen sollte, sollst du ihr etwas geben. — Sehr häufig und am häufigsten gab ich die Mäusebutter Personen, die mich allein besuchten, wo ich denn am häufigsten den Trieb fühlte. — Ich wunderte mich manchmal auch selbst, daß die Sache immer unentdeckt blieb. — Wenn ich schlimme

Nachrichten über diejenigen erhielt, denen ich, ohne Absicht zu tödten, etwas gegeben hatte, so wurde ich wohl einmal ängstlich, und ich ging dann gewöhnlich des Abends hin, um selbst zuzusehen."

Nach Mosees Ermordung sah sich die Gottfried genöthigt, ernstlich an den Verkauf ihrer Grundstücke zu denken, eine auf mehrere der folgenden Vergiftungen einflußreiche Begebenheit, worüber sie selbst das Nachstehende mittheilte. „Nun fing Herr Eckerlien wieder von seiner (X. geleisteten) Bürgschaft an, und ich war nicht vermögend, trotz der Freundschaft (mit X.), etwas zu bewirken; und nun entschloß ich mich, mein Haus zu verkaufen."

„Herr Rumpff, den ich gleich für einen braven Mann ansah, wird mit mir wegen des Preises des Hauses eins. Bei der Unterhandlung (wegen) des Hauses bittet mich Rumpff um Verschwiegenheit, wegen seines Schwiegervaters Grede."

„Nun lasse ich X. sagen: ich habe mein Haus verkauft. Er kommt zu mir, heftig und sehr böse, u. s. w. Beim Weggehen sagt er: „„gut! ich will meine Forderung schon machen!"" Ich denke: du kannst nicht mehr thun, als ihm sein Geld zum Vollen auszahlen."

„Wie nun Rumpff eingezogen ist, kommt X. zu ihm, um zu hören, welchen Tag er seine Gelder solle in Empfang nehmen? Bei dieser Gelegenheit sagt er: „„hören Sie mal, lieber Freund, von dieser Frau könnte ich Ihnen Dinge sagen, worüber Sie sich wundern würden; aber es ruht ein Schleier darüber. Briefe könnte ich Ihnen zeigen, Sie würden erstaunen! Geschenke, die ich nicht mehr habe.""
.... — O, welche Freundschaft! dachte ich."

„Als nun Herr Rumpff mir dieses auf meiner Stube wieder erzählte, läßt sich wohl erwarten, wie wehe mir dieses that, da die Johanne Grede und seine Frau in der Kammer alles mit angehört hatten.“[43]) —

Nach mancherlei weiteren Zwistigkeiten mit X., die einmal sogar gerichtlich zu werden droheten, schien endlich dies Freundschaftsverhältniß gänzlich zu zerfallen.

Die Verbrecherin ließ dies um so eher geschehen, da sie jetzt, zur nothwendigen Zerstreuung, sich in das Familienleben ihres neuen Hauswirths einzudrängen hoffte. Zu dem Ende affectirte sie eine mehr als mütterliche Liebe zu dem jungen Ehepaare; bat, daß man sie doch „Tante“ nennen möge, und bedauerte immer nur, nicht reich genug zu seyn, um ihnen noch ein Bedeutendes vom Kaufpreise des Hauses abzulassen. Doch — ließ sie merken — werde sie einst ihr Vermögen Niemandem anders, als eben ihren neuen Kindern, Rumpffs, hinterlassen, weshalb schon jetzt eine strenge Scheidung des Mein und Dein in gewisser Maaße ihr eben so überflüßig als lästig erschiene.

Während nun ein solches Heuchelwesen bei den jungen Leuten arglos und mit Treuherzigkeit erwiedert wurde, was der Heuchlerin sofort manchen pecuniären Vortheil brachte, sah es in deren teuflischem Herzen natürlich ganz anders aus. Sie hatte ihr Haus nur nothgedrungen verkauft, weil dies der einzige Weg gewesen zur Lösung der Eckerlienschen Bürgschaft. Von Anfang an hatte es ihr aber dabei vorgeschwebt, daß dasselbe über kurz oder lang durchaus wieder in ihr Eigenthum zurückkommen müsse, und in diesem Sinne auch hatte sie das Grundstück durch den Verkaufsvorbehalt der lebenslänglichen Nutznießung zweier Nebenhäuser, die zu ihrem Beßten vermiethet wurden,

mit sich in unauflöslicher Verbindung gehalten. Hätte jener Entschluß erst noch einer Befestigung bedurft, so würde eine Aeußerung X's dazu beigetragen haben, welcher, im Verdruß über den hinter seinem Rücken vorgenommenen Verkauf des Erbes, seiner Freundin die Sorge machte, daß, wenn Rumpff sein Haus einmal wieder verkaufen müsse, der künftige Käufer ihr die beiden Hinterhäuser nicht lassen werde. „Ach, denke ich, dann bist du ganz unglücklich! deine Augen sind schwach, feine Handarbeit hast du nicht gelernt.... In dieser Stimmung gehe ich (sogleich) einen Sonntag Abend zu Herrn Doctor Dr...., (Anwald von Rumpff und Concipient des Kaufcontracts) will ihn um Rath fragen; und dieser gute Mann ist im Theater!" — Sie fürchtete, durch einen vielleicht möglichen plötzlichen Uebergang des nunmehr Rumpff'schen Erbes in die dritte Hand, um ihren Vorbehalt der Hinterhäuser kommen zu können, ehe sie ihren großen Plan durchgeführt, den sie nun desto schärfer ins Auge faßte. „Ich wollte mein Haus wieder haben!" gab die Verbrecherin als Motiv zur Vergiftung des Rumpff'schen Ehepaares an, und zu oft schon waren ihr ähnliche Speculationen durch ihr Universalmittel, die Mäusebutter, gelungen, als daß sie auch diesmal den Erfolg hätte bezweifeln sollen.

Der erste Schritt zu jenem Ziele mußte nun nothwendig die Hinwegräumung der Frau Rumpff seyn, wozu sich eine paßliche, d. h. unverdächtige, Gelegenheit in der bevorstehenden ersten Niederkunft derselben darbot. Am 6. December 1826 schlug diese so verschiedenartig ersehnte Stunde, nach äußerem Scheine mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe von der Gottfried vorbereitet. Einige Tage waren dann kaum vergangen, während welcher die

Wöchnerin sich recht wohl befunden, als sie nach dem Genusse einer von ihrer so treu sie verpflegenden „Tante Gottfried" bereiteten Hafersuppe plötzlich des Nachts an allen jenen Uebeln zu leiden anfing, die gewöhnlich als Symptome einer Arsenikvergiftung betrachtet zu werden pflegen. Leibschmerz, Brennen im Halse, mit unlöschbarem Durste, Schwindel, Herzklopfen, Beängstigungen, Lähmung der Glieder, Fühllosigkeit der Fingerspitzen, Erbrechen und Durchfall hatten bei starkem Phantasiren acht Tage angehalten, als eine neue Vergiftung binnen drei Tagen die endliche Auflösung bewirkte. Frau Rumpff starb, wie die Mörderin es gegen eine Zeugin vorher gesagt hatte, am funfzehnten Tage nach der Entbindung, am 22. December 1826.

Fast wäre, so sollte es scheinen, vor theilnehmendem Schmerz hierüber auch die Gottfried gestorben. Rührend war die dankbare Liebe der leidenden Wöchnerin, die sich in lichten Augenblicken gegen ihre Pflegerin aussprach, Lohn und Segen vom Himmel erflehend; rührend, und für die Mörderin erwünscht, die Innigkeit, womit die Sterbende ihr den Säugling, Wittwer und dessen Hausstand an's Herz legte. — Da war an keinen Verdacht der Gräuelthat zu denken, obwohl zugleich mit der Wöchnerin auch Magd und Amme, aus Muthwillen oder kleinen Nebengründen, vergiftet wurden und an fürchterlichem Erbrechen litten.

Wenige Wochen erst waren seit der Beerdigung verflossen, als Madam Gottfried, die jetzt dem ganzen Hauswesen des Wittwers vorstand, scherzweise auch schon auf seine Wiederverheirathung anspielte, in gleichem Tone es andeutend, daß eine Ehe zwischen ihnen beiden

ganz paßlich erscheine. Eine solche lag im Zwecke der Mörderin, nicht um mit Herrn Rumpff verbunden zu seyn, sondern um ihn gleich nach der Verbindung zu beerben. Allein der Wittwer, von entschiedener Abneigung beseelt, erklärte ihr, wenn auch ebenfalls scherzweise, doch recht bestimmt, seinen Entschluß, nicht wieder zu heirathen, am wenigsten eine Wittwe.

Kaum hatte sich die Mörderin von dieser Gesinnung Rumpff's überzeugt, — es war im März 1827, ein Jahr vor ihrer Verhaftung — so schritt sie zur Anwendung des bei Gottfried, Zimmermann und Mosees so erfolgreich angewandten Mittels der Vergiftung oder Krankmachung: Rumpff mußte erkranken, um in diesem leidenden Zustande die Pflege, Theilnahme und Liebe der Heuchlerin zu erfahren, und vor seinem Sterben entweder mit Erbrecht begründender Trauung, oder mit Vermächtnissen zu belohnen. Nur dem Umstande, daß er sich hiezu nicht so leicht, wie jene früheren Opfer, bethören ließ, verdankte er die Fristung seines durch kleinere Portionen Gift nur untergrabenen Lebens.

Fast zugleich mit der ersten, absichtlich nicht tödtenden Vergiftung Rumpff's, vollführte die Verbrecherin die Ermordung ihrer langjährigen treuen Magd und Freundin Beta, die verehelichte Schmidt. Zufällig hatte sie nämlich im Frühjahre 1827, wo Schmidt nach Grönland reisete, in Erfahrung gebracht, daß derselbe seiner ihre Niederkunft nächstens erwartenden Frau eine baare Summe von einigen funfzig Thalern zurückgelassen, und augenblicklich war die, gerade jetzt wieder dringend des Geldes benöthigte Raubmörderin zum Vollzug einer neuen Mordthat bereit.

Schon ehe die Niederkunft erfolgte, gab sie, gleichsam ungeduldig, jenen gelegeneren Zeitpunkt zu erwarten, der täglich zur Bedienung zu ihr kommenden jungen Frau den Rest ihrer vorräthigen Mäusebutter. Am 22. April genas die Schmidt glücklich eines Knaben; sie befand sich, von der Gottfried mütterlich liebend mit Speise und Trank verpflegt, so wohl, daß sie schon am neunten Tage einmal aufzustehen wagte. Aber während der Zeit hatte die Fürchterliche sich neuen Vorrath ihres Gifts zu verschaffen gewußt. Ein Zeuge, A. W. Knake, deponirte hierüber: „Ich muß noch bemerken, daß die Gottfried mir im vorigen Sommer (als die Schmidt im Kindbette lag) sagte, sie habe viele Mäuse. Ich sagte ihr: sie müsse Katzen halten. Sie erwiederte: diese machen mir Molest! worauf ich antwortete: so müssen sie Mäusebutter legen. Darauf sagte sie: ob ich ihr wohl eine Kruke besorgen wolle? Ich bejahete es, vergas es aber, worauf sie mich drei Tage hinter einander stets fragte: ob ich sie ihr besorgt hätte? und da ich es nicht gethan hatte, sagte sie zuletzt: sie habe schon mit Jemandem gesprochen, der ihr eine Katze gebe.“ —

Plötzlich wurde nun die Schmidt, nach dem Genusse einer Hafersuppe, von den schon so oft genannten tödtlichen Krankheitsäußerungen befallen. Doch unterlag die kräftige Natur erst einer vier Tage später mit Kirschsuppe wiederholten Vergiftung. Von dieser Suppe gab man arglos auch der dreijährigen Tochter der Schmidt zu essen, und unter gräßlichen Qualen starb das Kind am 13. Mai, auf dem Bette der kaum nur noch lebenden Mutter. Zwei Tage später, nach langem Todeskampfe, war auch diese eine Leiche.

Unterdeß hatte die Mörderin, eine unverschlossene Lade

der Sterbenden öffnend, deren Casse glücklich erhascht. „Außer dem der Schmidt entwandten Gelde habe ich," bekannte sie, „auf der Beerdigungsrechnung noch 10 Thaler berechnet, welche die Schmidt mir vor der Entbindung, gleich nach des Mannes Abreise, bereits bezahlt hatte." —

„Von meinen vielen Vergiftungen wußte die Selige nichts; da ist sie so unschuldig, als ein Kind. — Einige Mal hat sie mir eine Kruke geholt; nie hat sie gefragt, wozu ich es gebrauchte. Denn so lieb sie mich hatte, blieb sie dennoch sehr bescheiden."

„Nach der Seligen Tode, wenn ich oben aus meinem Fenster sah, dachte ich oft: früher riefest du deine Beta, wenn du sie sprechen wolltest! — ach, dann schien mir der Hof so öde."

„So lange die Selige bei mir in Dienst gewesen, (s. oben S. 145) hat sie mich Freimarkt und an meinem Geburtstage erfreut. (d. h. beschenkt.) Um 6 Uhr war sie schon vor meinem Bette; dies hat sie bewiesen, diese Liebe, bis das Jahr, wo sie starb."

„Ach, wenn meine Beta noch lebte, und ich in der Gefangenschaft: sie würde vor Gram sterben. Denn sie liebte mich zu sehr. Gewiß würde sie mich heimlich pflegen und nicht unterlassen zu bitten, mich zu besuchen."

„Ach, ich bekenne, zwei Menschen getrennt zu haben, die sehr glücklich und die beide ihr Leben für mich würden hergegeben haben."

Aus solchen Aeußerungen schließe man jedoch nicht auf damalige Bereuung der That; als die Hand der Verbrecherin die der Schmidt gestohlenen, der Erwartung nicht entsprechenden Gelder zählte, — sie will nur ungefähr 25 Thaler gefunden haben — brütete sie schon über den

Vollzug eines neuen einträglicheren Raubmords: ihres väterlichen Freundes, des Herrn Beschlagmeisters Friedrich Kleine zu Hannover.

„Beim Verkaufe eines Hauses müssen natürlich alle fremde Gelder angegeben werden. Hier zeigte sich wieder meine Eitelkeit (darin), daß ich Kleine seine 800 Thaler nicht angab, sondern sagte zu Rumpff, es wären Familiengelder. Und warum that ich dieses? um meine wirkliche Lage nicht darzustellen. Ach, hätte ich es doch damals gethan, so lebte jetzt mein guter Herr Kleine noch!" — — „Als ich mein Haus an R. verkauft hatte, erhielt ich einen Brief von Herrn Kleine, worin er an die 800 Thlr. erinnerte. Da ich beim Verkauf des Hauses es so gemacht, daß die 800 Thaler erst nach zwei Jahren von R. ausbezahlt würden, so gerieth ich durch Kleine's Briefe in große Verlegenheit. Schreib' in dem Augenblick an Herrn B—d—s um diese 800 Thaler, auf vier Jahre, für eine Sicherheit von 1800 Thaler; ergreife diese große Unwahrheit, als habe ich in Bremen einen Prozeß zu beseitigen"....

Durch allerlei Lügen gelang es der Verbrecherin zwar, einige hundert Thaler zusammen zu scharren; den größten Theil der Schuld war sie jedoch aufzutreiben nicht im Stande. Nichts destoweniger schrieb sie jetzt nach Hannover, sie werde im Juni selbst dorthin kommen, um das ganze Capital nebst den Zinsen abzutragen. Ihr Plan war: unter Bezahlung von etwa 300 Thalern, mittelst irgend einer Lüge, Entschuldigung und Befristung hinsichtlich des Uebrigen zu erlangen, dann aber den Vater Kleine und, wo möglich, auch seine Kinder zu vergiften, um von der Rückzahlung ihrer Schuld, wo nicht für immer, doch für's Erste befreit zu seyn.

17*

Ein solches Wagstück desto sicherer unternehmen zu können, suchte sie vorher durch Briefe die Innigkeit ihres freundschaftlichen Verhältnisses zu der arglosen Familie erst noch recht zu erhöhen; schrieb Briefe über Briefe an Kleine's, voll Zärtlichkeit, und fragte in hundert kleinen Angelegenheiten „Vater" Kleine um Rath, als wenn sie ohne ihn nichts unternehmen könnte und keinen treueren väterlichen Freund besitze, als ihn.

Und nun trat sie, anfangs Juli, mit einer vollen Kruke Mäusebutter, welche sie, in ein Par neuer Schuhe gewickelt, unten in ihrem Koffer verborgen hatte, mit der Post ihre vierte und letzte Reise nach Hannover an.

Hier fand sie nun bei Kleine's, obgleich sie ihr Versprechen, des Abtrags ihrer Schuld, nicht erfüllte, eine liebevolle Aufnahme. Sie wußte so täuschend die kindlich vertrauende, arglose, offenherzige Seele zu spielen, in ihrer Verwaistheit so viel Bedürfniß nach Liebe zu heucheln, daß man es ihr gern gestattete, sich wie eine Tochter des Hauses anzusehen.

„Ich fand da so viele Herzlichkeit," gestand die Verbrecherin dem Herausgeber, „und der alte Herr Kleine war als ein Vater gegen mich! Jeden Morgen war sein Erstes: „„Heute sollen Sie wieder ein Vergnügen haben!"" Der Selige war so lebensfroh, wußte uns so aufzuheitern, daß er uns ganz unentbehrlich wurde. Und seine Haupttugend: er diente gern seinen Nebenmenschen! an mir hat der Selige den schönsten Beweis davon gegeben, Gott segne seine Kinder dafür!"

„Kleine wünschte im October den Rest des Geldes ausbezahlt zu erhalten. Ich dachte mir, ich wollte aus seinem Tode Vortheil ziehen; allein wie ich mir das dachte, kann ich nicht sagen."

Am 17. Juli, wo, wie gewöhnlich, dem Vater Kleine sein Frühstück bereitet werden sollte, erbot sich die Gottfried hiezu. Sie zerschnitt ihm rohen Schinken und bereitete denselben mit Pfeffer, Salz und Mäusebutter. Kaum hat der Greis die Hälfte davon genossen, so fühlt er sich schon unwohl. Es folgt heftiges Würgen und Erbrechen; man schickt Tags darauf zum Arzte, am 20. muß der Kranke sich zu Bette legen, und nach Erduldung namenloser Schmerzen giebt er unter Beängstigungen und Convulsionen am 24. seinen Geist auf.

Unterdeß war der jüngste Sohn des Hauses von Paris zurückgekehrt; er war Zeuge der martervollen Krankheit seines Vaters gewesen, die nun schon Tags nach dessen Tode auch er, nebst den übrigen Hausgenossen, an sich erfahren sollte. Nachdem man nämlich am 25., Mittags, eine von der Gottfried bereitete Hafersuppe genossen, woran Herr Kleine sofort, doch ohne Argwohn zu fassen, einen metallischen Geschmack bemerkte, mußten Alle, die davon gegessen, bald darauf fürchterlich erbrechen; die Ausleerung des Gifts war ihre Rettung.

Ueber die Stimmung der Mörderin und das Maaß ihrer Heuchelei, während alles dieses vorging, geben ihre eigenen damals nach Bremen geschriebenen Briefe ein bedeutsames Licht. An R. schrieb sie unter Anderm:

„Mein Aufenthalt allhier würde bis jetzt der angenehmste gewesen seyn, wenn der Tod unsers guten Vaters uns nicht Alle in so große Betrübniß versetzt hätte. Denken Sie! am Montag waren wir in Gesellschaft, wo der Selige tanzte und so seelenfroh war, und immer Spaß machte, ich sey seine Braut. Den Dienstag wurde er krank und starb am Sonnabend an einer Lungenentzündung.“

(Der Leichnam war secirt worden und man hatte darnach seinen Tod der Gallenruhr zugeschrieben.) — — „Ach, wenn Sie es doch gesehen hätten, wie der Selige mich mit seinen Kindern vor sein Sterbebette kommen ließ, mich bat, bei seinen Kindern zu bleiben und Luise, die Tochter, nie zu vergessen! Wir haben uns in seiner Gegenwart ewige Freundschaft gelobt. Ich kann sagen, an ihm wohl einen zweiten Vater verloren zu haben. Wen habe ich jetzt! es ist schrecklich, mein Loos auf der Welt! Alles, was ich liebe, wird mir genommen. — — Gebe Gott, daß Sie recht glücklich sind, dies wünscht von Herzen Ihre betrübte

G. Gottfried.“

An denselben, 8 Tage später.

— — — „Wie ich den letzten Brief Ihnen sandte, hatte ich hier einen traurigen Tag: der älteste Sohn wurde den Abend schwer krank, bekam ein heftiges Gallenerbrechen, dazu ein heftiges Weinen, welches 5 Stunden anhielt. Dieses zu sehen, ist nicht zu beschreiben! In einer Stunde kam der Arzt drei Mal. — — Zu derselben Zeit legte sich auch Luise drei Tage. Sie können denken, wie mir unter allen diesen Kranken zu Muthe war. Die Folgen davon für mich sind die, daß meine Beine sehr angeschwollen sind und ich seit drei Tagen einen Arzt brauche und meine Füße immer im Kissen ruhen muß. Wie oft ich mich schon zurück gesehnt habe, glauben Sie nicht; aber meiner Luise, die sich so überaus glücklich fühlt, daß ich da bin, kann ich es nicht zu leide thun.“ — —

Die pecuniären Vortheile der Mörderin bei Gelegenheit dieser Vergiftungen bestanden nun in Verschiedenem.

Zuerst täuschte Sie sich in ihrem Hauptzwecke nicht: ihre rückständige Schuld von etwa 500 Thaler wurde ihr für's Erste ruhig belassen. Dann log sie den Erben vor, daß sie dem sel. Vater Kleine 5 Louisd'or zur Aufbewahrung gegeben, und erhielt diese Summe auf ihre treuliche Versicherung ausbezahlt, obgleich man nicht begriff, von dem so sehr Ordnung liebenden Verstorbenen keine Bemerkung hierüber vorzufinden. Ferner stahl sie einer im Kleine'schen Hause sich aufhaltenden Mamsell Stockhausen aus ihrem Strickkorb einen Doppellouisd'or, über welchen Diebstahl, als man das Geld augenblicklich vermißte, sie sich höchst aufgebracht stellte und namentlich äußerte, daß es gewiß einst dem Thäter nicht gut gehen werde! — Endlich eignete sie sich Mehreres aus der von ihr während einer Abwesenheit der Mamsell Kleine mitbesorgten Wäsche zu: ein Handtuch, eine Serviette und sonstige Kleinigkeiten.

Außerdem wandte die Verbrecherin diese Zeit der Abwesenheit von Bremen, wo doch hie und da vor ihrer Abreise zweideutige Urtheile über sie laut werden wollten, namentlich bei Rumpff und Rumpff's Hofe, zu Erheuchelung neuen Werths und Heiligenscheins an. So schrieb sie an Herrn Rumpff, den sie kürzlich vergiftet und in dessen Hauswesen sie heimlich, gleich einem bösen Geiste, allerlei Unheil gestiftet hatte: „Gebe doch Gott, daß das Glück und die Ruhe in Ihrem Hause einkehren mögen! und so wird, wie ich hoffe, alles Unangenehme, was seit Kurzem vorfiel, gewiß bald gehoben seyn. Auch hoffe ich, daß bald eine Zeit kommen wird, wo Sie einsehen werden, daß ich die *Unschuldige* zwischen allem war. Ihre Kränklichkeit ließ mich aber zu allem schweigen. *Fassen Sie nur Muth und ehren Sie die dunkeln Wege*

des Schicksals, die doch immer unser Beßtes will. Und thun wir nicht auch am Beßten, unser Schicksal in die Hand des beßten Führers glaubend und trauend zu geben? — Da Ihre Gesundheit so sehr gelitten, so thun Sie wohl, lieber Rumpff, sich so viel wie möglich heraus zu machen; andre Umgebungen lenken doch allmählig die Gedanken von dem Gegenstande ab."

Gegen sämmtliche Freundinnen sprach sie ihren Schmerz aus über den Tod ihrer Beta, und erheuchelte eine an Angst gränzende Besorgniß über den Kummer des Wittwers, wenn er, von Grönland zurückkehrend, Weib und Kind im Grabe fände. Einer auf Rumpff's Hofe wohnenden Freundin schrieb sie z. B.: „Sie glauben es nicht, wie sehr ich den Verlust der Seligen (Schmidt) fühle! Sie meinte es so treu, so gut! doch der liebe Gott will auch etwas Gutes haben. — — Verlassen Sie ja Schmidt nicht, und pflegen Sie ihn, so viel Sie können. Bin ich erst selbst da, so dürfen Sie sich in jeder Hinsicht auf mich verlassen."

Solche übertriebene Heucheleien waren übrigens der Scheinheiligen zur andern Natur geworden, ohne daß man deshalb etwa auf ihre Besorgniß, in ihrem wahren Wesen erkannt zu werden, schließen dürfte; Furcht, daß sie entdeckt werden könne, hatte sie je länger, je weniger. Ja, wie ein Geständniß beweiset, hielt sie ihre Entlarvung sogar für unmöglich. „Eines Tages wurden in Hannover die Gefangenen gespeiset: wie oft habe ich mir diesen Anblick in meiner jetzigen Lage vergegenwärtigt! — — Wenn mir damals Jemand gesagt hätte: ein solches Loos trifft dich! was würde ich wohl geantwortet haben! das sey nicht möglich! — Ach, jetzt kann ich sagen:

bei Gott ist kein Ding unmöglich. — Als der selige Herr Kleine acht Tage beerdigt war, erwachte ich des Morgens früh und es war ein starker Nebel draußen, daß man keinen Baum erkennen konnte. So wie ich die Augen aufschlage, sehe ich ganz natürlich seine Gestalt in dem Nebel dicht vor meinem Kammerfenster, mich ansehend.... und so verschwand er. Dieses ist so gewiß wahr, als ob ich es eben sähe." [45])

Nicht ohne die herzlichsten Liebesbeweise und Danksagungen von Seiten der trauernden Familie schied endlich die Mörderin aus deren Mitte.

In Bremen angekommen, wegen der Schuld an Kleine's beruhigt, durch das Geraubte bereichert, wandte sie nunmehr ihr Augenmerk auf die weitere Verfolgung des Plans zur Wiedererlangung ihres Hauses. Schon bei ihrer Abreise hatte sie Herrn Rumpff besondere Zeichen ihrer Zuneigung hinterlassen: ein Briefchen mit einer brillantnen Tuchnadel nebst vier Louisd'or, desgleichen für eine Verwandte von ihm, Johanne G...e, einen goldnen Ring, für Stienchen T... ein Halsband mit goldnem Schlosse u. s. w. Von Hannover aus hatte sie den lebhaftesten Briefwechsel mit ihm unterhalten. Alles jedoch ohne weitern Erfolg. Jetzt fuhr sie mit erneueter Thätigkeit fort, ihr heimliches Unwesen zur Störung des Hausfriedens zu treiben. Sie bestahl fast sämtliche Mitbewohner des Hauses, jammerte, selbst bestohlen zu seyn, verläumdete, brachte Unschuldige in Verdacht — ein Lehrbursche hatte schon die Flucht deshalb ergreifen müssen — beging tolle Streiche, die man eher einem feindseligen nächtlichen Kobold, als irgend einem menschlichen Wesen hätte zuschreiben mögen, [46]) Alles, um sich Herrn Rumpff unentbehrlich

zu machen, ihn zur Wiederverheirathung zu zwingen. Dabei vergoß sie häufig Thränen, daß böse Menschen durch alle die schlechten Streiche nur ihr zu schaden, sie von Rumpff zu scheiden gedächten.

Doch waren solche Umtriebe ein weniger bedeutendes Mittel zu ihrem Zwecke; mehr Erwartung setzte sie auf ihr erprobtes Gift. Alle im Hause mußten erbrechen, so daß es schon zum Sprichworte wurde, in dem Hause könne niemand gesund bleiben. Vorzüglich erfuhr jedoch Rumpff dieses Leiden. Einst, als er sich wieder heftig hatte erbrechen müssen und deshalb der Gottfried Vorwürfe gemacht hatte, fand er in seinem Tabackskasten ein von derselben beschriebenes Stammblatt:

„Schuldlos seyn ist des Leidenden höchste Würde, und der Edle, welcher mit heiterm Antlitz unter das Geschick sich beugt, ist ein Anblick, über welchen der Himmel sich freut.“

Zum Weihnachtsfeste 1827 schrieb sie ihm:

„Die gegenwärtigen Tage geben uns zwiefache Erinnerung, die mein Herz gewiß mit Ihnen theilt. Ein Jahr ist nun schon, mit seinen Freuden, dahin geschwunden, welche erstere nur die Verklärten schmeckten. Doch für Sie eine Beruhigung, sie aller Erdenleiden entledigt zu wissen. — Einen kleinen Beweis meiner Aufmerksamkeit werden Sie anzunehmen mir nicht versagen, und die Versicherung der Theilnahme mit Wahrheit aufnehmen von Ihrer G. G.“ 47)

Wenn Rumpff nach dem Genusse ihres Gifts von Schmerz betäubt mit dem Erbrechen würgte, hielt sie ihm stützend das kranke Haupt, wischte mit ihrem Tuche seinen Angstschweiß ab, und vergoß Thränen, daß sie nicht an

seiner Statt leiden könne! von ihrem allzeit so sanften, erquicklichen Schlafe ihm, der die Nächte oft qualvoll durchwachte, nichts abgeben zu können, war ihr stetes Bedauern.

Wie scheinheilig sich indeß die Wittwe benehmen, welche Künste sie in Bewegung setzen mochte: statt daß Herr Rumpff sie hätte lieb gewinnen mögen, vermehrte sich eher sein geheimer Widerwille gegen sie, und nicht selten gab er ihr davon ziemlich unzweideutige Beweise.

„Ich glaube doch" erzählte die Verbrecherin dem Herausgeber, „daß Herr Rumpff zuletzt um meine Thaten so etwas gewußt oder geahnet habe! Einst war ich bei ihm vorne in der Stube, als Madam H—ck, die bei uns wohnte, heftig klingelte. Da sagte er zu mir: „„was meinen Sie, wenn man Ihnen einmal so klingelt?"" Dies Wort durchfuhr mich schrecklich. Nachher erinnerte ich mich, daß X. einmal gesagt: ich werde noch einmal wieder dienen müssen; vielleicht, dachte ich, hat Rumpff hieran gedacht."

Rumpff's Widerstand, der weder auf eine eheliche Verbindung, noch auf Vermächtnisse hoffen ließ, erfüllete die an das Fehlschlagen ihrer Speculationen wenig gewöhnte Verbrecherin mit stillem Ingrimm. Zugleich fand sie sich, obschon völlig ohne Furcht vor eigentlicher Entdeckung ihrer geheimen Thaten, doch durch den Gedanken, Rumpff ahne davon etwas, eigenthümlich beunruhigt. Es kam hinzu, daß sie hinsichtlich X's, mit welchem seit einiger Zeit eine abermalige Aussöhnung Statt gefunden hatte, in gleicher Unruhe schwebte. „X. schickte mir Schellfisch mit einem hohen Berg geriebenen Zucker; da fiel mir auf, daß ich meinen Bruder mit Schell-

fisch vergiftet, und ich glaube, daß X. davon etwas muß geahnt haben." [48])

Immer mehr empfand nun die Verbrecherin die Folgen ihres bisherigen Lebens. Das Maaß der Sünde, die sie zu ertragen vermochte, war voll: ein entsetzlicher Zustand trat jetzt ein. Los von allem Göttlichen, fühlte sie dennoch eine grauenvolle Verbindung mit der Geisterwelt und sich selbst im Kampfe mit derselben. Gegen ihren Willen riß das Unsichtbare sie an sich; es zu bekämpfen häufte sie zwecklos Gräuel auf Gräuel. —

Als an ihrem Geburtstage, am 6ten März 1827, Bremen durch Deichbrüche und Wassersnoth heimgesucht ward, sah die Mörderin in dieser Noth nur den nach ihr ausgestreckten Arm des Himmels. Als im Herbste darauf die Wohnung des Herrn Maler Menken plötzlich in Feuer stand und nun ein Gemälde über das andere hoch vom Dache hernieder auf die Straße geschleudert wurde, stellte sich sogleich jenes von ihr geraubte Gemälde (s. S. 143) ihr vor die Seele, und alle Flammen, so schien es ihr, lechzten nach der Diebin und Mörderin. In unfruchtbarer Dürre, wie in anhaltendem Regenwetter, bei allen Naturereignissen sah sie sich als die Zielscheibe an, die dadurch der Welt verrathen werden sollte. Einst erblindete sie plötzlich eine Viertelstunde lang; mehrmals, wenn sie eben etwas auszuführen gedachte, trat verhindernd heftiges Nasenbluten ein, und vor allem diesen erbebte sie angstvoll. Die Unruhe zu beschwichtigen, trieb es sie dann häufig nach den Gräbern ihrer Ermordeten; „aber es war besonders," heißt es in ihren Bekenntnissen, „so wie ich mich dem Kirchhofe näherte, kam starker Regen oder ein heftiger Sturm, und ich mußte eilen, daß ich zu Hause kam."

Weit entfernt, durch einen solchen Gemüthszustand von ihrer Lieblingssünde abgezogen zu werden, lag es in dem sie beherrschenden Geiste, „der stets verneint," daß sie gerade mit Vervielfältigung ihrer Vergiftungen die Unruhe ihres grauenvollen Innern zu zerstreuen wähnte. So, als am 31. Jan. 1828 ihre Freundin Marie mit deren Pflegesohne, Wilhelm Suhling, einem elfjährigen Knaben, sie besuchte, reicht sie demselben ein vergiftetes Butterbrodt in demselben Augenblick, wo sie ihre Freude an dem „wahren Johanniskopfe" des Kindes ausgesprochen hatte, mit der Frage: „was meinst du, Marie, wenn du den einmal verlieren müßtest!" — Der Knabe, in der Schule von heftigem Erbrechen befallen, litt entsetzlich an Schwindel, Mattigkeit in den Gliedern, Durst, Schwere in Kopf und Beinen, an Geschwulst der Augen und des Unterleibes, und konnte erst nach drei Wochen mit genauer Noth das Zimmer wieder verlassen. Einer seiner ersten Wege war, am 27. Februar, zur „Tante Gottfried;" sie empfing ihn mit Liebkosungen, beklagte seine ausgestandenen Leiden, und erquickte ihn dann mit gekochten Pflaumen — zur abermaligen Vergiftung. Seine Krankheit erneuerte sich mit aller Stärke; aber er trug das Leben davon.

So erhielt ein junges Mädchen, welches ihr zu ihrem Geburtstage gratulirte, auf der Stelle den Dank — in einer Gabe Mäusebutter. — Ueberhaupt überschritt aber ihr Unwesen mit dem Gifte im Rumpff'schen Hause jetzt alle Gränzen; gleichsam als hätte sie mit Gewalt den Arm der Gerechtigkeit dadurch gegen sich herausfordern wollen.

Das nachstehende Protocoll über ein am 24. Mai 1828 Statt gefundenes Verhör stellt uns das Treiben der

Verbrecherin zu jener Zeit lebhafter vor die Augen, als es jede Schilderung vermöchte.

„Ich habe der Johanne Greden auch Mäusebutter, auf Kreuzbrodt, gegeben, ich habe gestern in dieser Hinsicht die Unwahrheit gesagt.“

„Vor dem Tode der Frau Rumpff habe ich Rumpff selbst keine Mäusebutter gegeben.“

„Im Sommer darauf gab ich Rumpff zuerst, an frisches Gemüse, wie mir däucht, etwas. Mit Wahrheit kann ich nicht mehr sagen, welches Gemüse es war. Es war am Mittagsessen. Es war Mäusebutter, die ich ihm dran gab.“

„Entweder hatte ich die Stelle am Gemüse vergiftet, die dem Rumpff zugekehrt war, damit er sich das vergiftete Gemüse auffüllen sollte, oder ich hatte ihm das Essen aufgefüllt, was vergiftet war. Ich aß in derselben Stube, jedoch, wie immer, an einem besondern Tische, weil der Tisch zu klein war, um uns Alle zu fassen.“

„Rumpff, der Gesell, der Bursche Diedrich und Dorthee waren damals am Tische. Der zweite Bursche war damals noch nicht dort.“

„Desselben Nachmittags wirkte das Gift bei Rumpff; er bekam Erbrechen, etwa um 6 Uhr Nachmittags.“

„Er sagte es mir, denn ich war nicht dabei, wie er sich erbrach. Er legte sich nicht zu Bett, und nach der Unpäßlichkeit eines oder ein Par Tagen war die Krankheit vorbei.“

„Dorothea Meier war damals schon krank gewesen, die Gesellen und Burschen hatten sich jedoch nicht erbrochen.“

„Die Schmidt lebte noch und war noch nicht im Wochen.“

„Die Mäusebutter hatte ich in meiner Commode stehen.“

„Ich pflegte gemeiniglich, wenn ich unten die Mäusebutter brauchen wollte, mit einem Theelöffel, der bei der Mäusebutterkruke lag, auf Papier Mäusebutter zu machen, und brachte dies denn unbemerkt herunter. In der Küche nahm ich dann ein Messer, schrapte (schabte) die Mäusebutter vom Papier, that sie an's Essen und warf das Papier ins Feuer. Dies war die gewöhnliche Weise, wie ich es zu thun pflegte.“

„Wie bald nachher ich ihm wieder etwas gab, kann ich nicht angeben.“

„Im Ganzen glaube ich, daß ich ihm vier Mal Mäusebutter, die für ihn allein bestimmt war, gegeben habe.“

„Ich glaube, daß ich zum zweiten Mal auf Lattig oder kleinen Blättersalat, zwischen Ostern und Pfingsten desselben Jahrs, dem Rumpff Mäusebutter gab.“

Befragt, welche Jahreszeit sie Sommer nenne, da die gewöhnliche Meinung das Pfingstfest als Frühlingsfest ansehe, sie deponirte:

„Ich rechne nur nach Sommer und Winter, und zwar nenne ich Sommer die Zeit, wo die Gesellen nicht mehr bei Lichte arbeiten, was kurz vor Ostern der Fall ist. Das erste Mal muß kurz vor Ostern gewesen seyn.“

„Ich machte den Salat in der Küche zurecht. Ich hatte die Mäusebutter auf Papier herunter geholt und schmierte sie auf die Blätter des Salats, auf einer Stelle, die vor mir stand und die ich nicht begoß.“

„Ich hatte den Salat gespült und auf eine Schüssel gelegt und begossen, wie ich die Mäusebutter daran that. Ich wollte Rumpff den vergifteten Salat auf den Teller legen. Rumpff kam zufällig in die Küche, sah das Weiße auf dem Salat, schalt darüber, und darauf wurde er weggeworfen."

„Rumpff irrt sich, wenn er meint, daß ich Salat auf eine besondere Schüssel zurecht gemacht hätte. Die Leute aßen nicht gern Speckbrei; Zucker wurde bei uns nicht an Salat gegessen, sondern blos Essig und Oel."

„Zum dritten Mal habe ich wahrscheinlich dem Rumpff wieder etwas am Gemüse gegeben, denn ich erinnere mich, daß er krank wurde, und 14 Tage lang an Erbrechen und den gewöhnlichen Unfällen, die nach erhaltener Mäusebutter sich einzustellen pflegten, krank lag."

„Wie er von dieser Krankheit genaß, sandte die Greden Frau ihm Bouillon, und an diese gab ich darauf wieder Mäusebutter."

„Ich erinnere mich jetzt, daß das Gemüse Sauerkraut war."

„Bei der Bouillon blieb das Gift als Bodensatz zurück und wurde vom Rumpff nicht ausgetrunken, daher ihm die Bouillon auch wenig schadete."

„Nach meiner Meinung war es schon in diesem Jahre, wie ich ihm das Gift gab."

„Ich hatte den Sauerkohl aufgelegt auf Rumpff's Teller und schmierte dann die Mäusebutter daran. Diesmal hatte ich die Mäusebutter nicht in Papier, sondern in einen Theelöffel unbemerkt heruntergetragen."

„Ich gab die Mäusebutter an's Essen, ehe Jemand etwas davon merkte."

„Ich hatte blos Rumpff's Teller voll vergiftet.“

„Des Nachmittags, so gegen Abend, wirkte das Gift. Ich war gerade unten in der Vorstube bei Rumpff, als er das Erbrechen bekam.“

„Es war an einem Wochentage. Er legte sich erst aufs Sopha, stand des Abends wieder auf und blieb etwa 14 Tage, wie ich berechnet habe, krank.“

„Es fällt mir noch ein, daß es gerade Fastnacht oder der Tag vor Fastnacht war, weil es an diesem Tage bei den Handwerkern gefeiert wird.“ (18. Februar.)

„Diese Krankheit ist diejenige, in der ich geäußert habe, ich glaubte, daß er sterben würde, er hätte so mit den Händen gegriffen; auch sagte ich ihm, daß ich für sein Kind sorgen würde.“

„Dies sagte ich öfter zu ihm, denn er äußerte manchmal, daß er bald sterben werde.“

„Auf diese That folgte die Vergiftung des Specks.“

„Rumpff hatte sich, wie wir ein Schwein geschlachtet hatten, (Montag, den 3. März) ein Stück frischen Speck vom Schlächter bringen lassen und davon gegessen. Den Rest hob er für sich auf und setzte es in seinen Schrank, mit den Worten: es gäbe einen guten Happen für ihn zum Frühstück auf Morgen.“

„Am andern Morgen sagte ich der Dorthee: sie solle den Schrank abseifen, und ging, während sie das Wasser zurecht machte, hin, räumte Rumpff's Eßschrank aus, reinigte ihn, und setzte die Sachen, die darin gestanden hatten, wieder hinein und hieß dann der Dorthee, den Schrank blos von außen zu reinigen.“

„Während der Zeit, daß die Dorthee nicht in der Kammer war, sondern das Wasser zurecht machte, machte

ich die Mäusebutter an den Speck. Ich hatte sie in Papier mit mir herunter gebracht, das Papier warf ich nachher ins Feuer."

„Den Entschluß, den Speck zu vergiften, faßte ich am Morgen, wie ich aufstand."

„Ich wollte Rumpff vergiften um mein Haus wieder zu bekommen. Ich dachte, wenn alles ausstürbe, so würde ich die nächste zum Hause seyn."

„Von Anfang an war es nicht mein Wille, ihn aus der Welt zu schaffen. Daher gab ich ihm nicht zum sterben genug."

Wann sie denn den Vorsatz gefaßt habe?

„Ach Herr Senator, wie ich es ihm zuerst gab, muß es doch wohl schon mein Wille gewesen seyn!"

„Außer den von mir angegebenen Malen hat Rumpff von mir auch Gift erhalten, wenn ich, wie ich gestern angegeben, den Hausgenossen Mäusebutter ins Essen gab."

Die erwähnte, am 5. März 1828 vollführte, Vergiftung des Specks, war nun endlich diejenige, welche, wie in den Vorbemerkungen zu dieser Lebensgeschichte (S. 6) bereits angeführt worden, die Verhaftung und Entlarvung der Mörderin nach sich gezogen hat. Wie ein Donnerschlag, besinnungsraubend, trafen sie schon die ersten leisen Vorboten des nahenden Gewitters. Ihre eignen Papiere enthalten, in Harmonie mit den Acten, über diese entscheidende Zeit das Nachstehende.

„Den Tag zuvor (5. März, Tag vor der Verhaftung) kam Herr Doctor L. vorgefahren und blieb eine geraume Zeit bei Herrn Rumpff. Ich ging auf den Boden, sah zum Fenster hinaus, sah immer nach dem Wagen. Du

bist verrathen, sagte mir mein Gewissen; Gott hat dieses so gefügt. Was thust du, gehst du hinunter, fällst Herrn Rumpff und Herrn Doctor L. zu Füßen, bittest, daß sie dich nicht verrathen? — — — Dann erinnerte ich mich auch zugleich: Herr Doctor L. ist beeidigt und muß sein Gewissen betrachten. So kämpfte ich lange mit mir." — „Den andern Morgen, 7 Uhr, stehe ich auf, habe Seitenschmerzen, die aber erträglich waren. Lege mich wieder zu Bette; denke immer: sollte Rumpff wohl kommen und dir (zum Geburtstage) gratuliren? Aber es geschah nicht. Zehn Uhr ließ ich ihn bitten, mal herauf zu kommen. Beim Hereintreten grüßt er mich bloß. Ich sage: Herr Rumpff, wenn ich mir ein kleines Zimmer miethe, wollen Sie das wohl annehmen? „„Gerne,"" sagt er, „„ich bin schon oft um Ihre Stube gefragt,"" und verläßt mich wieder. Ach, denke ich, hätte er dir doch gratulirt! du wärst ihm um den Hals gefallen und gebeten, mich nicht unglücklich zu machen! — — — Elf Uhr schickt mir Herr X. eine Mundtasse und einen Brief; ich danke, und sage zu dem Kinde, sie sollte Vater fragen, ob er mir wohl sein Hinterhaus vermiethen wolle. Elf Uhr kommt Dorothee (die Magd), sagt: „„was das wohl heißt, Rumpff zieht sich so fein an und sagt, ich solle nicht mit dem Essen auf ihn warten. Und,"" sagt sie, „„Herr Doctor L. ist zwei Mal schon da gewesen und hat lange mit Rumpff gesprochen. Diedrich (der Lehrbursche) ist schon drei Mal mit einem Korbe ausgegangen und spricht immer leise mit Rumpff, und wenn ich in die Stube komme, so sind sie Beide still."" Ich antworte nichts darauf; denke aber: dein Unglück ist vor der Thür!" — — —

„In voller Angst verbrenne ich erst X. seinen Brief; gehe vor meine Commode, nehme die Kruke heraus, die noch halb voll Butter war, lege sie auf meine Brust, und das Papier, welches drum gewickelt war, werfe ich hinter meine Bettstelle.“ [49])

Die am Tage nachher vernommene Magd Rumpff's, Dorothea Meyer, sagte Folgendes aus.

„Als Doctor L. gestern Morgen schon da gewesen — er ist aber vielleicht zweimal da gewesen — ging ich zu Madam hinauf und sagte ihr, was das wohl heiße, Doctor L. sey schon da gewesen und der Bursche sey schon ein Par Mal mit dem Korbe ausgewesen; der Herr sage, der Bursche bringe Würste aus, ich habe aber wohl gesehen, das sey nicht wahr. Ob und was sie mir darauf antwortete, weiß ich nicht; ich fuhr fort: er möchte denn mit dem Speck aus seyn? worauf sie antwortete: „„ach! da habe ich noch nicht wieder an gedacht.““ [50]) Ich fing dieses Gespräch an, und nicht Madam, denn ich dachte, ich wollte doch mal hören, was Madam wohl sagte, wenn ich von dem Speck erzählte; als ich dieses mit Madam sprach, lag sie im Bette, denn sie ist gestern gar nicht herunter gekommen und nur einen Augenblick aufgewesen, um ihre Federdecke von der Stube zu bringen, worauf sie gleich wieder zu Bette gegangen. — — Dann sah ich sie nicht mehr, als bis etwa um 6 Uhr, wo sie nach mir klingelte und Thee bestellte; bei Ueberreichung der ersten Tasse äußerte sie zu mir: „„bald sage ich ihr Adieu!““

Als gegen 2 Uhr die gerichtliche Behörde in ihrem Zimmer erschien, befand sie sich im Bette, über Seitenstiche klagend; nach dem äußern Anscheine ziemlich gefaßt,

innerlich voller Angst. Gleich auf die erste Anrede des Gerichts, daß hier im Hause so eigne Dinge vorfallen, welche eine genaue Untersuchung erforderten, war sie so verwirrt, zu antworten, daß es sie schon längst verlangt habe, eine genaue Untersuchung über sich ergehen zu lassen. Die folgenden Aussagen vermehrten den Verdacht. Es fand das erste förmliche Verhör Statt, und nach dessen Beendigung der Beschluß, die Inculpatin Abends auf das Stadthaus bringen zu lassen. [51])

„Meine Aussage in meiner Wohnung" lautet das eben abgebrochene Bekenntniß weiter, „war in den Augen der Herren gewiß nicht nach Wunsch. Meine Bestürzung, mein Schreck und Gefühl kann ich unmöglich beschreiben. Wie Herr Doctor N. mich fragte, ob ich wohl das Bette verlassen könne, und Herrn Commissär bat, beim Weggehen aufmerksam wegen des Feuers im Ofen zu seyn.... dies fiel wie ein Stein auf mein Herz. Stelle dein Schicksal Gott anheim, sagte ich im Stillen zu mir selbst, [52]) du bist für diese Welt verloren und wirst dein Haus nicht wieder betreten. Daher nahm ich meine Nachthaube mit nach dem Stadthause [53]) nnd sagte Herrn Rumpff Adieu. Mein Befinden war so besonders den Abend, welches einzig und allein die Gewissensangst hervorbrachte, welche sich meiner bemächtigte. Wie ich mit Herrn Commissär weggehe, fragt er mich: warum ich so ängstlich sey? Ach, meine Beine wollten mich nicht tragen! und dabei solchen Frost, und dann wieder Hitze...."

Während der ersten drei Monate ihrer Gefangenschaft befand sich das Innere der Verbrecherin in einem an Wahnsinn gränzenden Zustande, der jedoch bei der in's Unglaubliche gehenden, nach und nach erworbenen Gewalt

über ihr äußeres Benehmen nur selten sichtbar hervorbrach, und dann anfangs für Verstellung genommen wurde. Einige Bruchstücke aus späteren unbezweifelt aufrichtigen Mittheilungen der Sünderin mögen dazu dienen, jenen Zustand wenigstens anzudeuten.

Aus ihrer Wohnung wurde die nunmehr Verhaftete auf das am Domshofe belegene, mit seiner Hinterseite der Kirche und dem Kirchhofe von U. L. Frauen zugewandte Stadthaus transportirt und dort anfangs, während ein nach jener Kirchhofsseite ausgehendes Zimmer für sie in Bereitschaft gesetzt wurde, vorläufig eine Weile in die Criminalgerichts-Canzlei geführt. Von diesem Locale redet die Verbrecherin, wenn sie in dem oben abgebrochenen Aufsatze fortfährt:

„In M—ll—r (des Canzlisten) seiner Stube wurde ich ganz elend. Ich bekam Zuckerwasser; aber es wurde, statt besser, viel schlimmer. Wie ich oben auf meiner Schlafstube bin und entkleidet werde, nehme ich die Kruke und lege sie unter meinen Arm, und den Arm fest an meinen Leib, daß sie nicht weggleite. — Zwei Tage hatte ich diese Kruke unter meinem Kopfkissen liegen."

Mündlich theilte die Verbrecherin dem Herausgeber mit:

„Als den ersten Abend die Thür abgeschlossen wurde, öffneten sich die Fenster nach dem Kirchhofe,[54]) und da erschienen zwei Kinder, des Nachbarn Steitz Kinder, und ein Sargdeckel, woneben Rumpff stand, mit angelehntem Kopfe; und nun kam seine Schwiegermutter und küßte ihn, mit der Tochter, Madam Grede, und Madam H—ck, Mamsell D—mann. Gleich nachdem sie zu Rumpff kamen, schwebten sie zum Fenster wieder hinaus. Darnach ver-

schwand links Alles. Erschreckliche Angst dabei! Schauder, Frost; und Alles sah ich wachend und mit offnen Augen. Nun näherten sich rechts der alte Herr Kleine und mehrere Herren in großen Oberröcken, die ich nicht kannte. Sie nahten sich meinem Bette; ich griff nach ihnen, um sie abzuwehren. Dann zogen sie zurück. Mein Zimmer wurde hell von einem flammenden Lichte und erschien noch einmal so groß. Nun an der rechten Seite des Betts, dicht an der Mauer, erschienen viele meiner Bekannten, mit etwas über dem Kopf gehangen, Regenlaken, oder was es war; eine Frau mit kleinen Kindern u. s. w. Ich erkannte blos die Mamsell A—ti, das war mir so ein ähnliches Gesicht, die konnte ich vergleichen. Ich dachte: das sind alle die Verstorbenen, die mir erscheinen. Der liebe Gott fügt das so, daß die dir alle so vor Augen kommen, um dich zu erinnern. Dies dauerte bis ein Uhr. — Die Nacht darauf sah ich aus dem Fenster nichts wie lauter Truppen, auswärtige von Hoya und Hannover standen mit finstrer Miene und sahen mich an. Auch viele Herren des Raths mit bloßen Köpfen. Es fing an in der Morgendämmerung und dauerte fort den ganzen Tag, und den folgenden, bei vollem Wachen. Der Kirchhof war viel größer, und eine große Menge Bürgersleute versammelt. Der alte Herr Meyerholtz und Schmidt haben zwei Tage lang still da gesessen auf dem Kirchhofe; Schmidt hatte sein Kind auf dem Arm. Wenn ich des Abends Licht bekam, dann war's vorbei; dann kamen auch die Frauen. — Der junge Herr Kleine ist mir bei Nacht erschienen; er rief mich. Ich hörte, daß er ein Pferd vor den Wagen spannte. Dann, daß man ein häßliches Thier darauf werfe. Da sollte ich mit hinaufgeworfen werden. Zuletzt hörte ich den Wagen

wegrollen, es war ein zweiräderiger Karren. Zwei Stunden lang hörte ich noch das Klappergefahre dieses Wagens. Ich mag es nicht sagen, was dies für ein Wagen war. Sie wissen ja wohl, wie Göpels Knechte haben....“

Nur mit sichtbarem Leiden in der Rückerinnerung des Entsetzlichen und einem scheuen Widerstreben theilte die Unglückliche dem Defensor dieses und Aehnliches mit, was er dann, sobald er sie verlassen, möglichst mit ihren eignen Worten, sogleich niederschrieb.

In jenem fürchterlichen Gemüthszustande rang die feige Mörderin, die so oft das tödtende Gift in ihrer Umgebung ausgetheilt hatte, vergeblich mit dem Entschlusse der Selbstvergiftung. Oft wollte sie die verheimlichte Mäusebutter zum Munde führen; aber eben so oft schauderte sie davor zurück. Höchstens mag sie ein Weniges davon genossen haben, (was sie jedoch leugnet) denn sie bekam am dritten Tage heftiges Erbrechen.

In ihren Papieren heißt es:

„Den dritten Tag reisse ich ein Loch in meine (Bett-) Decke, nehme die Kruke (Mäusebutter) und werfe sie zwischen die Federn, wische sie aber erst mit den Federn reine aus.“

„Den Sonntag Abend kam ich in Verhör; wie ich eine Viertelstunde unten bin, höre ich viel Treppengehn und Herr Doctor N. (der Secretar) wurde herausgerufen. So denke ich, ohne Angst zu haben, deine Kruke ist gefunden. Gottlob, einmal mußt du sie doch hergeben. Wie ich nun oben bin, untersuche ich die Decke — und ich hatte mich nicht geirrt.“

„Nochmals bekenne ich, noch nie eine Erbse groß Mäusebutter genommen zu haben....“

„Den dritten und vierten Tag bekam ich heftiges Erbrechen, welches aber durch ärztliche Hülfe bald gehoben ward. Späterhin bekam ich oft Zufälle, wo ich niedersank wenn ich vor'm Tisch stand, und kroch auf Händen und Füßen, bis ich an dem Tisch mir selbst wieder in die Höhe half. Mein Butterbrodt glaubte ich oft in der Hand zu halten, und wenn ich hinsah, war es ohne mein Wissen auf den Tisch gefallen. Zweimal fiel die eingeschenkte Tasse Caffee so aus der Hand. Jedesmal, wenn ich ins Verhör kam, wurde ich die Treppe herunter geführt; dieses wurde die letzte Zeit (im Stadthause) so schlimm, daß Herr B—g—n (der Polizeidiener) mich auf dem Arm die Treppe herunter trug. Einmal führte mich Herr S—m herunter; wie ich nun aus meiner Stube trat, nahm er mich an seinen Arm: in dem Augenblick sank ich ganz klein zusammen und seine Gestalt war viermal so groß. [55]) — Einmal im Verhörsaal, es war Abend, konnte ich mein Taschentuch nicht genug ansehen, so voll Blut (war es), daß ich eine solche Angst bekomme, es aber nicht wagte zu sagen, um nicht albern zu scheinen.... Mein Tuch war aber den andern Tag so weiß, wie vorhin; woher nun dieses entstand, weiß ich nicht. Ein andermal im Verhör mochte ich Herr Senator gar nicht ansehen.... wenn ich aufsah, standen vor unserm Verhörfenster so sehr viele Menschen.... ich schwieg, denn ich glaubte, es geschähe absichtlich, mich zu sehen, und da darfst du nichts zu sagen; aber auch hierin habe ich mich geirrt. Ein andermal im Verhör war es, als ob der Saal in Rauch stände, und ich bekam einen Schwindel, daß ich mich am

Stuhl festhielt, und eine solche Angst, die sich nicht beschreiben läßt. Diese letzteren Zufälle habe ich sehr oft gehabt; wenn ich dann Herr Senator bat, mich mit dem Verhör zu verschonen, und ihm mein Befinden klagte, so war er so gütig und ließ mich hinauf bringen. Einmal führte mich Herr Commissair herunter; da glaubte ich unten im Hause viele von meinen Bekannten im Zimmer zu sehen; bis Herr Commissair selbst die Thür öffnete und mich vom Gegentheil überzeugte. So sehr täuschte mich mein Gesicht...."

„(Eines) Nachmittags, 2 Uhr, ruhe ich ein wenig; höre auf einmal draußen an der Thüre sagen: der Kopf soll ihr abgehauen werden und die rechte Hand!"

„Den Abend höre ich einen Sarg auf- und zuschlagen, viel Geräusch, und laut sagen: lebendig soll sie begraben werden, ohne alles Vorgefühl."

„Zwei Abende, wenn ich mich niederlegte, war (es) immer, als ob zu den Füßen mein Bett ganz hoch aufgehoben würde. Dann glaubte ich, es säße Jemand unter meinem Bette. Zum Schein bat ich Frau B—g—n, den Pfühl wegzunehmen, sagte aber nichts, und es wurde besser."

„Meine Angst die letzten 14 Tage (auf dem Stadthause) kann ich nicht beschreiben. Oft dachte ich, wenn ich meine Hände so rang, auf und nieder ging: du verlierst ja wohl die Vernunft! — Mit den Frauen mochte ich des Abends gar nicht sprechen; oft legte ich mich erst 12 Uhr zu Bette, mit meiner Kleidung, aus Furcht, wenn ich abgeholt würde," (zu plötzlicher Hinrichtung) „daß ich fertig sey."

„Eine Nacht liege ich auf Stroh, ganz in Eisen. Ach, eine unvergeßliche Nacht! Und ein Glück, des Morgens muß Herr B—g—n ja wohl früher, wie gewöhnlich, weggehen, kommt mit einer kleinen Handleuchte vor meine Stube, mit den Worten: guten Morgen Madam! haben Sie gut geschlafen? Da erwachte ich und war so heiß, wie Feuer.“

„Die ersten Monate in meiner Gefangenschaft mußte ich manche Nacht, 12 Uhr, aufstehen, umhergehen; eine solche Aengstlichkeit überfiel mich, wenn ich erwachte.“

Doch schon zu weit sind die Gränzen dieser Blätter überschritten, als daß die vorhandene Menge ähnlicher Mittheilungen, wie die Vorstehenden, so wie eine nähere psychologische Beleuchtung des Seelenzustandes der Verbrecherin, und überhaupt die Geschichte ihres Lebens während der Verhaftung darin aufgenommen werden könnte. Es genüge das Angeführte, welches sich als Wahrheit durch die ganze Umgebung der Verhafteten bestätigte. Wir erkennen, daß die Unglückselige, lediglich stark in ihrer Verstellung, in der Entlarvung ohnmächtig zusammensinkend, derjenigen Festigkeit entbehren mußte, welche zum hartnäckigen Leugnen mehr oder weniger immer erforderlich ist. So erfolgte denn nach wenigen Tagen, getrieben von jener entsetzlichen Angst des Innern, Bekenntniß auf Bekenntniß. Aber eben aus dieser Quelle der Geständnisse, wobei, aller gerichtlichen Versicherungen des Gegentheils ungeachtet, die Verbrecherin fortwährend, bis sie einen Vertheidiger erhielt, in der Angst vor plötzlichem Hinschleppen zu einer grausenerregenden Richtstätte schwebte, ist es auch erklärlich, daß während die unnatürlichsten Verbrechen frei bekannt

wurden, dennoch in Nebendingen eine Menge von Unwahrheiten zu den Acten kam.

Schon nach einem halben Jahre waren alle jene Vergiftungen, welche in diesem Buche erzählt worden, eingestanden und zur moralischen Gewißheit ermittelt; wegen einer bedeutenden Anzahl blos muthmaßlicher Vergiftungen, welche Inquisitin nicht bekannte, und welche zum Theil offenbar irrig vom Stadtgerüchte ihr aufgebürdet wurden, hatten weitläuftige Verhandlungen Statt gefunden; mehr als dreißig Leichen waren aus ihren Gräbern heraufgegraben, und mehr oder weniger, um Spuren einer Vergiftung zu entdecken, untersucht worden; kurz Alles schien soweit vorbereitet, daß schon im Herbste die Untersuchung geschlossen werden konnte.

Darauf fand am 22. December 1828 die Bestellung des Defensors, nach der Wahl der Inquisitin, Statt. Sein Amt brachte es mit sich, und die große Furcht der Unglücklichen vor jeder peinlichen Strafe begünstigte es, daß er bald zu dem Besitze eines Vertrauens gelangte, wie es einem durch das böse Gewissen eben so sehr an Mißtrauen, wie an Heuchelei gewöhnten Wesen nur irgend möglich war. Je länger, desto mehr wuchs indeß dies Vertrauen.

Nach Erledigung verschiedener Zwischenanträge, zum Zweck des Defensional-Beweises, nach abermaliger Abhörung mehrerer Zeugen, wurden die auf diese Weise vervollständigten Acten dem Defensor am 29. April 1829, um eine schriftliche Vertheidigung daraus zu verfassen, zugestellt, welche er am 25. Juli einreichte.

Bei der Klarheit und Rechtsbeständigkeit der hinsichtlich der Hauptsache mit allen Zeugenaussagen und

sonstigen Umständen harmonirenden Geständnisse der Inquisitin mußte jene Schrift sich im Wesentlichen auf eine Prüfung des criminalgesetzlich erforderlichen Beweises beschränken. Insbesondere schien es zweifelhaft, ob, den Acten zufolge, bei mehreren oder auch nur einer der geständigen Vergiftungen und Giftmorde der Beweis, daß das dargereichte Gift die Ursache der „Beschädigung an Leib oder Leben" gewesen, auf eine gesetzlich bei Strafe der Nichtigkeit vorgeschriebene Weise sey ermittelt worden.

Am 22. Mai 1830 erließ das Obergericht, zum Zweck der Vervollständigung der Acten, eine ausführliche Instruction zum weiteren Verfahren des untersuchenden Gerichts darnach, in deren Folge die Acten wiederum dem Defensor zu seinen nachträglichen Erklärungen am 2. Juli mitgetheilt, und diese von ihm am 8. desselben Monats eingesandt wurden.

Endlich erfolgte am 17. Sept. 1830 die Verurtheilung der Verbrecherin zum Tode mittelst des Schwerdtes.

Völlig unvorbereitet und in aller Frühe wurde der Missethäterin das Urtheil Tags darauf eröffnet. Aber gleich beim Eintreten in das Gerichtslocal, so gestand sie dem Herausgeber, fiel ihr stets falkenartig umherspähendes Auge auf ein Gefäß, dessen Inhalt sie augenblicklich zum Schutze gegen Ohnmachten bestimmt glaubte, und sofort schloß sie, ehe ihr noch ein Wort gesagt war, auf das, was ihr bevorstand.

In Uebereinstimmung mit dem damals geführten Protocolle über ihre Erklärungen und ihr Benehmen, so wie mit dem, was sie ihm bald darauf mündlich geäußert hatte, schrieb sie dem Herausgeber am 27. Sept. 1830 das Nachstehende.

„Als ich am Sonnabend Morgen mein Urtheil er-

hielt, hatte ich zwei Stunden zuvor so sehr viel an meinen kleinen Heinrich gedacht; es war gerade der Tag, wo ich mich an meinem letzten Kinde versündigte, worauf es am Bußtage sein Leben endete. Dreimal habe ich diesen feierlichen Tag in meiner jetzigen Gefangenschaft unter stillen Thränen zurückgelegt....“

„Während mir mein Urtheil vorgesprochen wurde [56]) bekam ich keinen wirklichen Schreck; aber ein heftiges Beben und innerlichen Frost, welches mich bis jetzt noch nicht verlassen hat....“

„Meine Antwort, als ich mein Urtheil erhalten: daß ich dieses Urtheil und noch weit mehr verdient habe, weiß ich; deswegen ich es mit Dank annehme. Allein da Sie so gütig gewesen, mir einen Vertheidiger zu geben, so bitte ich sehr, denselben hievon zu berichten. Welches mir auch versprochen wurde.“

„Als ich nun in meine jetzige Zelle trete, bekomme ich ein heftiges Weinen. Darnach erinnerte ich mich eines Verses, den ich betete.“

„Tag des Danks! der Freudenthränen Tag!
Du, meines Gottes Tag!
Wenn ich im Grabe
Genug geschlummert habe
Erweckst du mich.

Wie den Träumenden wird's dann uns seyn.
Mit Jesu geh' ich ein
Zu seinen Freuden.
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.“

„Diesen Vers weiß ich mir aus meiner Jugend zu erinnern. Ich nahm gleich mein Gesangbuch; konnte aber diesen in der Rubrik von der Auferstehung nicht finden. Ob ich diesen Vers in dem Augenblick nach meinem Urtheil

beten mußte, bezweifle ich;[57]) indessen kann ich es nicht unterlassen, Ihnen mit Wahrheit darzustellen, wie ich an diesem Morgen mich befand.“

Blicken wir endlich auf den Seelenzustand der Unglücklichen zu der Zeit, wovon hier die Rede ist, so läßt es sich kaum verkennen, daß der Grund des Heils ihrem Herzen annoch ferne steht. Das bisher geschilderte Leben hat hier eine Scheidewand aufgethürmt, die vielleicht erst in den letzten Stunden vor dem Hinscheiden der Unglückseligen aus diesem irdischen Daseyn niederfällt.

So ist auch ihr Körperbefinden von der Reife zum Absterben noch fern. Im Gegentheil hat sich ihre während der Untersuchung durch die stete Furcht vor einem plötzlichen gewaltsamen Tode geschwächte Gesundheit seit geraumer Zeit bedeutend wieder gehoben.

Das obige Urtheil, welches dem Leben der Missethäterin ein Ziel steckt, jedoch noch erst der Bestätigung des hochpreißlichen Oberappellationsgerichts zu Lübeck bedarf, lautet, zum Schlusse dieser Blätter[58]), wörtlich also:

„In Untersuchungssachen wider Michael Christoph Gottfried Wittwe, Gesche Margarethe, geborne Timm, wegen Giftmischerei nnd mehrerer anderer Verbrechen, erkennt das Gericht nach Einsicht der Acten und nachdem die Untersuchung in Gemäßheit des Decrets vom 22. Mai d. J. vervollständigt worden, die Inquisitin, außer mehreren Diebstählen, Betrügereien und Meineiden, so wie der versuchten Abtreibung von Leibesfrucht, für überführt und geständig:

1) ihre beiden Eltern, ihre drei Kinder, ihren ersten und zweiten Mann, ihren Bruder, ihren Bräutigam Paul Thomas Zimmermann, die Anne Lucie Meyerholtz, den Johann Mosees, die Ehefrau des Rademachers Johann

Christoph Rumpff, geborne Mentz, die Ehefrau des Küpers Friedrich Schmidt, geborne Cornelius, und den Beschlagmeister Friedrich Kleine zu Hannover vorsätzlich mittelst Gift getödtet, auch den Tod der Tochter der besagten Schmidt, Elise, durch eine, wenn auch nicht erweislich vorsätzliche, Vergiftung verschuldet zu haben.

2) Dem gedachten Johann Christoph Rumpff in der Absicht, um ihn zu tödten, wiederholt Gift beigebracht und dadurch eine bedeutende Gesundheitsstörung bei ihm verursacht, so wie endlich

3) vielen andern Personen vorsätzlich, wiewohl ohne die erweisliche Absicht zu tödten, mit mehr oder minder nachtheiligen Folgen für ihre Gesundheit, Gift gegeben zu haben.

Das Gericht verurtheilt daher in Gemäßheit der peinl. Gerichtsordnung Art. 130, und unter Berücksichtigung der mildernden Grundsätze des heutigen Gerichtsgebrauchs, die Inquisitin Michael Christoph Gottfried Wittwe, ihr selbst zur wohlverdienten Strafe und Andern zum warnenden Beispiel, zum Tode mittelst des Schwerdtes, und beauftragt das Criminalgericht, für die Eröffnung und Vollstreckung, so wie für die öffentliche Bekanntmachung des gegenwärtigen Erkenntnisses und alle damit zusammenhängende Maaßregeln Sorge zu tragen.

Sämmtliche durch die Untersuchung wider die Inquisitin und durch ihre Verurtheilung und Bestrafung verursachte Kosten sollen aus ihrem Nachlaß, so weit er dazu ausreicht, ersetzt werden.

Erkannt im Obergericht. Bremen den 17. Sept. 1830."

(Folgen die Unterschriften.)

Noten.

1) So wurde die Verbrecherin gewöhnlich genannt. Das im Auslande verbreitete Gerücht, als sey sie unter dem Namen Gesina bekannt gewesen, ist falsch, und vermuthlich nur daher entstanden, weil es beim Beginn der Criminaluntersuchung bekannt wurde, daß sie diesen Namen später, aus Eitelkeit, anstatt des wahren, jetzt weniger vornehm klingenden, Gesche, angenommen habe.

2) Mißdeutungen vorzubeugen, ist hier indeß zu bemerken, was freilich damals Niemand wußte, daß jener würdige Geistliche von der Scheinheiligen um seine öffentliche Fürbitte ausdrücklich war ersucht worden. Vergl. unten S. 220.

3) Die in diesem Buche angeführten Namen von Personen sind, wo das Gegentheil nicht angezeigt ist, die wahren, und entweder auf ausdrückliche Erlaubniß der Betheiligten, oder in der Gewißheit mitgetheilt worden, daß die Letzteren nach Lage der Umstände — z. B. wegen bereits vorhandener Notorietät oder weil die mitgetheilten Beziehungen zu der Verbrecherin durchaus kein nachtheiliges Licht darauf werfen — dadurch nicht compromittirt werden können.

Wo bei verändertem Namen hie und da in dieser Geschichte eine Person dennoch aus den Umständen errathen werden möchte, der oder deren Angehörigen dies nicht lieb seyn dürfte, da beklagt der Herausgeber hierin eine bei der Wahrheit und Treue, welche er der Welt und der Verbrecherin schuldig war, unvermeidliche Unannehmlichkeit.

4) Nur dem letzteren Gerede lag insofern etwas Wahres zum Grunde, als bald nach dem Anfange des Untersuchungsverfahrens der Eigenthümer des Gottfried'schen Hauses in seinem Keller einen verschütteten Brunnen entdeckte, worauf er früher nie geachtet hatte.

5) Aus diesem falschen Wahne ist es erklärlich, wie die Gottfried, welche durchaus kein Gift zu bereiten verstand, kaum Kenntniß des einfachen Arseniks hatte, und nur die sogenannte Mäusebutter kannte, ohne aber auch nur von deren Bestandtheilen etwas zu wissen, gleich einer Brinvillier unter dem Namen einer Giftmischerin berüchtigt werden konnte. Da doch unter jenen Umständen die so schnell und zahlreich eingestandenen Giftmorde ihr, wenigstens in der juristischen Welt, a potiori eher den Namen einer Giftmörderin hätten zuziehen dürfen.

6) In dem Calender anderer Länder hat der 6te März nicht denselben Namen.

7) Wollnätherinnen: Verfertigerinnen von Frauenkleidern.

8) Während der Untersuchungsverhandlungen hat die Inquisitin diesen Umstand zu einem merkwürdigen Vertheidigungsplane benutzt.

9) Dies elterlich Timm'sche Haus verkaufte der Vater im Jahre 1815, kurz vor seinem Tode, an den Tischlermeister Martin Bolte, denselben, welcher später für die ganze ausgestorbene Familie das letzte stille Haus, den Sarg, verfertigte.

10) Ihr Körperbau war so zart, ihre Magerkeit so groß, daß ein Nachbar, A......, vielleicht nicht ohne einen Seitenblick auf das Gewerbe ihres Vaters, sie nur „das Zickelchen" (d. i. ein Ziegenlämmchen) zu nennen pflegte.

11) Das gute Gedächtniß der Verbrecherin erinnerte sich noch, daß ihr Vater diese erste Brille von einem Herrn Jakobi gekauft.

12) Eine nach der Form benannte Art von Weisbrod, für einen Groten oder ungefähr vier Pfennige.

13) Die Inquisitin machte während der Untersuchnng von

jener mütterlichen Aeußerung einen listigen Gebrauch zu ihrer Vertheidigung.

14) Eine große Zahl von Jugendfreundinnen der Inquisitin sind als Zeugen abgehört worden und einstimmig haben alle erklärt, daß sie sich nie mit ihr erzürnt, sie stets gern um sich gehabt haben.

15) Eine absichtliche Lüge der Verbrecherin, in ihrem feinen Vertheidigungsplane begründet.

16) Es befindet sich nicht bei den Acten, was die Inquisitin nur glaubte, weil sie ein Exemplar davon bis zur Verhaftung in ihrem Bureau aufbewahrt gehalten. Der Verfasser verdankt die Mittheilung dem Dichter selbst. —

17) Ausdrückliches wiederholtes Geständniß der Verbrecherin: „Ich, die Gott verließ, mußte so tief fallen."

18) Die Gottfried nannte dies: „die erste Sünde an meinem Körper."

19) Ueber die Ehe, (Hippel) pag. 326 und 327.

20) Als man sich gegen sie darüber verwunderte, daß Trauerspiele sie stets so kalt gelassen, erwiederte sie, fast empfindlich darüber, daß man sie so einfältig halten könne: „ich wußte ja, daß sie nur so thaten!" — Wenn ihre Freundinnen bei Aufführung jener Stücke häufig Thränen vergossen, pflegte sie von Zeit zu Zeit zu erinnern: „denkt doch, sie thun ja nur so!"

21) Eine seltene Bremische kleine Silbermünze, die auf dem Revers ein Kreuz zeigt, mit der Legende crux Christi est nostra salus, (Christi Kreuz ist unser Heil) und nach dem Volksglauben allerlei wohlthätige Wirkungen hervorbringt, z. B. daß ein Geldbeutel, worin sich ein Kreuz-halber-Groten befindet, nie leer werde.

22) Erdichteter Name.

23) Nämlich: 1) „Blumenkränze geselliger Freude. Eine Auswahl von Gesängen. 8. Bremen, bei Müller 1803," wovon

vier Auflagen erschienen sind; die letzte 1813. 2) „Blumenlese. Eine Sammlung der auserlesensten Gesänge deutscher Dichter, vorzüglich Chor- und Rundgesänge. 8. Bremen, bei W. Kaiser. 1816." Ist vergriffen.

24) Gottfried liebte es, Frauenzimmer durch buhlerische Auszeichnungen und Liebkosungen, ja durch Kuß und weitere Vertraulichkeiten bis auf's Aeußerste aufzureizen, um sich am Ende kalt zurück zu ziehen; eine Enthaltsamkeit, welche nicht etwa in seiner Tugend, sondern, wie als verbürgte Wahrheit versichert wird, physisch begründet war.

25) Dies ist dasjenige, was der von der Inquisitin während der Untersuchnng lange Zeit behaupteten Lüge: ihr Vater habe hinsichtlich auf Miltenberg zu ihr gesagt: „gieb dem Hunde Gift!" zufolge eines spätern Geständnisses an den Herausgeber, als einzig wahr zum Grunde liegt.

26) Natürlich! er wollte sich nicht bestehlen lassen.

27) Dies mußte sie wohl, um nicht in schlechten Verdacht zu kommen, zumal ihr Mann kaum sich von dem Tode des Vaters überzeugt hatte, als er auch bereits das ganze Haus nach Gelde durchsuchte.

28) Wie es sich mit dem Grunde dieser sogenannten Prophezeihung verhalte, ist nicht klar. Doch ist sie factisch; Miltenberg's lebende Freunde wissen davon und sie ist durch Zeugnisse im Untersuchungsverfahren bestätigt, z. B. Aussage des Fr. Bleydorn Ehefrau, fol. 443 act. sqq.

29) Blick in die List dessen, der von Anfang an Lügner und Mörder gewesen!

30) Auf die Frage: weshalb sie vor den Schwalben so sehr erschrocken sey? erwiederte die Verbrecherin: „ich dachte, daran sieht es Mutter!"

31) Vermuthliche Hindeutung auf die unversorgten Kinder; nach der eignen Meinung der Gottfried.

32) Bezieht sich auf eine dies behauptende Zeugenaussage.

33) In Ansehung der betrügerischen Corsetts wohl glaublich.

34) Fingirter Name.

35) In dem bedeutenden Schuldverhältnisse der Verbrecherin zu X. und ihrer Furcht, seinen Erben einst nach der Strenge Alles erstatten zu müssen, lag der Grund seiner Sicherheit vor ihrem Gifte. X. vergiften war ihr so viel, als: sich selbst unglücklich machen.

36) Fingirter Name.

37) So finden sich viele Briefe der Verbrecherin überschrieben; höchst selten trifft man auf ein ausgefülltes Datum: ein Beweis, wie sie gleichsam in den Tag hineinlebte, unbekümmert über das Dahinschwinden der Zeit, abgeneigt, sich durch Bemerkung der Zeitabschnitte daran zu erinnern.

38) Eine dem Gewichte nach gewöhnlich zur Hälfte aus Arsenik, zur Hälfte aus einer Fettigkeit, als Schweineschmalz oder dergleichen, bestehende Masse.

39) Andere bestimmte Motive der wiederholten Vergiftung der Mamsell Heckendorf konnten nicht ermittelt werden. Die Verbrecherin, darum befragt, versank immer nur in beschämenden Schmerz und fragte dann selbst, anscheinend mit aller Aufrichtigkeit: „Ach Gott! das sagen Sie mir nur, warum habe ich es doch gethan!" — Das Vergiften war ihr schon so zur Gewohnheit geworden, daß sie außer dem aufwallenden Gedanken keines bestimmten Vorsatzes dazu mehr bedurfte.

40) Herr Kleine erinnerte sich dieses Vorfalls im Verhöre nicht mehr.

41) So verschlingt sich ein Verbrechen in das andere. Die Buhlerei mit Kassow veranlaßte die Geschenke, die er jetzt zurück verlangte. Aus Angst vor Entdeckung ihres Lebenswandels mußte die Verbrecherin endlich die Zurückerstattung bewilligen; so sah sie

sich zur Aufnahme des Darlehns bei Herrn Kleine — den sie hier ihren Onkel in Hannover nennt — gezwungen, und daraus ging am Ende wieder dessen Ermordung hervor.

42) Die Verbrecherin räumte nur die letztere Lüge und einige unbedeutende Unterschlagungen ein; von andern Entwendungen wollte sie nichts wissen, mit der Betheurung, es sey nichts da gewesen.

43) Dieser letztere Umstand hat an der nachherigen Vergiftung beider Personen, nach aller Wahrscheinlichkeit, einen nicht unbedeutenden Antheil.

44) X. stellt dies in Abrede.

45) Auf den ersten Blick scheint die Anknüpfung dieses letzteren Umstandes an das Vorhergehende unpassend; allein der Ideengang der Verbrecherin bei dieser Mittheilung war der: sie habe sich so sicher vor Entdeckung ihrer geheimen Thaten gefühlt, daß selbst jene Nebelerscheinung des Ermordeten ihr keine Sorge eingeflößt.

46) So fand sich einst ein frisch gebackenes Roggenbrodt im Schmutze auf dem Hofe liegend; eine saubere, sorgfältig verschlossene Blechtromme war — mit Excrementen angefüllt, und dergl. mehr.

47) Bei der Heuchlerin, bei der Alles Lug und Trug war, wähne man übrigens nicht, daß sie auch nur solche Brieflein selbst verfaßt hätte. In ihrem Pulte fanden sich bei der Verhaftung die Concepte dazu, namentlich zu dem angeführten, (welches, ihrem Geständnisse zufolge, ein Herr H—k—t verfaßt hat) von fremder Handschrift. In ihren mannigfaltigen geselligen Verbindungen fiel ihrer List die Erlangung jener Eselsbrücken nicht schwer, ohne daß sie im Mindesten die eigne Geistesleere hätte blos zu geben brauchen.

48) X. stellt dies in Abrede.

49) Hier fand es sich bei der späteren Ausräumung des Zimmers und gelangte in gerichtlichen Gewahrsam.

50) Auch bei der äußersten Gemüthsbewegung fiel die Heuchlerin nie aus der ihr zur andern Natur gewordenen Rolle. Seit 24 Stunden hatte sie keinen andern Gedanken, als den, daß die Vergiftung des Specks sie verrathen könne; aber auf die unerwartete Frage der Magd war augenblicklich die Antwort der Unschuld bereit: ach! da habe ich noch nicht wieder an gedacht!

51) Um Aufsehen zu vermeiden, wählte man die Abendzeit, wo im Dunkeln der Transport durch den Polizeicommissär Statt fand.

52) „Stelle dein Schicksal Gott anheim! Du bist für diese Welt verloren!" — Man hat keinen Namen für die Entfremdung von allem Göttlichen, die in jenem Augenblick den Gedanken eingeben konnte.

53) Auch einen Thaler kleinen Geldes vergaß sie nicht mitzunehmen.

54) Aehnliche Erfahrungen ängstigender Gesichte sind bei schweren Verbrechern nichts Unerhörtes. Man sehe z. B. die von Hitzig herausgegebene „Lebens- und Bekehrungsgeschichte des Doctors der Rechte J. D..., eines am 30. September 1817 zu Aarwangen im Canton Bern hingerichteten Diebes und Mörders. Berlin 1827." pag. 49 u. f.

55) In Schauder erregender Rückerinnerung erläuterte sie mündlich dem Herausgeber: „sie habe sich plötzlich einschrumpfen gefühlt, so klein, so klein, kaum eine Spanne lang."

56) Als Beweis der Geistesgegenwart und des Gedächtnisses der Missethäterin ist es bemerkenswerth, daß sie dem Defensor das ihr nur einmal vorgelesene Urtheil wörtlich hersagen, die Handschrift desselben beschreiben und den Raum genau angeben konnte, den es weniger, als drei Folioseiten, eingenommen.

57) Dieser Zweifel bezieht sich auf eine vorhergegangene Unterredung des Vertheidigers mit der Verbrecherin. Als dieselbe ihm nämlich mündlich äußerte, daß unmittelbar nach der Publication des Todesurtheils ihr jene in früher Jugend gelernten, später nie-

mals wieder ihr erinnerlich gewesenen Verse eingefallen seyen, und sie solche darauf Tag und Nacht unwillkührlich sich habe hersagen müssen; so ergriff der Herausgeber diese Gelegenheit, die Delinquentin auf die Finsterniß ihres Innern, worin sie jene Worte des Dichters (Klopstock) auf sich anwendbar halten könne, aufmerksam zu machen. — Jener schriftliche Zweifel ist daher bestimmt, die gegebene Herzensblöße einigermaßen wieder zu bedecken. —

Uebrigens ist die eigenthümliche Erinnerung der erwähnten Verse wohl erklärlich. Alles Schreckliche des Urtheils bestand nämlich für die so überaus leidens- und schmerzensscheue Verbrecherin damals lediglich in ihrer gränzenlosen Furcht vor der eigentlichen Execution der Strafe. Den Versen aber liegt unter Anderem die Idee der Ueberwindung vergänglicher Leiden zum Grunde, und gerade hierin lag für ein Gemüth, welches von allem Geistigen absehen konnte, das allein Anregende, das tröstliche Interesse.

58) Das Resultat der Appellation an das Oberappellationsgericht abzuwarten und im gegenwärtigen Buche mitzutheilen, war nach den Umständen unmöglich, weil die bedeutende Auflage desselben bei Eröffnung des Endurtheils bereits fertig seyn und sofort ausgegeben werden mußte. Denn das gespannte Verlangen des Publicums auf diese Geschichte durfte um so weniger länger unbefriedigt gelassen werden, als sonst auch wiederholter Betrug desselben mit ähnlichen, wie dem Quedlinburger Romane, nur zu bald zu befürchten gewesen wäre.

Ueberdies ist des allgemein interessanten Stoffs zu einer eigenen Geschichte der Gottfried während ihrer Verhaftung, wie in der Vorrede bemerkt worden, so viel, daß damit leicht ein zweiter Band zu füllen seyn dürfte, und dieses zur Vermeldung des endlichen Schicksals der Unglücklichen der füglichste Platz.

Zugaben.

Nach den besonderen Beziehungen, worin die Verbrecherin, der Geschichte zufolge, mit dem Herrn Magister R. und ihrer Freundin Marie H. gestanden, möchte in mehrfacher Hinsicht, namentlich auch zu Verhütung jeglicher Mißdeutung, ein Blick in jene Beziehungen, wie sie sich nach der Entlarvung der Scheinheiligen gestaltet haben, in diesem Buche nicht fehlen dürfen. Ein Par Briefe derselben aus dieser Zeit erscheinen dazu besonders paßlich, von denen der letztere zur besseren Characteristik in der eigenthümlichen fehlerhaften Schreibart der Gottfried verbleiben möge.

1.

„Herr Doctor R. Wohlgeb.

Entschuldigen Sie gütigst, daß ich mir die Erlaubniß nehme und Ihnen ein Par Zeilen schreibe, da ich fühle, daß ich Ihnen so oft eine Unwahrheit sagte und auch schriftlich zusandte, theils aus Furcht, theils aus Gewohnheit. Hätte ich immer die Wahrheit geredet, den lieben Gott gefürchtet, die Lehren meiner guten sel. Eltern treu befolget, so würde mir dieses traurige Loos nie zu Theil geworden seyn, mein sel. Mann, nebst seinem Vater, und alle meine andern Angehörigen, an denen habe ich mich sehr versündiget; dieses fühle ich täglich mehr; leider kann ich es nicht zurück nehmen; meine Sünden sind zu groß und zu viel.

Selbst in meiner Gefangenschaft habe ich den Meinigen manche Unwahrheit nachgesprochen aus Furcht vor Strafe; ich fühle aber täglich, daß meine Sünden dadurch größer werden; da mich das Lesen guter Bücher völlig überzeugt, daß dem lieben Gott auch nicht die kleinste meiner Thaten verborgen bleibt.

Wie gerne, lieber Herr Doctor, wünschte ich wieder eine wahre Christin zu werden, mich mit Gott und Menschen wieder auszusöhnen und durch meinen Wandel zu zeigen, daß ich mich gebessert hätte. — Wie werde ich bestehen, wenn ich so aus dieser Welt gehen sollte. O wie tief fühle ich meine Vergehen, wie bereue ich meinen Lebenswandel! Bitten und beten Sie doch auch für mich. Ich weiß, daß Sie sehr bekannt mit Herrn Senator Dr.... sind, der die Güte selbst ist, ob nicht noch Rettung für mich zu hoffen ist; Gott sieht jetzt in mein Herz, sieht meine Reue, und so vertraue ich, daß seine allgütige Vaterliebe mich in Gnaden annehmen wird.

Sie, Herr Doctor, bitte, durch ein Par Zeilen ihre Vergebung mir zu versichern, wenn ich Sie beleidigt habe; hätte ich Ihre Lehren befolgt, so würde mein Loos jetzt besser seyn.

Daß Sie meine Bitte erfüllen, bin ich von Ihrem guten Herzen überzeugt.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau, wie auch Madam Kassow; letztere wünschte ich so gern um Verzeihung zu bitten.

Ergebenst

G. M. G."

2.

„Liebe Marie

Gott will wir sollen Glücklich seyn, drum gab Er uns Gesetze. — Diese Worte liebe Marie — Erinnern mich, wie ich von meiner letzten Reise von Hannover zurück kehrte, und H. Rumpf mir die zehn Gebote schenkte, ich freute mich daß Selbige so schön eingefaßt waren und hing es in mein Zimmer, ach Marie jetzt erst sehe ich es ein, es war ein Ruf vom lieben Gott, hätte ich Sie gelesen und nie aus meinen Händen gelassen, und wie der verlohrne Sohn, von selbsten umgekehrt und mich gebeßert, so wäre ich der Welt nicht zu schanden geworden, und der liebe Gott würde mich große Sünderin gewiß verziehn haben, aber würde ich es wohl je geglaubt haben daß meine Sünden so groß und so viel wären, würde ich Sie wohl so viel und so bitter beweinet und bereuet haben, als jetzt in meiner Gefangenschaft, Nein Marie. Dazu war ich zu tief gesunken, und zu sehr an Lastern gewöhnt, — mein Zustand ist schrecklich, nicht meine Gefangenschaft Ach die ist so Erträglich, und besser als ich verdiene, aber mein Inneres meine Angst und Innere Vorwurf verlassen mich nie, des Abends 10 Uhr wenn alles sich zur Ruhe legt, den Erwache ich aus meinen Schlummer und alle meine Sünden liegen vor mir, mein Gefühl über meine Sünden lassen sich mit der Feder nicht ausdrücken.

Marie — Erinnere Dich wie Du an meinen Hochzeit-Tage mich Ankleiden halfst. Ach Gott, ich war so glücklich wie eine Königin, schon den Tag zuvor hatte ich eine solche innige Freude, die gewiß mich nie verlassen haben würde, wenn ich F r o m m und T u g e n d h a f t geblieben wäre, oder mich vorher geprüft und gefragt machst Du deinen künftigen Mann glücklich oder Unglücklich, aber Leichtsin und Eitelkeit, und ein böses Herz, ist Ursach an mein Unglück. Ach Marie denke, noch in den letzten Tagen bat Miltenberg Gottfriedt, mich nicht zu verlassen, Ach wenn Er damals gewußt hätte daß ich seine M ö r d e r i n sey würde Er diese Bitte wohl für mich gethan haben — — — — — — — — — —

und Gottfriedt wie Treu erfülte Der seyn versprechen, wie angenehm suchte Er mir mein Leben zu machen, Erinnere Dich Marie nur den kleinen Garten an unserm Hause, wenn ich des Morgens noch Schlieff überraschte mich Gottfried mit schönen Blumen in unsern Garten, wenn ich den im Garten ging konnte ich mich so freuen über daß schöne, daß ich oft in stillen Thränen vergoß, über die schönen pflanzen womit Er mich so oft überraschte, und mit welchen großen Undank, habe ich meine beiden Männer bis auf diese letzte Stunde belohnt, und hätte ich 10 Kinder gehabt, Gottfried würde Sie gewiß als seine Eigene geliebt haben.

Dazu ließ mich der seel. M. in einen solchen großen Wohlstande, welches ich jetzt erst einsehe, wo ich nie in der Lage kommen konnte, Gelder von andern zu leihen, aber so unerfahren war ich, und nie habe ich Vertrauen zum lieben Gott gehabt, der mich so geseegnet hatte. Daß ich meinen Neben Menschen dienen solte und in der Noth beistehen, dieses thut mich oft wehe daß ich nie jemanden erfreut habe.

Wie überaus glücklich hätte ich jetzt unter den meinigen Leben können, welche Freude an meine Kinder haben, oft Erinnert mich wenn ich Ihnen des Abends kleine Geschichten erzählte, wie Sie den so bitter weineten, dieß war doch ein Beweiß von guten Herzen, oft wünscht mein Herze, noch ein mal die Meinigen zu Umarmen, und den zu Sterben. — — — —

Wie Glücklich war meine Jugend, und von so Frommen Eltern gebohren und erzogen, ach keine Ader habe ich von meine guten Eltern geerbt, Ach Marie sähe meine gute Mutter mich jetzt, Sie würde blutige Thränen Weinen, Ach meine Mutter konnte mit Wahrheit Tugendhaft genant werden, Sie ging uns Kindern mit guten Exempel vor, aber ich Erinnere mich daß ich Ihr gewöhnlich widersprach, wo Sie einmal Bittere Thränen über vergoß. — — — —

Marie einmal Erinnere ich mich war ich in Hannover, in der Kirche es Predigte Her Pastor Sievers, der Inhalt seiner Predigt war, vorzüglich wie sich der Mensch in Leiden zu verhalten habe, aber fing Er zuletzt an. wehe Dir der Du Dir Dein Leiden selbst zuzogst, in den Augenblick Marie, war als ob mir mein Inres sagte dieser Mann ist mit deinen Sünden bekannt. Ach so hat es oft in meinen Gewißen angeklopt, aber nie habe ich gegen meine Sünden gekämpf und nie Gebeten Ach Marie so schlecht ist kein Geschöpf auf diese Welt als ich, freue Dich daß Du im Umgange mit mir durch Gottes Beystand Tugenhaft geblieben bist, Weine über deine Unglückliche Freundin eine Thräne des Mitleids.

Wenn ich jetzt zurück blicke was war mein Leben, — Ein Traum, ich habe mit Wahrheit gar noch nicht gelebt, mein Confirmation Tag, welch ein froher Tag, wie freuten sich meine seel. Eltern daß Gott Ihnen diesen Tag habe Erleben lassen. es muß ein Himlisches Gefühl für Eltern seyn alle diese Herrliche Freuden waren auch vom lieben Gott für mich ausersehen, wenn des Sonntags die Glocken Läuten, der Ruf zur Kirche, den fühle ich wie der Sontag von mir entheiligt ist, den Wünsche ich oft meine Jugend zurück.

Liebe Marie auf dieser Welt sehe ich Dich nie wieder, und in jene Welt, Ach hier laß mich schweigen, und nur auf Gott und Jesum blicken, Ihn bitten daß Seyn bittern Todt auch mir zu gute komme, Der den Schächer am Creutz in der letzten Stunde nicht verließ, wie Er zu Ihn rief. Sollte Der sich nicht über eine Ungluckliche Erbarmen, Ach und wie schwach ist oft mein Glaube, dann treten wieder alle meine Sünden vor mir und ich werde zweifelhaft — —

Lebe wohl Marie. Gott erhalte Dich gesund und schenke Dir bald Deine verlohrne Kräfte wieder, und Verzeih Deine Unglückliche Freundin — — — — — — "

3.

Zum Bildnisse der Gottfried.

Stahlstich von J. J. Wagner.

Verlag von Wilhelm Kaiser in Bremen.

Dieser zugleich mit gegenwärtigem Buche in's Publicum kommende Umriß ist, möglichst treu, nach dem Leben gezeichnet. Nur ist dabei zu bemerken, daß die Gottfried im gewöhnlichen Leben dennoch so nicht erschien, eben weil dies der wahre Ausdruck ihres Gesichts ist. Das Gepräge der Sünde und des Unfriedens wird auf dem Gesichte der Gottfried nur zuweilen, nämlich durch eine besonders peinliche Stimmung sichtbar, z. B. beim Andenken an die Ermordung ihres Vaters und ihres Sohnes Heinrich, oder bei einer Demüthigung, wie es für die eitele Sünderin das Sitzen zum Abzeichnen in ihrem ungeputztem Zustande war. Im gewöhnlichen Leben ist durch stete einstudirte Angewöhnung jedes phisiognomische Merkmal weggekünstelt. Ja, nach dieser regelmäßigen künstlichen Phisiognomie, worin alle Sanftmuth, Zartheit und Wohlwollen andeutende Züge harmonisch gerundet erscheinen, sollte man, zumal bei der hervorstechenden Weiblichkeit des ganzen Wesens, die Thaten desselben für unmöglich halten, — wenn nicht der stiere Augapfel die fleischigten Züge des Gesichts Lügen strafte und zuweilen ein entsetzlicher Blick — das vollendete Gegentheil der Liebe — gleichsam wie eine lechzende Höllenflamme, daraus hervorzuckte.

Das gleich dem Bilde höchst glücklich gerathene fac simile unter dem Stahlstiche ist aus dem zuletzt mitgetheilten Briefe an die Freundin Marie entnommen.

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite 7. Der Transport geschah nicht in einer Kutsche; die G. befand sich am Abend wohl genug, um zu Fuße dem Orte ihrer Verhaftung zugeführt zu werden.

" 52 Zeile 5 v. u. lies den statt dem

" 235 " 4 v. u. lies Verzweiflung st. Verzeiflung.

" 248 am Ende. Herr Doctor A. war nicht, wie es hier angegeben, Curator über den Nachlaß des Mosees, sondern dessen Testamentsvollstrecker. Der Irrthum konnte sich einschleichen, da Herr Doctor A. nicht als Zeuge vernommen worden, mithin aus den Acten über das fragliche Verhältniß nichts hervorgeht. — So brachte denn der Herausgeber auch erst später in Erfahrung, daß die Gottfried den ganzen Betrag ihres nachherigen Vermächtnisses schon früher von Mosees gegen Ausstellung zweier Wechsel dargeliehen erhalten, also bei deren Verfall einen besonderen Sporn zur Vergiftung hatte.

Ankündigung.

Nächstens wird von dem Herrn Verfasser des vorstehenden Werks die als zweiter Theil dazu zu betrachtende

Geschichte der Gottfried während ihrer Gefangenschaft,

im Verlage des Unterzeichneten, erscheinen; enthaltend unter Anderem die Visionen und Träume der Verbrecherin, ihren Entschuldigungsplan, Beleuchtung des Criminalverfahrens, die Vertheidigungsschriften und deren gerichtliche Bestreitung, Notizen über vermeinte Vergiftungen, welche die Gottfried nicht eingestanden hat, Mittheilungen aus dem Gebiete der Seelsorge für dieselbe, Bekehrungsgeschichte, Endurtheil ꝛc. und alles das, was überhaupt ein ferneres Interesse des gebildeten Publicums in Anspruch nimmt.

Wilhelm Kaiser,
Buchhändler.

idm

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voget, Friedrich L.,

Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margarethe Gottfried, geborne Timm

Bd.: [1]

Bremen (1831)

Biogr. 465 q-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063536-7